Paed. Pr.
1693 (7.

Jugendbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jugend-
Bibliothek

von

J. M. Hauber,

k. b. Hofprediger und Hofkaplar.

Siebentes Bändchen.

Mit 1 Kupfer.

Zweite Auflage.

München, 1831.
Bei Jakob Giel.

181. 15.

C. Schleich sc.

Die Büſsende.

Lesefrüchte.

Geschichten und Erzählungen
für
Freunde des Guten und Schönen.

Gesammelt und herausgegeben
von
J. M. Hauber,
k. b. Hofprediger und Hofkaplan.

Mit 1 Kupfer.

Zweite Auflage.

München, 1831.
Bei Jakob Giel.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Die Macht der Versuchung.

Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde. Gott reizet nicht zum Bösen. Er versucht Niemand. Sondern jeder wird von seinen Leidenschaften versucht, dahin gerissen, gelockt. Die Lust, wenn sie empfangen hat, so gebiert — sie die Sünde. Die Sünde aber, wenn sie vollbracht wird, gebiert den Tod. Jak. 1. 13—16.

Vater Bruno feierte heute seinen vier und siebenzigsten Geburtstag im Kreise seiner Kinder und Enkel. Der unbeschreiblich milde und reine Frühlingsmorgen lud ihn ein, in's Freie zu wandeln, und unter dem Apfelbaume, den er an dem Geburtstage seines Erstgebornen gepflanzt hatte, und der eben jetzt in aller Herrlichkeit blühete, sein Frühstück zu nehmen.

Jung und Alt umkreiste den ehrwürdigen Altvater im frohen Getümmel. Voraus eilten die Kleinen im muntern Lauf', um den Ehrenplatz des lieben Großvaters mit Blumen und Blüthen zu bestreuen, und zunächst an ihm zu sitzen, zu lehnen oder zu stehen, je nachdem es der Platz erlaubte. —

Bruno hatte die ächt christliche Gabe, seine Enkel in Geschichten, Erzählungen und Gleichnissen zu belehren, und ihr Herz für alles Edle und Schöne empfänglich zu machen, in einem sehr hohen Grade; darum hiengen auch die Kleinen mit ganzer Seele an ihm, und ein Wort der Belehrung oder des Tadels aus dem Munde ihres Großvaters machte bleibenden Eindruck auf ihr unverdorbenes Herz, darum lebte aber auch der fromme Altvater unter seinen Enkeln gleichsam auf's Neue wieder auf, und sie waren seine höchste Freude.

Nur Friedrich, dessen Aeltern eine böse Seuche in einer und der nämlichen Woche weggerafft hatte, der älteste unter ihnen ein lebhafter, leichtsinniger Knabe, verursachte ihm vielen Kummer theils wegen seiner Heftigkeit, mit der er auf die Erfüllung jeder seiner Wünsche drang, theils wegen der Schwäche, die er seinen aufkeimenden Neigungen und Unarten entgegensetzte. Eine geringe Versuchung, ein schwacher Reiz war manchmal schon hinreichend, die heilsamsten Lehren, Ermahnungen und gefaßten Vorsätze in ihm zu unterdrücken, und auf diesem Wege, — das sah Bruno wohl voraus, würde er einst sich und andere unglücklich und elend machen.

Mit wehmüthiger Liebe nahm er, nach genommenem Frühstücke Friedrich bei der Hand, und sagte ihm mit feierlichem Ernste, indem eine Thräne in seinem Auge zitterte: „Mein lieber Friedrich! Dein schriftlicher Glückwunsch, und noch mehr deine heiligen Gelübde und Versprechungen haben mein Herz mit Trost und Freude erfüllt, und in mir den innigen Wunsch erzeugt, dir entgegen etwas ans Herz zu legen, was dich nicht nur vor Unglück und Schaden bewahren, sondern auch zeitlich und ewig glücklich machen kann.

— Du hörst so gern Erzählungen; nun so will ich dir eine zum Besten geben, die, wenn auch in's Gewand der Dichtung eingekleidet, doch eine Wahrheit darstellt, von der du dich nicht innig genug überzeugen kannst; nämlich die Macht der Versuchung, der du schon so oft unterlegen bist, und die mit jedem Siege deine edlere Kraft mehr lähmt, mit jedem Falle die Sinnlichkeit in dir herrschender macht.“ —

„Höre, und laß dich warnen, o du mein theures Herzenskind!“ So sprach Bruno, küßte den gerührten Knaben auf die Stirne, und fieng zu erzählen an, wie folgt:

„Berthold war ein deutscher Handelsmann, und es soll ihm einmal folgende merkwürdige Begebenheit zugestossen seyn, die, wenn auch nicht in allen ihren Umständen wirklich geschehen, doch aus wichtigen Ursachen des Wiedererzählens würdig ist.“ —

„Er hatte sich in einer der großen Gebirgswaldungen unsers Vaterlandes verirrt, und weil er angespornt von unmäßiger Geldliebe zu der Zeit um vielen Gewinnst Vieles wagte, führte er an Kostbarkeiten, Wechseln und baarem Gelde einen bedeutenden Schatz hinter sich auf dem Pferde, so daß ihm anfieng ganz bange zu werden, wie er so mit einbrechender Nacht durch ein dunkles Thal ganz einsam und auf unbekannten Wegen hinritt.“ —

Wenn der Mensch sein Herz von Gott wegwendet, und ganz an das Irdische hängt, dann wandelt er auf unbekannten Wegen, wandelt blind, weil die Leidenschaft eine Binde um das Auge des Geistes gewunden hat.

„Daß der arme Berthold in eine sehr abgelegene Schlucht gerathen war, konnte er wohl merken, denn

das Wild (die bösen Neigungen) war ganz und gar nicht mehr scheu vor ihm, und die Eulen kreischten so nahe über ihn hin, daß er oftmal ganz unwillkührlich den Kopf in die Schultern zog, vor ihren dreisten Flügen, und ihrem häßlichen Klatschen mit den Fittigen.“

„Da ward er endlich eines Menschen ansichtig, welcher mit festem Tritte den Fußsteig vor ihm entlang gieng, und sich ihm auf Befragen als einen Holzarbeiter kund gab, der mit seinen Hausleuten hier im Forste wohne.“

Sieh, mein lieber Friedrich! an guten und ermunternden Beispielen, die uns voranleuchten, läßt es uns die göttliche Gnade nie ermangeln, und wenn wir auf Gott gläubig sehen, und in frommer Liebe, treu in unserm Berufe, auf seinen Wegen wandeln, dann verfolgen wir die einzig rechte Bahn, dann können wir muthig, auch wenn es dunkel um uns ist, vorwärts schreiten, und haben nichts zu scheuen, nichts zu fürchten. Wenn Gott mit uns ist, wer kann gegen uns seyn? — Wenn er uns schützt, wer kann uns schaden? —

„Bertholds Bitte um Nachtlager und um Zurechtweisung auf Morgen war bald, und so treuherzig bewilligt, daß alles Mißtrauen verschwand, und man im besten Vernehmen bei der kleinen Hütte ankam. Da trat die Hausfrau mit einer Leuchte aus der Thür, hinter ihr die freundlichen, grundehrlichen Gesichter der Kinder und der Lichtstrahl, welcher auf des Wirthes Antlitz fiel, offenbarte so altdeutsche, zuversichtliche Züge, wie wir sie noch glücklicherweise unter unserm Volke häufig anzutreffen gewohnt sind.“ —

Wenn wir, lieben Kinder, redlich nach Wahrheit und Rechtschaffenheit ringen, dann kommt uns die

himmlische Weisheit mit dem Strahle des ewigen Lebens entgegen, das darin besteht, daß wir Gott erkennen, und den Er gesandt hat, Jesum Christum. In ihrem Umgange gesellen sich zu uns, in geschwisterlicher Liebe, ihre Kinder, die christlichen Tugenden, und dann erst wird uns wohl, wir fühlen uns heimathlich, und Gottes Friede, der allen Begriff übersteigt, wohnt in unserm Herzen. — Kinder! lohnt es nicht der Mühe, sich selbst zu beherrschen, und niemals seinen sinnlichen Neigungen, sondern der Stimme Gottes im Innern zu gehorchen? — Doch höret weiter. —

„Man trat mitsammen in die helle, warme Stube, und setzte sich um den gemeinschaftlichen Heerd, wobei der Reisende so wenig Besorgnisse wegen seiner Reichthümer empfand, als wäre er nach Hause gekommen zu Vater, Mutter und Geschwistern. Er schnallte blos sein Gepäck vom Pferde los, welches er einem Sohne des Holzarbeiters gern zur Besorgung überließ. Dann setzte er seine Bürde in die erste, beste Ecke des Zimmers ab, und wenn er seine Waffen dicht hinter sich legte, geschah es mehr aus einer löblich hergebrachten Reisesitte, als weil er nur irgend die Möglichkeit geahnet hätte, daß man hier von dergleichen Dingen Gebrauch machen könne. Man erzählte sich nun einander Unterschiedliches hin und her, der Kaufmann von seinen Reisen, der Holzarbeiter von dem Walde, und die Familie sprach freundlich, aber bescheiden darein.“ —

Die himmlische Weisheit, deren Anfang die Gottesfurcht ist, erzeugt die Liebe, und wo Liebe ist, da ist Licht und Wärme, und Licht im Verstande, Wärme im Herzen; da ist Gottes Wohnung im Menschen; da erleichtert sich das sorgenschwere Herz, und sieht das irdische Gut und die irdische Plage nur als eine Zugabe, das Reich Gottes aber für die Hauptsache an.

Das Herz des Christen ist da, wo sein Schatz ist; und ist die herrschende Gesinnung, ist der Geist nach Oben gerichtet, so muß sich nach und nach der ganze Mensch, mit seinen Neigungen und Wünschen veredeln, so muß auch der Leib ein Tempel Gottes werden. — Seht das im Verfolge der Erzählung. —

„Dieses fröhliche Zusammenseyn wurde auf einmal durch ein seltsames Anpochen an die Thür unterbrochen. Der Finger dessen, der draussen stand, klopfte ganz leise, aber der schwache Schall ließ sich dessen ungeachtet ganz deutlich durch die Stube hin vernehmen.“

„Man hielt mit dem heitern Gespräche ein, und ward etwas ernsthafter, während der Hausherr freundlichen Angesichts rief: Nur immer herein, Vater, in Gottes Namen!“ —

„Da kam ein kleiner sittiger Greis zur Thür leise hereingeschlichen, grüßte alle sehr gutmüthig; nur daß er den fremden Mann etwas verwundert ansah. Dann aber näherte er sich dem runden Tische, und nahm den untersten Platz ein, der für ihn offen gelassen zu seyn schien. Berthold mußte sich gleichfalls über ihn verwundern. Denn er trug eine Tracht, die aus sehr alten Zeiten her zu seyn schien, dabei aber noch gar nicht verblichen oder zerrissen war, sondern vielmehr höchst sauber gehalten. Dabei war er, wie schon gesagt, sehr klein, aber nicht unanmuthigen Angesichts, auf welchem jedoch etwas, wie eine tiefe Trauer, lag. Die Familie sah ihn mit großem Mitleiden, aber wie einen alten Bekannten an.“ —

So meine Kinder! verhält es sich mit unsern Neigungen, so lang der Mensch dieselben unter die Herrschaft des Geistes stellt und in der Wahrheit wandelt. Sie sind schwach und unmächtig gleich dem da-

herschleichenden Greise. Den Kindern vom Hause, den edlern Kräften der Seele, und den himmlischen Einwirkungen der Gnade gebührt der erste, ihnen der untergeordnete letzte Platz. Denn sie tragen das Gewand ihres irdischen Ursprunges an sich, das traurige Erbe der Sünde hängt ihnen an, und ihr natürliches Streben ist immer gegen den Geist gerichtet. (Röm. VII. 15—25.) Darum ermahnet auch die ewige Wahrheit: „Wachet und bethet, daß ihr nicht in Versuchung gerathet! Der Geist ist zwar willig; aber das Fleisch (der Leib) ist schwach. Matth. XXVI. 41.“ — Diese Ermahnung befolgte unsere fromme Familie.

„Der Holzarbeiter sprach jetzt laut ein salbungsvolles Abendgebeth und stimmte das fromme Lied: Nun ruhen alle Wälder! — an — in welches die Kinder miteinstimmten und die Hausmutter; auch der fremde Greis sang mit; sah aber mächtig in die Höhe, als der Kaufmann, der indessen seine Gedanken bei seinen Gütern hatte, nicht mit in das Lied einstimmen wollte. Der fromme Holzarbeiter, der dieses bemerkte, ermunterte Bertholden durch ernsthaftes Winken, daß er doch mitsingen solle. Das geschah denn endlich, alles war zufrieden und andächtig, und nach noch einem gemeinsamen Gebethe gieng der kleine Greis verneigend und demüthig zur Thür hinaus. Als sie aber schon in die Klinke gesprungen war, riß er sie noch einmal auf, warf einen furchtbar wilden Blick auf Bertholden, und schlug sie dann krachend wieder zu.“ —

Sieh, lieber Friedrich! wie schnell eine Neigung wächst und mächtig wird, wenn man sein Gemüth von Gott wegwendet, und ihr Gehör gibt. —

„Das ist ja doch sonst gar seine Manier nicht; sagte der Holzarbeiter erstaunt, und wandte sich dann

mit einigen entschuldigenden Worten an seinen Gast. Der meinte, der alte Herr sey wahrscheinlich etwas gemüthskrank? — Das lasse sich nicht läugnen, entgegnete der Hausvater, aber, wenn man Gott vor Augen habe und recht thue, so sey er unschädlich und füge Niemanden ein Leid zu."

„Das einzige Kämmerlein aber, fuhr er fort, das ich euch geben kann, ist nicht verschlossen, und manchmal kommt der Alte da hinein. Laßt euch dadurch aber nicht schrecken; reizt ihn nur nicht, und er geht von selbsten wieder hinaus. — Legt nur jetzt alle eure zeitlichen Sorgen und Plane bei Seite, schlafet unter frommen Gedanken ein, und ihr werdet von ihm gewiß nicht gestört werden. Und nun: Gelobt sey Jesus Christus, und — gute Nacht!" —

„Berthold dankte freundlich lächelnd, aber ihm war doch bei weitem nicht so gut mehr um's Herz, als vorhin, ohne daß er doch ganz genau gewußt hätte, warum?" —

„O — fiel die kleine Mathilde dem Großvater in die Rede, das hätte ich ihm wohl sagen wollen: weil er kein gutes Gewissen und seine Gedanken nicht beim lieben Gott, sondern bei seinem Mantelsack hatte, und die Geldbegierde schon vor seinem offenen Herzenskämmerlein stand." —

Ja so ist es, mein liebes Herzens-Töchterchen. Und dies Kämmerchen muß offen seyn wegen des freien Willens, den der Mensch hat. Nicht wahr, „sprach der Ewige zu dem Brudermörder Kain:" Wann du Gutes thust, so wird's dir vergolten. Wo nicht? So liegt gleich die Sünde vor deiner Thüre. Allein die böse Lust soll nicht dich; sondern du sollst sie beherrschen. (I. B. Mos. IV. 7.—)

Bei unserm Berthold war es aber gerade verkehrt; als ihm der grundehrliche Hauswirth über die enge Stiege hinaufleuchtete, drückte er den Mantelsack fest an seinen Leib; auch sah er unvermerkt immer nach seinen Pistolen und seinem Hirschfänger. —

Oben in der kleinen Kammer ließ ihn der Holzarbeiter alsbald allein, nachdem er eine Lampe sorgsamlich aufgehängt, und ihm nochmal den göttlichen Segen zu seiner Nachtruhe gewünscht hatte. Der Wunsch aber schien seine rechte Wirkung auf Berthold zu verfehlen. Wie kann auch ein Mensch ruhig und heiter seyn, der nicht mit Gott vereinigt ist! — es war ihm selten so unruhig und so verstört zu Muthe gewesen, als gerade jetzt. Ob er sich gleich in großer Ermüdung unverzüglich zu Bett begeben hatte, war doch an keinen Schlaf zu denken. Sein ins Irdische versunkene Herz kannte nicht das goldene Sprüchlein des kindlichen Vertrauens auf Gott: „Alle euere Sorgen werfet in seinen Schoos; Er sorgt für euch.“

„Bald lag ihm daher sein Mantelsack zu weit, bald seine Waffen, bald wieder Beides nicht bequem genug zur Hand. Er stand darüber mehrmal auf, und wenn er dann auf Augenblicke wieder einschlief, fuhr er vor jedem Windesgeräusch in die Höhe; jetzt ein ungeheures Unglück, jetzt einen eben so unversehenen Glücksfall dunkel ahnend und erwartend. Alle seine kaufmännischen Entwürfe und Spekulationen wirrten sich mit der Schlaftrunkenheit zu einem betäubenden Rade zusammen, von dem er auf keine Weise los konnte, ohne daß er doch vermögend gewesen wäre, das Einzelne zu sondern und zu durchdenken. Dabei hatte er nie eine so gewaltige, ausschließliche Begier nach Gewinn empfunden, als in diesem peinlichen Zu-

stande, der ihn endlich doch in einen Schlaf schaukelte, welcher vielleicht mit eben dem Rechte Ohnmacht heißen konnte.“

Ach, das ist ein schauerlicher Zustand, sagte Friedrich, bis in das Innerste erschüttert! — Und doch mein Sohn, schläfst du einen solchen Schlaf, wenn du die Stimme deines Gewissens nicht achtest, wenn du alle unsere Lehren und Ermahnungen vergißest und nur deiner sinnlichen Neigung, deinem Eigensinn und Leichtsinn Gehör giebst, und ihm folgest. Ach, dann unterliegst du jeder Versuchung, wie ihr Berthold unterlag, und wirst ein Knecht der Sünde. —

„Nach Mitternacht mochte es seyn, als unser Reisender einigemal ein leises Regen und Bewegen in der Kammer zu vernehmen glaubte. Aber die Müdigkeit ließ ihn nicht hell wach werden. Wenn er auch einmal die schweren Augenlieder aufschlug, und es ihm gar vorkam, als treibe sich der kleine Alte unfern vom Bette auf und ab, meinte er im schlaftrunkenen Sinne: er irre sich, und der Holzarbeiter habe es ihm ja überdies auch vorher gesagt. Da kamen endlich die Unterbrechungen zu oft; ein Erschrecken, wie ein plötzlicher Schlag, schüttelte alle Schläfrigkeit ab; der Kaufherr saß im Bette auf, und sah, mit Entsetzen, wie der Greis von gestern Abend an dem Mantelsacke herumnestelte, und dazu mit einer Art von höhnischem Mitleiden nach ihm herüber schaute. — Räuber! zurück von meinem Eigenthume, schrie Berthold in Grimm und Bangigkeit. Davon schien der Alte sich zu entsetzen. Er eilte nach der Thür, und war plötzlich mit großer Schnelligkeit hinaus.“

Wenn der Mensch — so bemerkte hier Bruno, schlummert in träger Sorglosigkeit, unbekümmert um

sein ewiges Heil, dann kommt der Feind um Mitternacht, und säet verderbliches Unkraut aus. Die innere Stimme des Gewissens sucht den Schlafenden wohl zu ermuntern, aber die Eigenliebe weiß hundert Entschuldigungen, und ist immer geschäftig, den Abgrund des Verderbens, an dem er schläft, vor seinen Augen zu verbergen. Daher kommt es, mein Friedrich! daß wir so oft mit unsern Neigungen und Begierden ein gefährliches Spiel treiben, und dann erst auf sie merken, wenn sie uns schon unterjocht und gefesselt haben. Berthold eilte nicht zum Gebethe, sondern zu seinen Schätzen. Reich wollte er werden, und so gerieth er in die Fallstricke des Satans. —

„Er hatte nun nichts Angelegentlicheres, als nach seinem Mantelsack zu sehen, ob irgend etwas durch den Greis abhanden gekommen sey. Für einen Räuber konnte er diesen freilich nicht halten, aber ob der Wahnsinnige nicht etwa im kindischen Muth blanke Steine eingesteckt, oder kostbare Papiere zerrissen habe, das war eine andere Frage. Die Schlösser und Bänder schienen wohl verwahrt, und auch, nachdem sie gelöst waren, zeigte sich alles in bester Ordnung. Aber die Unruhe in Bertholds Gemüthe wachte wieder auf; es könne vielleicht schon unterwegs etwas verloren oder verdorben seyn, meinte er, und suchte immer weiter fort, sich erquickend an seinen Reichthümern, und dennoch höchst unzufrieden, daß es ihrer nicht mehr waren.“ —

So ist die böse Begierde; je mehr man ihr Nahrung verschafft, desto hungriger wird sie, und desto brennender treibt sie zur Befriedigung an.

„In diesem Eifer ward Berthold durch ein Athmen an seiner Wange gestört. Er meinte erst, es

sey der Nachthauch, der durch das schlechtverwahrte Fenster dringe, und wickelte sich in seinen Mantel dichter ein. Aber das Athmen kam wieder, vernehmlicher und störender, und als er endlich unwillig darnach umblickte, sah er mit Entsetzen des kleinen Alten Antlitz haardicht an dem seinen.“ —

„Was machst du hier? schrie der Kaufmann; kriech zu Bett', und wärme dich! — „„Im Bette wird mir's immer noch kälter““ krächzte die heisere Stimme zurück, und ich sehe gerne so schöne Sachen, als du hast. Aber ich weiß freilich bessere, ach noch viel bessere!“ —

Solche trügerische Versprechungen macht immer die Sünde, um die Sinnlichkeit zu reizen, daß sie die warnende Stimme des Gewissens unterdrücke. Wer ihren Lockungen Aug', Ohr oder Herz leiht, der hat sich auch schon in ihren Fallstricken verwickelt, wie wir dieses am armen Berthold sehen. —

„Wie meinst du denn? fragte Berthold, und konnte sich des Einfalles nicht erwehren, das ungeheure Glück, wovon er vorher im halben Traume gedacht habe, komme ihm nun durch diesen Wahnsinnigen zu.“

Ja — wohl wahnsinnig ist die Begierlichkeit des Fleisches; denn sie fragt weder nach Vernunft noch Recht, weder nach Gott noch nach Gebeth; sie will nur besitzen und genießen, was den Sinnen schmeichelt, und darein setzt sie ihre höchste Glückseligkeit. Ist das nicht ein schrecklicher Wahn? — ! —

„Wenn du mitkommen wolltest! rief schmeichelnd der Greis. Unten, tief unten im Walde am Moorgrunde, da sind die Schätze, die dich reich und glücklich machen.“ —

„Nun

„Nun mit dir könnt' ich's schon wagen, entgegnete Berthold." Da wandte sich der Alte nach der Thür und sagte, wie im Triumph wild rollenden Auges: „Laß mich nur erst Mantel und Wehre holen. Ich bin gleich wieder zurück, und dann wollen wir hinaus." —

Berthold blieb nicht lange im Zweifel; denn kaum war der Alte aus der Thür, so gieng sie schon wieder auf, und ein hagerer, ungewöhnlich großer Mann im blutrothen Mantel, ein gewaltiges Schwert unter dem einen, eine Muskete im andern Arm, trat feierlich herein. Berthold griff nach seinen Waffen. —

„Nun ja," sagte der rothe Mann, du kannst sie immer mitnehmen; mach nur, daß wir hinauskommen in den Wald." —

„Mit dir hinaus?" schrie Berthold. „Ich will nicht mit dir hinaus. Wo ist der kleine alte Mann?" —

„Ei sieh mich doch nur recht an," sagte der Rothe, und schlug den Mantel weiter vom Gesichte zurück. Da erkannte Berthold eine große Aehnlichkeit zwischen dieser furchtbaren Erscheinung und dem kleinen Greise, fast als wären es Zwillingsbrüder, nur daß hier alles ingrimmig und zerstört aussah, was sich dort demüthig und stille gezeigt hatte." —

„Mit dir kann ich's schon wagen; das ist nicht so sehr gefehlt; ich will's nur noch dießmal thun, ich kann's ja wieder vergüten u. dgl." — so denkt der Leichtsinnige, der Verblendete; er wärmt die erstarrte Schlange am Herzen, und die Wiederbelebte lohnet ihn mit tödtendem Bisse. —

„Berthold aber glaubte nun sich und seine Schätze verrathen. Er schrie laut: wenn du deinen blödsinnigen Bruder abschicken wolltest, die Leute in dein Netz zu fangen, solltest du nicht selbst den Betrug so unsinnig stören. Ich gehe nun einmal nicht mit dir, auf

keine Weise.“ — „So?“ sagte der Rothe; „thust du's nicht? Du sollst aber.“ — Und damit streckte er den langen, langen Arm nach ihm aus. Berthold feuerte in Todesangst sein Pistol auf ihn ab. Da wurde es unten im Hause munter und regsam; man hörte deutlich, wie der Köhler eilig die Stiege herauf kam, und der Rothe machte sich flüchtig zur Thüre hinaus, indem er noch mit Blick und Faust auf Bertholden zurück drohte.

„Nun Gottlob wird der arme Berthold von dem abscheulichen Rothmantel einmal befreit seyn,“ sagte der kleine Jakob, ein sinniger, herzensguter Knabe, „mir war recht bange um ihn.“

„Wenigstens scheint Berthold auf dem rechten Wege; denn man muß geradezu der bösen Neigung nicht nur den Gehorsam aufkünden, sondern auch die Waffenrüstung Gottes ergreifen, (Ephes. VI. 10. u. f.) und ihr standhaft im Glauben widerstehen. I. Petr. 5, 9. Aber wenn man einmal die Hand an den Pflug gelegt — (Luk. 62.) den Weg der Sünde verlassen, und jenen der Gerechtigkeit betreten hat, so darf man nicht mehr zurücke blicken, sonst kehrt die böse Neigung mit siebenfach verstärkter Macht wieder, und dann ist der letzte Zustand eines solchen Menschen ärger, als der erste. Luk. XI. 26. — So verhielt es sich leider mit Berthold. —

„Um Gott! rief der Holzarbeiter hereinstürzend, was habt ihr denn mit unserm Hausgeiste angefangen? —

„Hausgeist?“ stammelte Berthold, und sah seinen Wirth zweifelnd an. Denn ihm wirrten noch immer Schätze an Geld und Gut vor dem Sinne herum, und da er nun keine bekommen sollte, dachte er fast, er müsse welche verlieren, und hier das ganze Haus wäre in Verschwörung wider ihn. Der Holzarbeiter aber fuhr fort, und sprach: „er ist mir ganz ungeheuer groß und grimmig auf der Stiege begegnet, und in

seinem rothen Mantel mit Waffen und Wehr." — Da er nun aber sah, daß Berthold ihn ganz und gar nicht verstand, bath er ihn, mit hinunter in das allgemeine Zimmer zu kommen, wo Alles sich schon wegen des Schusses in Besorgniß versammelt habe; da wolle er zugleich seine Hausleute und ihn beruhigen.

Berthold that nach des Wirthes Begehr, den Mantelsack unter dem linken Arm, das noch geladene Pistol schußfertig in seiner Rechten, die andern Waffen im Gürtel und Gehenk. Er gieng überhaupt nur hinab, weil er sich in der großen Stube sicherer hielt, nahe an der Hüttenthür, als oben in der engen Kammer. Unten sahen auch ihn die Hausleute zweifelnd an, und es war überhaupt ein Unterschied zwischen dem gestrigen Beisammenseyn zum heutigen, wie vom Frieden zum Krieg. Der Hausvater aber erzählte in kurzen Worten folgendes:

„Als ich zuerst hier in die verlassene Hütte kam, gieng der Hausgeist immer in der furchtbaren Gestalt um, wie ihr, Herr Gast, und ich ihn heute erblickt haben. Es wollte d'rum weder Holzarbeiter noch Köhlersmann hier zur Stelle bleiben, und auch überhaupt in dieser Gegend des Gebirgswaldes nicht. Denn der Spuck zieht einen weiten Kreis seiner Gewalt. Er war in frühern Zeiten hier Köhler gewesen, sehr reich und sehr geizig. Da hat er denn Geld in der Wildniß vergraben gehabt, und ist in seinem Leben immer fern umher gestrichen, durch das Revier, wo seine Schätze lagen; dazu hat er einen rothen Mantel umgenommen; wie er gesagt hat, um die Räuber an den rothen Mantel des Scharfrichters zu erinnern, und hat Schwert und Muskete zur Hand gehabt. Als er nun gestorben ist, hat er seine zusammengescharrten Schätze Niemanden mehr zeigen können, mag auch vergessen ha-

ben, wo sie lagen, und deßhalb geht er immer in so fürchterlicher Gestalt um."

Ich aber dachte so: „bist du fromm, bethest fleißig, und hast Gott vor Augen und im Herzen, so kann dir auch der Teufel in der Hölle nicht schaden; wie viel minder denn ein armer, bethörter Spuck." Und da zog ich in Gottes Namen mit Frau und Kindern hier ein. Zu Anfang machte mir freilich der rothe Mantel viel zu schaffen; wenn man so in Gedanken seines Weges geht, und es steht plötzlich ein ganz unerhörtes Ding vor einem, kann wohl auch der Herzhafteste erschrecken. Mit den Kindern war's nun vollends arg, und auch meine Frau hat sich oftmal gar furchtbar davor entsetzt."

„Ja, und nun wird die schauerliche Zeit wieder von vorn angehen, seufzte die Hausfrau. Vorhin hat er schon ganz ungeheuer groß und wild hier in dem blutig rothen Kleide zur Thür hereingesehen." —

„Thu, wie du damals gethan hast, sagte der Holzarbeiter: Bethe, habe fromme Gedanken, und es schadet dir nichts."

Im selben Augenblick rasselte es an der Thürklinke heftig und ungestümm; Alle fuhren zusammen, die Kinder weinten. Der fromme Hausvater aber trat entschlossen vorwärts; und sagte mit lauter Stimme: „Hebe dich weg, im Namen des Herrn! Du hast hier an uns nichts zu suchen!" — Da hörte man es wie einen Windwirbel zur Hütte hinaus heulen, und der Köhler fuhr folgendermaßen fort, indem er sich wieder zum Heerde setzte:

„Es war uns damals eine gute Prüfung, und mag uns wieder als eine solche verordnet seyn. Wir werden um so fleißiger bethen, und wachen

über uns selbst. Hatten wir ihn doch schon so weit gebracht, daß er den rothen Mantel abgelegt hatte, daß er ganz sittig geworden war, abendlich unserm gemeinsamen Gebethe beiwohnte, ein freundliches, gutes Gesicht gewann, und leiblich zu einer kleinen Gestalt zusammenschwand; als wolle er nun bald die verstörten Glieder von der Erde schwinden lassen, und zur Ruhe legen bis auf den großen Auferstehungstag.“

„Kinder, ihr habt ihn als stillen, demüthigen Hausgeist liebgewonnen, — arbeitet nun freudig an seiner und euerer Ruhe mit Gebeth, Glaube, Geduld und Reinigung des Herzens. Wir wollen ihn bald wieder dahin haben, wo er noch gestern war.“ —

Da standen sie alle freudig auf, Hausfrau und Kinder, und gelobten in die Hand des Hausvaters, zu thun nach seiner Ermahnung, und nicht laß noch feige zu werden in Bekämpfung des Bösen, wie auch immer die Gestalt seyn möge, in der es sich an's Licht wage. —

Durch diese christliche Anleitung des frommen Hausvaters war dem Berthold der Weg vorgezeichnet, den er einschlagen mußte in Bekämpfung seiner unordentlichen Neigungen und Leidenschaften. Allein seinen guten Vorsätzen fehlte es an Ernst und Kraft. Sein Herz hieng in der That noch an dem Mamon, und die Begierde, ihn zu vermehren, war noch nicht schwächer geworden. Sein ganzer Widerstand gegen die Versuchung war nur eine augenblickliche Aufwallung, ein Angstgelübde zur Zeit der Noth. — Denn ihm war ganz wild und zerstört dabei zu Muthe. Bald hielt er sich für fieberkrank, und daß ihm all' die seltsamen Dinge nur so in der Bethörung der Einbildungkraft vorkämen; bald wieder glaubte er, man treibe

hier ein Narrenspiel mit ihm; bald endlich gar, er sey unter eine heuchlerische Räuberbande gerathen, und Alles nur auf sein Geld und Gut abgesehen. Er begehrte sein Pferd. Da lief der älteste Sohn alsbald zur Thür, der Hauswirth aber sagte: „Ihr thätet besser, zu bleiben, bis es heller Tag wird. Zu dieser Dämmerungsstunde ist es sehr unheimlich im Forst.“ —

Als er aber auf der Abreise bestand, konnte er wohl merken, wie die ganze Familie von Herzen froh war, ihn los zu werden, und der Hauswirth ihn nur aus Treue und Pflicht zum Bleiben genöthigt hatte.

Er wollte diesem für Nachtlager und Abendbrod Geld geben, fand sich aber mit solchem Unwillen zurückgewiesen, daß er nicht Muth gewann, ein ähnliches Erbieten zu wiederholen. Das Pferd stampfte draußen vor der Thür, der Mantelsack war bald aufgeschnallt; Berthold schwang sich hinauf, und nahm Abschied von seinem verwunderlichen Wirthe, bei weitem kälter, ja unfreundlicher entlassen, als er gestern empfangen worden war. Mißmuthig und in seltsamen Zweifeln trabte er auf dem angewiesenen Wege durch den Wald hin. —

Er konnte sich noch gar nicht überreden, daß die Hüttenbewohner so durchaus recht hätten, und der Geist unrecht. —

„Denn — sagte er zu sich selber, ist es kein Gespenst, so sind sie Betrüger, und ist es eines, so thut es vollkommen gut daran, seine Schätze einem Lebenden zur freudigen Benützung zu überantworten. Und wer weiß, ob ich nicht der beglückte Lebende bin!“ —

Mit solchen Scheingründen suchte er die Stimme seines Gewissens zu übertäuben, und seine Habsucht zu rechtfertigen. „Glück auf!“ jauchzte er, im tollen Mu-

the seiner Verblendung, und kaum hatt' er's ausgesprochen, so gewahrte er schon, wie der Rothmantel neben ihm hergieng, und immer beifällig nicht nur zu seinen Worten, sondern auch zu seinen Gedanken zu nicken schien. Darüber ward ihm anfänglich nicht gut zu Sinne; aber jemehr er Gründe, um sich zu beruhigen, erdachte, jemehr nickte der freundliche Rothmantel, der endlich auf folgende Weise von selber zu sprechen anfieng, ihm Beifall zu: „Mir ist doch am Ende bei den Holzarbeitersleuten erbärmlich zu Muthe geworden, Gesell. Das ewige Bethen und Sittsamthun hat mich ganz heruntergebracht; und du sahest ja selbst, wie ich so klein war, und zusammengeschrumpft in dem ärmlichen Kreis. Nun kamst du herein, und ich ward wild erst, als käme was Fremdes, aber wir wurden bald Eins. Da wuchs ich — ho! und ich kann wachsen, bis an das flimmernde Sternengezelt hinauf. Sey nur hübsch hochmüthig, und denke: du ständest schon oben, und wärest ein ganz anderer Kerl, als deine Mitmenschen allzumal, ein ganz herrlicher, von der Natur ohne Arbeit und Mühe begünstigter Kerl; da stehst du, wo ich dich haben will, und der Schatz ist dein. Die Holzarbeitersleute sind um ein Merkliches zu dumm dazu. — Wollen wir graben?“ —

Wenn jede unordentliche Neigung in eurem Herzen sich sichtbar machen und sprechen könnte, so würde sie die Sprache des Rothmantels reden, und jeder Verführer spricht so. Wer also euch gegen Gott und seine heiligen Gebote gleichgültig zu machen, eure sinnlichen Begierden zu reizen, euere Gottesfurcht oder Gewissenhaftigkeit zu schwächen, eure Unschuld und Schamhaftigkeit zu verletzen sucht, glaubt es meine Kinder — er ist ein wahrhafter Rothmantel, ein Verführer, ein Sohn des Verderbens. O leihet ihm kein Ohr, fliehet ihn, und waffnet euer Herz gegen seine Lockungen

durch frommen Aufblick zu Gott, und durch kindliches Gebeth zu ihm. Mag auch eure sinnliche Begierde noch so sehr mit seinen Reizungen übereinstimmen, noch so dringend euch auffordern, Kinder! denket an Gott, den unsichtbaren Zeugen eurer Gedanken, Reden und Handlungen, und sprecht von heiliger Ehrfurcht für ihn ergriffen: „Wie könnte ich ein so großes Uebel thun, und vor dem Herrn meinem Gott sündigen!“ Nur dadurch werdet ihr in der Stunde der Versuchung überwinden. —

Berthold gab sich dem Verführer willig hin, und nickte ihm seinen Beifall zum Schatzgraben zu, und der Rothmantel deutete auf eine kleine Erhöhung, die unfern von den Beiden lag, mit Fichtennadeln bestreut. Dem Kaufmann fehlte es an Werkzeugen; er mußte mit seinem breiten Hirschfänger die Erde aufwühlen, und ward dabei mit Entsetzen gewahr, daß ihm der Rothmantel von der andern Seite helfe und daß, wo er seine Fäuste einschlug, ein schwefelblauer Dampf aus der versengten Erde seltsam betäubend emporstieg.

Der Dampf erhob sich, die Erde stöhnte, die Steine rollten, und endlich zeigten sich ein paar Aschentöpfe, die vor dem Morgenhauche selbst alsbald in Asche zerfielen. Vergeblich wühlte Berthold nach Schätzen in der armen Gruft.

Da rang der unruhige Geist sehr kläglich seine beinernen Hände, und winkte nach dem nächsten Hügel hin. —

„Sie gruben wieder, und fanden wieder Aschentöpfe und öden Graus. Und fort gieng es zu andern Hügeln, und trostlos schloß der eine wie der andere seine trübe Höhlung auf. Da ward endlich der Rothmantel ergrimmt, schlug mit den knöchernen Fäusten gegen die Bäume, daß Funken davon umhersprühten, und schalt

den Berthold, er habe des reichen Gutes dort unten gefunden, und habe es diebischer Weise entwendet. Der arme Verführte erbebte vor der glutrothen Gestaltung, die sich höher und höher aufbäumte in ihrem Grimme, wohl über die Gipfel der Eichen, Buchen und Fichten hinaus." —

Friedrich war unwillkührlich in die Knie gesunken; er bebte bei dieser Schilderung, erhob ringend die Hände zum Himmel und schluchzte heftig. — „Das ist das schreckliche Bild eines Menschen," fuhr Bruno nach einer kurzen ängstlichen Pause feierlich fort — „eines Menschen, der sich von einer verderblichen Leidenschaft ganz regieren läßt, und ihr Sklave ist. Von Genuß zu Genuß, von Sünde zum Verbrechen treibt sie ihn mit hungriger Gier fort, und verblendet und bethöret ihn immer mehr, bis der arme Betrogene am Ende statt der geträumten Glückseligkeit Ueberdruß und Eckel, Sorgen und Leiden, Schande und Gewissensbisse einerndtet; — und ist er elend, dann wirft die Leidenschaft ihre trügerische Maske ab, und als eine Furie schwingt sie ihre Schlangengeisel, und peitscht das arme Schlachtopfer an den Abgrund des Verderbens, wenn nicht „— —" O Großvater — lieber theurer Großvater! rief Friedrich schluchzend, und umfaßte seine Knie, „retten sie mich von diesem Verderben; sind sie mein Schutzengel, mein Führer! Ach — so habe ich mich noch nie erkannt; so noch nie in mein verdorbenes Herz gesehen; so noch nie vor mir selbst gezittert; so noch nie zum Vater im Himmel um Verzeihung und Gnade gebethet! — Nicht wahr Großvater, der barmherzige Gott verstoßt mich nicht aus seinem Vaterherzen?" —

„Nein — mein theurer Herzenssohn: — noch viel liebreicher als ich dich jetzt aufhebe, umarme und in der

Freude meines Herzens küsse, nimmt dich der liebe Gott wieder auf; Er hat ja darum seinen eingebornen Sohn auf die Erde gesendet, daß die Sünder durch Ihn selig würden, und jeder verlorne und wiederkehrende Sohn bereitet seinem ganzen Himmel ein großes Freudenfest.“ —

„O das will ich, — das will ich!“ — rief Friedrich in schöner Begeisterung, „der liebe Heiland wird mir dazu helfen; — und wenn ich mich wieder vergessen sollte, nennen sie mich nur anstatt Friedrich — Berthold; der Name wird gewiß allen Leichtsinn und Eigensinn von mir entfernen!“ —

„So sey es, — rief Bruno mit der Thräne des Dankes zum Herzenslenker, und Er — der dir das Wollen gegeben hat, gebe dir auch das Vollbringen!“ —

„Aber Berthold? — fragte schüchtern die achtjährige Maria — ist er von dem schrecklichen Manne getödtet worden?“ —

„Nein Maria! Der liebe Gott erbarmte sich seiner; denn im nämlichen Augenblicke, da die Gefahr für ihn am größten war, ertönte troſtreich und lieblich die Morgenglocke in einem nahen Dorfe. Mit einem ängstlichen Schrei stäubte der Spuck in alle vier Winde auseinander, und Berthold, dessen ganzes Herz wie umgewandelt war, sank voll Demuth, Zerknirschung und Reue vor seinem Erbarmer in den Staub, und hörte nicht eher auf zu flehen und in neuerwachter Liebe vor seinem Heilande zu weinen, bis in seinem Herzen die Morgenröthe des himmlischen Friedens anbrach, und er daraus abnahm, daß ihm der Herr vergeben habe.

Voll Dank und Preis gegen seinen barmherzigen Erlöser bestieg er wieder sein Pferd, und verfolgte auf der bald gefundenen Heerstraße seinen Weg.

Jahre verflossen seitdem, die Berthold in fernen Ländern und Gegenden verlebte; glücklich in seinen Geschäften, hieng er doch nie zu sehr am Irdischen, sondern mehr am Himmlischen, und säumte nicht, mit dem, ihm mitgetheilten, göttlichen Segen Gutes zu thun, und sich dadurch Schätze zu sammeln für das Himmelreich. Mit einem Worte: Berthold war ein wahrer Büßer, und wenn die Versuchung sich ihm nähern wollte, dachte er an den Rothmantel, und kämpfte und bethete, bis er sie überwunden hatte. Als er nun auf dem Heimwege endlich wieder in die Gegend kam, wo der fromme Holzarbeiter mit seiner gottesfürchtigen Familie wohnte, war keine Besorgniß groß, keine Vernunftbedenklichkeit stark genug, um ihn abzuhalten, den damals getroffenen Weg ämsig aufzusuchen, obgleich der Abend wieder schaurig durch den öden Forst hindunkelte, so daß er auch wieder, wie vor Jahren, in tiefer Dunkelheit, Herberge begehrend, vor der ärmlichen Hütte stand. Nur kam er dießmal nicht mit einem Herzen voll eitler Sorgen, Begierden und Thorheiten an, sondern mit Gebeth, Glaube, Dank und Liebe zu dem Allgütigen. —

Wie vor Jahren drängten sich frische, treuherzige Gesichter in die Thür, hielt die Hausfrau das Lämpchen, sorgsam es vor der Zugluft bewahrend, heraus, stand der ehrsame, ernstfreundliche Hausvater bei dem Pferde. Der nöthigte den Reisenden zum Absitzen und Eintreten, und wies das Pferd einem der Knaben zur Besorgung an, so wenig auch alle andern Gesichter den Fremdling, sobald sie ihn erst wieder erkannt hatten, willkommen hießen.

In der Stube sah es noch aus, wie sonst; man setzte sich wieder um den Familientisch, und aß, was der liebe Gott bescheert hatte. Der Platz, den ehemals der kleine Greis eingenommen hatte, blieb leer, auf dem Tische an demselben standen die Worte: „Bethet und wachet, daß ihr nicht in Versuchung fallet.“ — Berthold las diese Worte, und erwog sich im Herzen und bethete still für sich hin; auch alle übrigen blieben still, und sahen sich etwas verschüchtert an.

Da that der fromme Hausvater seinen Mund auf, und sprach folgender Gestalt: „Was ihr vor einigen Jahren mit unserm Hausgeiste angefangen habt, wissen wir nicht, Herr Gast. Aber Noth, Mühe, Schreck und Angst haben wir genug ausgestanden davon. Ihr werdet wohl heute abermals bei uns übernachten, und da wünscht' ich von Herzen, ihr schafftet euch fromme Gedanken an, und ein gut' Gewissen, um weder uns noch den Hausgeist zu verstören.“ —

„Aber still jetzt ihr alle; die Zeit des Abendgebethes ist herauf.“

Alle lagen in Demuth vor ihrem Gott, falteten die Hände, und der Hausvater bethete laut vor. Mit voller Inbrunst des Herzens bethete Berthold mit, und als das Lied gesungen wurde: „Nun ruhen alle Wälder“ — sang er ehrerbiethig mit, jeden Augenblick die Erscheinung des Hausgeistes, wenn auch in der frühern milden Tracht und Gestaltung erwartend. Aber kein Finger klopfte an die Thür, keine Thür that sich auf. Nur leuchtete ein mildes Licht durch die Stube hin, und ein Klang erhob sich, wie wenn man mit benetztem Finger auf schön gestimmten Gläsern streicht.

Kaum war die Bethstunde vorbei, da fragte Berthold den Hausvater, was Klang und Licht bedeute?

„Das ist der Hausgeist, antwortete dieser; anders gibt er sich uns jetzt nicht mehr kund. Aber wir haben auch angehalten mit Gebeth, und mit treuem Wachen über die Reinigkeit unsers Gemüths.“

Berthold war — eben weil er sich gebessert hatte — von Herzen demüthig geworden, er fühlte es, daß er noch nicht werth sey, in dieser Hütte der Tugend zu übernachten; dabei sagte ihm ein weises Mißtrauen auf eigene Kraft und Willensfestigkeit, er solle sich hier ja nicht zum zweitenmale der Gefahr zu fallen aussetzen. Er begehrte also sein Pferd, aber in weit freundlicherem Tone, als vormals. Und auf weit freundlichere Weise brachte es ihm der älteste Sohn, und herzlicher nahm man Abschied von ihm, merkend, daß ihn kein schlimmes Gefühl von dannen treibe, und beschrieb ihm den Weg, den er dann auch mit ganz andern Gesinnungen ritt. Er ward nichts Unheimliches gewahr. Aber ein schönes Licht streifte bisweilen vor ihm hin, und verklärte die Kräuter und Gesträuche des Gebirgwaldes mit unbeschreiblich lieblichem Glanze. Er aber hatte auf dieser ganzen nächtlichen Reise keinen andern Gedanken, und kein anderes Gefühl, als: „Heil denen, deren Missethaten vergeben, deren Sünden getilget sind. — Heil dem Manne, dem der Herr seine Sünden nicht anrechnet, dessen Geist frei vom Betruge ist.“ Psalm XXXI. 1—2.

„Und dieses Gefühl — fragte Friedrich demüthig — nicht wahr Großvater war der Friede Gottes?“ —

„Ja, mein Kind, der übersteigt allen Begriff, der wohnt in einem frommen Gemüth und ist die Frucht eines guten Gewissens; dem mußt du nachja-

gen, wenn du hier zufrieden leben, dort glückselig werden willst.“ —

„Hier meine Hand, Großvater; und Gott, der in mein Herz sieht, weiß es, daß es mir recht sehr ernst ist. Und so war es auch. Vater Bruno hatte nur sehr selten Ursache dem Gebesserten den Namen Berthold zu geben, und er wuchs zum Wohlgefallen Gottes und zur Freude aller guten Menschen heran.“ —

* * *

Diese Geschichte hat viel Fabelhaftes an sich, sie mag auch wohl eine Fabel seyn; wer sie aber für gar nichts weiter hielte, als für das, thäte dem Schreiber, sich selbst, und sogar auch der guten Sache großes Unrecht. —

Die Behandlung dieser Erzählung soll zugleich den Aeltern, Lehrern und jungen Lesern eine Anleitung geben, wie ich die in der Jugendbibliothek gesammelten und größtentheils umgearbeiteten Geschichten und Erzählungen gelesen und angewendet wissen will. Denn wahrlich, nicht zum müssigen Zeitvertreibe oder zur schalen Befriedigung der Neugierde schrieb ich sie nieder, sondern in der frommen Absicht, durch selbe den Verstand zu bilden, den Willen zu veredeln, und frommen Sinn und christlichen Wandel unter der lieben Jugend zu befördern.

Der Herr segne auch dieses geringe Samenkörnchen, und laß' es Früchte bringen für den Tag der Garben! — ! —

2.

Eusebio.

Die fünfte Bitte.

1.

„Wenn ihr heute Seine Stimme höret, so verhärtet eure Herzen nicht.“ Ps. 94. 8.

Es war eine stürmische Frühlingsnacht vorüber gezogen; von den schneeigenen Häuptern der benachbarten Pyrenäen her, strich eine rauhe Morgenluft über die Flur, und blutrothe Wolken zogen am Horizonte herauf, dem Don Eusebio entgegen, der eben den Thoren seines Castells sich näherte, von mancherlei Gedanken und Ahnungen bewegt. Er hatte Tags zuvor in Burgos zu lange verweilen müssen, und konnte erst bei grauendem Morgen das Castell erreichen. Seine lang gehegten ehrgeizigen Wünsche waren der Erfüllung nahe, und sein irdisches Dichten und Streben schien endlich mit dem erwünschten Erfolg gekrönt zu werden. Von Jugend auf zu wichtigen Staatsdiensten verwendet, und mit dem Glanze eines uralten Grafengeschlechtes, große Fähigkeiten vereinend, hatte er den Ruhm seines Hauses auf eine hohe Stufe gehoben; und diesen Ruhm in seinen Kindern zu erhalten, und zu befestigen war nun noch seine angelegentlichste Sorge. Don Fernando, der Sohn, begleitete schon einen ansehnlichen Posten in der Hauptstadt, und hielt sich gerade wichtiger Staatsgeschäfte wegen in einem weit entlegenen Lande

auf; die Tochter hatte er eben gestern dem Sohne des Staathalters der Provinz zugesagt. Seit geraumer Zeit aber schon hatte Donna Camilla ihrem Vater großes Leidwesen zugefügt, und er mußte wohl befürchten, daß er bei dem sonst so geliebten Kinde nun noch größeren Ungehorsam finden werde. Denn sie hatte eine leidenschaftliche Neigung zu einem Ritter aus neuadelichem, französischen Geschlechte gefaßt, den Eusebio als Reisenden, und von der Heimath aus Empfohlenen, durch längere Zeit in seinem Castelle beherbergt hatte. Der Ritter, Lothar genannt, mußte zwar sofort das Castell für immer verlassen, seit der Zeit aber hatte Camilla ihr Herz immer mehr von ihrem Vater, und leider auch von ihrem Gott weggewendet. Trotz aller Ermahnungen, Vorstellungen ja sogar väterlichen Bitten verharrte sie bei ihrem leidenschaftlichen Sinn, und blieb verschlossen und störisch.

Sie überließ sich blindlings einer sträflichen Neigung und wurde — elend; sie reichte leichtsinnig dem schmeichelnden Verführer die Hand, und eilte auf der breiten Strasse der Begierlichkeit dem Verderben zu.

Eben dieses befürchtete ihr Vater, darum eilte er um so mehr, eine Verbindung zu Stande zu bringen, welche seinem hohen Ehrgeize zusagte, und zugleich das sicherste Mittel darzubiethen schien, um durch glänzende Zerstreuungen das Fräulein bald von ihrer Leidenschaft zu heilen. Dieß und anderes mehr in Gedanken betrachtend, hatte Don Eusebio die nächtliche Reise vollendet; er hatte auch Lothars mit nicht geringem Zorne gedacht; denn es war ihm zu Ohren gekommen, wie dieser noch viel in der Gegend umher sich zu thun mache. Wie er nun an das Castell gekommen war, fielen schwere Regentropfen auf ihn herab; er sah hinauf gegen die dunkle Wolke, die

über seinem Haupte hieng, da ward er im Augenblicke gewahr, daß das Fenster von Donna Camilla's Gemach zur ungewöhnlichen Zeit offen stehe. Von starrer Ahnung getroffen, stürmt er mächtig an die Thorflügel, die Thore wurden aufgethan, Don Eusebio sprang vom Pferde, eilte sogleich jenem Gemach zu, und fand seine Tochter nicht darinen. — Seine Angst mit dem Zorne des wachsenden Verdachtes kämpfend, beflügelte alle Hausleute; man eilte nach allen Seiten aus; nur ein einziger kam mit der Kunde zurück; daß man allerdings von einer nahen Waldhütte aus mehrere Personen zu Pferde in großer Hast habe vorbeisprengen sehen. Don Eusebio verfolgte diese Spur, und bald ward's ihm aus seinen Erkundigungen klar, daß Lothar der Entführer sey. Da zückte er sein Schwert gegen den Himmel, und seine Augen blitzten noch furchtbarer als sein Schwert, und über seine Lippen kam der entsetzliche Schwur: daß er weder ruhen noch rasten, ja — was noch schauerlicher war — daß er weder das Haus Gottes betreten, noch bethen wolle, bis er nicht Rache genommen habe an seinem Beleidiger und mit der Schärfe des Schwertes ihn zum Tode getroffen.

Der unchristliche Schwur war gethan, und die Flüchtlinge konnten keine sehr bedeutende Strecke voraus haben. Blos von einem Knechte begleitet, schwang sich Don Eusebio auf's Pferd, um sie auf dem Wege durch's Waldgebirg, dem einzigen Wege, den sie genommen haben konnten, zu verfolgen. An allen Orten, die er durcheilte, erkundigte er zwar die Flüchtlinge auf's genaueste, erfuhr aber überall, daß sie schon den Tag vorher da gewesen seyen. Da entflammte sein Zorn jedes Mal mit größerer Heftigkeit, und er verdoppelte seine Anstrengung.

An einem heitern Morgen befand er sich in einem Gebirgswalde, schon auf französischem Gebiethe. Die Vögel sangen gar fröhlich in dem dunkelgrünen Gezweige über und neben ihm, auch blickte die Sonne freundlich durch die Baumkronen auf den blumigen Waldteppich hernieder. Das störte Don Eusebio wenig oder gar nicht in seiner finstern Gedankenbrut, wohl aber das helle Geläute einer kleinen Kirchenglocke, und als dasselbe verstummt war, eine fröhliche und sehr vernehmliche Stimme, die immer näher zu ihm herantönte. Da ritt er eben aus dem Waldpfade heraus, und stand am Saume einer sanft abhängenden, von der Sonne vergoldeten, von Gebüsch traulich umgränzten Wiese, über welche der tiefblaue Himmel, wie an den hohen Bäumen ringsumher ausgespannt, freundlich sich wölbte. Eine kleine Kapelle stand mitten auf der Wiese, und es mußte wohl ein Fest da gefeiert werden; denn außerhalb der Kapelle war ein Predigtstuhl aufgerichtet, auf welchem ein ehrwürdiger Ordensmann stand, und rings umher eine große Menge Volkes andächtig auf die Worte des Lebens merkend, welche der Diener des Wortes Gottes sprach. Dem milden Anblick so himmlisch belebter Frühlingslandschaft konnte selbst Don Eusebio nicht ohne Rührung sich entziehen; des herzerquickenden Gebethes durch grausen Schwur verlustig, wollte er seine lechzende Seele doch einigen Worten des Trostes hingeben, und so hielt er, in kämpfenden Gefühlen verhaltener Wehmuth und erstarrenden Hasses, hinter den andächtigen Reihen. Die heilige Rede fluthete durch die Frühlingsluft, milder noch und erquicklicher als diese. Das Wort vom himmlischen Frieden und der ewigen Liebe blühete auf den Lippen des Geweihten, aber auch der Eifer der Ermahnung loderte mächtig hervor. „Wisset ihr auch die sieben heiligen Bitten

im Gebethe des Herrn, und wisset ihr auch die fünfte?" Wie sprechet ihr stets mit euern Lippen: „Vergieb uns Herr unsere Schuld, gleichwie auch wir vergeben unsern Schuldigern," und doch wohnet Haß und finstere Unversöhnlichkeit und Rachgier in vielen Herzen. Betrüget euch nicht, geliebte Brüder! Gedenket des göttlichen Hirten, der sein Leben dahin gegeben hat für uns alle! Hat er nicht gerufen: „Seyd barmherzig, so werdet auch ihr Barmherzigkeit finden?" Hat er nicht geboten „Seyd nicht wie die Heiden, sondern liebet diejenigen, die euch hassen, und bittet für die, so euch beleidigen? Fürchtet den Herrn der Heerschaaren, denn die Rache ist sein, so wie auch die Gerechtigkeit allein bei ihm ist; seine Barmherzigkeit aber ist höher, denn alle seine Werke. Drum gebet nicht Raum dem Fürsten der Finsterniß, und wendet euch zum Lichte; wer aber seinen Bruder hasset, der ist ein Knecht der Finsterniß, und das Leben ist nicht in ihm. Lasset uns lieben unsere Feinde: lasset uns bitten für die, so uns beleidigen! denn wir sind alle nach dem Ebenbilde des allmächtigen Gottes erschaffen." Diese und viel andere Reden drangen dem düsteren Reisenden gewaltig an's Herz; und von dem Blitze der himmlischen Wahrheit umleuchtet, drängte die grause Finsterniß, die ihn gefangen hielt, scheu im Innersten des Herzens zusammen. Vor der ernsten Mahnung, die an ihn ergangen war, auch seinem Feinde von ganzem Herzen zu verzeihen, erschauderte das geängstigte Herz; die Stimme Gottes ermahnte und warnte; die Gnade des Allerbarmers wollte in dem unversöhnlichen Herzen Wohnung nehmen, und den empfangenen Saamen des göttlichen Wortes befruchten; aber die Leidenschaft siegte, der Fittig der Hölle breitete sich dichter darüber her, unbändige Rachsucht trieb ihn von dannen.

2.

„Selig ist der Mensch, der von Gott gestraft wird.“
Job. 5, 17.

Als er einst von einem nächtlichen Ritte höchst ermüdet auf einem Waldplatze sich gelagert hatte, brachen aus dem Dickicht Räuber hervor, und so tapfern Widerstand er auch that, so ward doch bald sein Knecht getödtet, und er selbst, seines Pferdes, seiner Waffen und alles Habes beraubt, blieb schwer verwundet in todtähnlicher Ohnmacht liegen. Als er nach vielen Stunden die Augen aufschlug, sah er sich bei hellem Tageslichte von mehreren, mit Lumpen bedeckten Leuten umgeben, die, so gut sie vermochten, ihn zu laben und zu pflegen sich mühten. Sie zeigten auch viele Freude, daß es ihnen gelungen sey, ihm wieder in's Leben zu helfen; seine Wunden waren verbunden, und ein Schluck Wein, den ihm einer der Armseligen reichte, erquickte ihn höchlich. Wie jedoch dieser die Strohflasche wieder in sein Säcklein steckte, ward Don Eusebio gewahr, daß der entblößte Arm mit schauerlichem Aussatze bedecket war. Mit heftigem Abscheu sank er da zurück, schreiend: fort! fort von mir aussätziges Volk! was habt ihr mit mir zu schaffen? Wollt ihr mich verderben? Fort, sonst treffe euch mein Schwert! — Die Unglücklichen konnten sich kaum des Lachens erwehren. Wie Närrchen, erwiederte der Eine von ihnen, fieberst du so heftig, oder wäre dir's lieber gewesen, wir hätten dich hier säuberlich zu Grunde gehen lassen? Aussätzig oder nicht, es scheint dir eben nicht besser zu geh'n als uns. Du bist erstaunlich delicat, du armer Tropf! Eusebio verbiß seinen Grimm, er mußte wohl einsehen, daß er in seiner dermaligen Lage für nichts Sonderliches gelten konnte.

„Laßt mich sterben, rief er, besser der Tod, als euer Aussatz. Wer hat euch auf den Gedanken gebracht, eure leidige Menschenliebe an mir auszuüben?" Gut, antwortete einer aus dem Jammervölklein, wir überlassen dich der Hülfe desjenigen, auf den auch wir vertrauen. Wir wollen dir auch nicht Schimpf mit Schimpf bezahlen, denn es ist eine schwere Hand über uns. Die Menschen haben uns ausgestossen; es ist Einer, der stößt Niemand von sich. Bethe zu Ihm, weil du uns verschmähest. Als ob Krankheit nicht besser wäre, als Tod? Bethe zu Ihm, daß Er Sich deiner erbarme.

Mit diesen Worten legte er noch ein frisches Brod an seiner Seite nieder, und gieng; die anderen Aussätzigen setzten lachend ihren Weg fort; Eusebio blieb in stummem Grimm zurück. Bethen sollte er? das hatte er ja verschworen, so lange er nicht Rache genommen. Seine Kräfte waren gesunken, nicht so seine Rachbegier; die wuchs vielmehr nun zu einer zehrenden Flamme, denn dieser Lothar — war nicht er schuld an seinem nunmehrigen Elende? Der Drang, das Ziel seiner Reise zu erreichen, trieb ihn, aller Schmerzen ungeachtet, den mühsamen Weg bald wieder fortzusetzen, wiewohl er noch ziemlich ferne von Perpignan, der Vaterstadt Lothars, war, wo er das Ziel seiner Rache zu finden dachte. An einem Stabe wankte er fort, das Wasser der Waldbäche war noch sein bestes Erfrischungsmittel; mit jeder Mühseligkeit wuchs in ihm der finstere Grimm, und dieser war schier noch die einzige Kraft, die ihm vorwärts half. Eines Vormittags erreichte er eine Anhöhe, von welcher er die Stadt Perpignan in ziemlicher Nähe vor sich sah, da fühlte er sich auf einmal wie gestärkt und gerüstet, und er gieng mit raschem Schritte Berg

ab. Er erreichte auch gar bald die Stadt, aber da er dem Thore nahet, begannen ihm mehr und mehr die Knie zu schlottern, Fieberfrost schlich heimtückisch seinen Rücken hinab, und ein unheimlicher Taumel hielt das Haupt befangen. Die ungeheuren Anstrengungen der elenden Reise, das stete Toben unbefriedigter Leidenschaft hatten das ihrige gethan, sollte wohl auch noch eine schrecklichere Veranlassung mitgewirkt haben? Mitten im Thore fiel er ohnmächtig zu Boden. Wie er wieder zu sich kömmt, sieht er sich in einer Stube, wohin man ihn gebracht hatte, es war eine gemeine Herberge, wo Arme verpflegt wurden. Seine erste Sorge ist, von den Anwesenden Erkundigungen über Lothar einzuziehen. Man wundert sich über seine Fragen, und über die Heftigkeit derselben, aber man giebt ihm Auskunft. Lothar war mit Donna Camilla vor mehreren Tagen schon angekommen, man wußte von der Spanierin nichts, als daß sie bei ihrer Ankunft schon sehr krank war, auch von großer Traurigkeit befangen; drei Tage nachher sey sie gestorben, wie man glaubte, an den Folgen der großen Beschwerlichkeiten der Reise und eines zehrenden Grames. Lothar selbst hatte gleich nach dem feierlichen Leichenbegängniße aus der Stadt sich entfernt, dergestalt, daß man nicht im mindesten wußte, wohin er sich begeben habe. Diese Nachrichten waren zu bestimmt, als daß sie den Unglücklichen nicht durch Schmerz und getäuschte Erwartung zu Boden drücken mußten; seine Leibeskraft siegte zwar über die drohende Auflösung, aber der Aussatz kam nun zum Vorschein, und somit hatte sein Elend das volle Maaß erreicht. Man verfuhr mit ihm alsbald auf jene Weise, wie sie in damaliger Zeit, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, gegen die vielen, von diesem Uebel Heimgesuchten, Gebrauch war;

man reichte ihm nämlich einen Stab, ein Eß- und Trinkgeschirr, und wies ihn auf's freie Feld hinaus. Hier, wenn er nicht ganz verlassen und allein seyn wollte, blieb ihm keine Wahl, als sich zu den andern Aussätzigen der Gegend zu halten, die keinem bewohnten Orte sich nahen durften, und ein gar mühseliges Leben führen mußten.

3.

„Selig sind die, denen ihre Missethaten erlassen sind."

Ps. 31, 1.

Lange Zeit erst nach diesem Ereigniße kamen Don Fernando, in dem weit entlegenen Land, wo er sich befand, mancherlei verworrene und herabwürdigende Gerüchte von seiner Familie zu Ohren. Endlich ward ihm vom heimathlichen Castelle aus die Kunde von der Entweichung seiner Schwester aus dem väterlichen Hause, und von der gleich hierauf erfolgten Abreise des Vaters. Alsbald machte er sich auf nach dem Vaterlande, und gerade am Jahrestage als die Flucht der Schwester erfolget war, kam er in das Castell seines Vaters. Hier gab man ihm die Nachricht von dem Tode seiner überaus geliebten Schwester, und zugleich erfuhr er, als eine völlig verläßliche Thatsache, daß sein Vater auf dem Zuge, um Lothar einzuholen, von Räubern angefallen und getödtet worden sey. In Don Fernando's Brust entflammte da keine geringere Wuth, als die in seinem Vater aufgelodert war, als er die Flucht der Tochter vernahm, und dreifach tief verwundet wie er war, durch Freundschaftsverrath, Vater- und Schwestertod, brach auch er in den heillosen Schwur aus, wie ihn früher sein Vater ausgestossen hatte.

Ganz allein ritt er von dannen, und hatte schon den französischen Boden erreicht, als sich eines Vormittags eine freundliche und helle Waldwiese vor seinem Auge eröffnete, auf deren Mitte eine kleine Kapelle stand. Es waren auch sehr viele Leute zugegen, die stunden aber draußen versammelt, um eine im Freien errichtete Kanzel herum, auf welcher ein sehr ehrwürdiger Priester stand und predigte. Don Fernando mußte wohl auf den Gedanken kommen, daß in dieser Kapelle heut ein besonderes Fest gefeiert werde, er besinnt sich recht, es war das Fest von den sieben Schmerzen der jungfräulichen Mutter des Herrn.

Diese wehmuthvolle Andacht hatte Fernando's Mutter vor allen lieb gehabt, und sie vielfach ihren Kindern empfohlen. Das gieng ihm denn jetzt schneidend durch das Herz; aber diesem Herzen war ja alle Erhebung der Andacht durch die Kraft des eben so unchristlichen als mithin ungültigen Eides versagt. Er konnte sich dennoch von der stillhorchenden Menge nicht entfernen, die Sehnsucht trieb auch ihn, das Ohr den Worten hinzuneigen, die der geängstigten Seele erquicklich seyn mochten. Er ritt langsamen Schrittes um die offene Kapelle herum, die schmerzenreiche Mutter vom Altare schien ihn auch so mütterlich anzublicken, und auf den allerheiligsten Leichnam des Sohnes deutend, zu sagen: Siehe, der Zorn ist versöhnt. Er hielt in tiefer wiewohl dunkler Rührung hinter der Menge. Da war der Prediger von dem Schwerte, das der Jungfrau sieben Mal durch die Seele drang, auf die siebenfache Bitte im Gebethe ihres Eingebornen übergegangen. Sind wir nicht alle Schuld an diesen Schmerzen? Sind wir nicht alle Schuld an dem Tode des Herrn? Ist Er nicht gekommen, um unsrer Aller Schuld hinwegzunehmen? Und müssen wir

nicht vergeben unsern Schuldigern? Wehe dem, der Rache nimmt an seinem Bruder, denn seiner wartet das Gericht! Wer seinen Bruder hasset, der bleibt in der Finsterniß, und das Leben ist nicht in ihm. Der Redner schilderte hierauf in treuen Zügen das Elend eines von Haß erfüllten Herzens; den Jammer einer trostlosen Zukunft; die himmlische Schönheit der Liebe; die Seligkeit der Friedfertigen; die Herrlichkeit des Triumphes über alle Leidenschaft, so die Nacht des irdischen Lebens gebührt; und die Siegeskraft der Gnade in Herzen, worin die wahre Tapferkeit nach Selbstverläugnung ringt.

Don Fernando war auch das Schwert durch die Seele gegangen, er kämpfte nicht lange gegen die mächtigen Gefühle, die bei diesen Worten in ihm aufwachten; er stieg vom Pferde; band es in tiefem Nachsinnen an einen Baum, und gieng zu dem priesterlichen Greise, der eben seine Rede vollendet hatte, in die Kapelle hinein. Dem Zuge der in ihm waltenden Gnade kühnlich folgend, hatte er alsbald dem Frommen in offenem Bekenntniß alle Finsterniße seines Herzens, die lange verschuldete Weigerung gegen alle Mahnungen des heiligen Geistes, die vorsätzliche Entfernung von den sonst so hochtheuern Uebungen des Gebethes, und vor allem den sündhaften Schwur und die böse Absicht seiner unheimlichen Reise auf's aufrichtigste gestanden. Da ward es dem Priester leicht, Fernando's zerknirschtes Herz in wahre Liebesreue und heilige Trauer zu versetzen, und ihm den Abgrund zu zeigen, worin ihn die vorsätzliche Tödtung seiner Seele, und der im Herzen schon begangene Mord gestürzt hatte. Vor dem Altare der schmerzenreichen Mutter gelobte da Fernando, nicht allein seinem Feinde von Herzen zu verzeihen, sondern auch ein ganzes

Jahr hindurch in Einsamkeit und strenger Buße hinzubringen. — Die herzhafte Entschließung billigend, rieth ihm sein nunmehriger geistlicher Vater, sie in Gesellschaft und unter der Anleitung eines Einsiedlers auszuführen, der in einer benachbarten Einöde seinen Aufenthalt hatte, und an welchem, so kurze Zeit er auch erst hier weilte, doch schon bewunderns-werthe Fortschritte zur geistlichen Vollkommenheit zu bemerken waren. Fernando ließ sich zu ihm führen; sie gelangten in eine felsige wüste Waldgegend; in einer Schlucht stand ein Kreuz; dort kniete der Einsiedler, und sang mit beweglicher Stimme die Worte des bußeathmenden Psalmes:

Getroffen von Deinem Grimme
O Herr! da riefen
Wir zu Dir empor aus den Tiefen,
O Herr! erhöre unsre Stimme,
O mögest Du Dich neigen,
Unsrem Flehen Dich gnädig zeigen!
Denn wo vor Dir enthüllt sind unsre Schulden,
Wie können wir Dein Gericht erdulden?
Doch ist Barmherzigkeit Dir eigen,
Die wollest Du, o Herr! mir nicht verschweigen!
Dein ewig Wort ich mir erwähle,
Auf den Herrn vertrauet meine Seele!
Ja vom Morgen- bis zum Abendstern
Hoff' ich getrost auf meinen Herrn,
Denn bei Ihm allein ist allgütiger Wille,
Und reich ist Seiner Erlösung Fülle,
Und dereinst gewißlich von allem Bösen
Wird Er, die Ihm vertrauen, erlösen.
Die Ehre sey dem Vater, dem Sohn und dem Geist,
Dem Einen, den Himmel und Erde preist!

Der Einsiedler war aufgestanden, und den beiden demüthig entgegen gegangen. Er erkannte Fernando, Fernando erkannte Lothar; nicht ohne tiefe Bestürzung stand dieser, in jenem schien der alte Schwur sich regen zu wollen. Wie ein Engel des Friedens trat begütigend der fromme Priester zwischen beide. Brüder, erinnerte er mit sanfter Stimme, nun gilts: „Und vergieb uns unsre Schulden, als auch wir vergeben unsern Schuldigern; und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Amen, rief Lothar. Ja, Amen, rief Fernando. Da fielen sie sich herzlich versöhnt in die Arme, und küßten einander und weinten mildiglich. Freundlich umschlungen schwebten ihre heiligen Schutzengel über ihren Häuptern. Der gute Priester blieb diesen Tag bei ihnen, und schied am Morgen nach langem und heiterem Gespräch. Die beiden aber wohnten friedlich mitsammen in gemeinsamer Klause, betheten für Camilla und für Eusebio, und für alle, welche blinde Leidenschaft im Meere des Weltlebens hin und her schleudern mochte. Auch sangen sie oft unter vielen Thränen den Psalm der himmlischen Eintracht mitsammen:

Siehe wie gut ist's und wie süß,
Wo Brüder in Einigkeit wohnen!
Wie Salböl auf dem Haupte,
Das herabfleußt zum Barte des Hohenpriesters,
Das herabfleußt zum Saum seines Gewandes,
Wie Thau von Hermon
Herabträufelnd auf den Berg Sion.
Denn von da aus hat der Herr
Seinen Segen verordnet,
Und das Leben, das fortwährt in Ewigkeit.

4.

„Lobet seinen Namen, denn der Herr ist gütig“
Ps. 99. 5.

Die beiden Büßenden hatten arbeitend und bethend in immer steigender Traulichkeit, auf solche Weise schon viele Monden mitsammen gelebt, da kam eines Tages ein alter, mit Aussatz geschlagener Mann vor ihre Klause, dessen jammervoller Zustand ihr innigstes Mitleid erregte. Sie reichten ihm Labung, so viel sie vermochten, und als auch diese sein Herz nicht zu erquicken schien, und der Greis nun vielmehr in ungeheure Klagen ausbrach, und schauderhafte Worte, Verwünschungen ähnlich, seinen Lippen entfuhren, da bedräueten sie ihn ernstlich, und ermahnten ihn, mit ihnen zu bethen, und die göttliche Hülfe anzuflehen. Nun brach aber der Alte erst in recht herzzerreissendes Gejammer aus. Bethen soll ich? Ich kann nicht bethen. Will ich denn bethen? Ich darf nicht bethen. Einst ja, in meinen frühern Tagen, da habe ich auch gebethet. Ich kann mir's nicht recht mehr vorstellen. Das Herz ist mir im Leibe gestorben, die Gedanken sind auch wie vergangen. Ich habe mich von meinen elenden Gefährten getrennt, sie bethen. — Ich bethe nicht, ich lästere nicht. Ich weiß nichts, als daß ich einen Feind habe, und daß ich ihn noch nicht habe erschlagen können. Eins weiß ich noch, daß ich von den Menschen ausgestossen bin. Und ich habe doch Weib, Sohn und Tochter gehabt. Das Weib ist gestorben, die Tochter verdorben, der Sohn weiß nichts von mir. Es ist Einer, der hat mich in diesen Jammer gestürzt. Der hat wohl auch das Bethen verlernt. Hätte er's verlernt, und wäre er auch mit dem Aussatze geschlagen, und ich könnte ihn irgendwo antreffen, so würde ich ihm die Hand reichen, und ihm

zurufen: Unglücksgefährte, ich habe dir's zugeschworen, aber ich erschlage dich nun nicht mehr. Trage du nur dein Elend fort! aber bleibe bei mir, daß ich mich an deinem Jammer ergötze. Da wäre mir denn doch noch eine Art von Lustbarkeit aufbehalten auf dieser Welt. Habt Dank für eure Mühe, ich gehe wieder meinem Elend nach. Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, den beiden Freunden war aber eine erschütternde Ahnung aufgegangen. Sie ließen ihn nicht fort; mit großer Liebe und Geduld gelang es ihnen, ihn einigermaßen zu erweichen, er erzählte ihnen seine Schicksale, — es war Don Eusebio. Da behielten sie ihn bei sich, ohne sich ihm zu erkennen zu geben.

Fernando aber eilte noch denselben Tag zum Bischof des Sprengels, der auch die Aufsicht über die Einsiedler der Gegend führte, und berichtete ihm diese Begebenheit mit genauer Angabe der Umstände. Der Bischof, ein erleuchteter und sehr verständiger Herr, befahl ihm, am nächstfolgenden Tage, an welchem gerade ein hoher Festtag war, in Gesellschaft Lothars seinen Vater in die Kathedralkirche zu führen. Gutwillig gieng der, von so lang entbehrter Liebe überwältigt, mit ihnen bis zur Kirche; doch konnten sie ihn nicht dazu bewegen, daß er seinen Fuß auch nur über die Schwelle des heiligen Gebäudes setzte. Da gieng ihnen der Bischof bis an das Thor der Kirche entgegen, und befahl ihm hereinzutreten. Der Greis gehorchte, wie einer unbekannten Gewalt unwillkührlich folgend, und knieete nun, auf des Bischofs Geheiß, mitten in der Kirche nieder. Hinter ihm knieten Fernando und Lothar; der Bischof aber stand vor ihm, und sprach mit lauter Stimme das Gebeth des Herrn. Auf des Alten verstörtem Antlitz sah man einen harten Kampf sich malen, seine Lippen zuckten

gichterisch, und mit großer Anstrengung nur gelang es ihm, die vier ersten Bitten des göttlichen Gebethes nachzusprechen. Als er aber zur fünften Bitte kam, da hatte es den Anschein, als würde ihm von unsichtbarer Hand die Kehle verschnürt, dunkelbläuliche Röthe stieg im Angesicht auf, und die Augen traten starrend hervor. Da sprach der Bischof dieselbe Bitte mit gehobner Stimme zum dritten Male vor, und in Eusebio's Herz stieg eine mächtige Sehnsucht auf; er breitete die Arme aus, und wendete die Augen gen Himmel, und siehe da, wie wogende Posaunentöne drangen plötzlich mit großer Kraft die Worte aus seinem Munde hervor: „und vergieb uns, Herr, unsre Schuld, gleichwie auch wir vergeben unsern Schuldigern; und führe uns nicht in Versuchung; sondern erlöse uns von dem Uebel.“ Und das ganze Volk rief: „Amen — Amen!“ und pries und lobte Gott, der wunderbar ist in seinen Anordnungen und anbethungswürdig in seinen Führungen, und väterlich das Gebeth erhöret, das die glaubige Seele im Namen Jesu an Ihn richtet. —

Der Bischof aber reichte dem Neubegnadigten die Hand, und als er sich im Gefühle des himmlischen Friedens erhob, sieh, da war durch die Einwirkung der göttlichen Gnade mit dem Aussatze der Seele auch jener des Körpers verschwunden; Eusebio war vollkommen rein und gesund.

Da war ein großer Jubel unter allen Anwesenden, und herzliche Ergießung des Dankes zu dem Herrn der Heerschaaren. Und wieder nahm der Bischof den zweifach Genesenen bei der Hand, und führte ihn zu seinem Sohne und zu seinem Feinde, die beide in Demuth vor dem Herrn knieeten; da war aber keine Feindschaft mehr vorhanden, sondern der himmlische

Friede, der allen Begriff übersteigt, umschlang die ewig Versöhnten, die nun eine geraume Zeit in einer Klause vereint wohnten, bis Don Eusebio sanft und selig im Herrn entschlief; worauf Don Fernando, nachdem er sein frommes Gelübde erfüllte, wieder zu seinem Vaterlande als thätiger Staatsmann und eifriges Kind der heiligen Kirche zurückkehrte.

Lothar aber verblieb in seiner Klause, die ein so heiliger Ort der Sühne geworden war, und mit tiefer Rührung sang er in der nahen einsamen Wald-Kapelle oft den Psalm mit, der damals dort gesungen ward:

„Lobet den Herrn! denn Er ist freundlich, und ewig währet seine Güte.
Lobet den Herrn! denn Er ist barmherzig, und seine Barmherzigkeit ist höher denn alle seine Werke.
Lobet den Herrn alle, die ihr den Frieden liebet; denn seine Gnade währet von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ —

3.

Der Werkführer Philipp.

1.

„Bleibe bei uns, denn es wird Abend, und der Tag hat sich schon geneigt.“ Luk. 24. 26.

Die milde Frühlingssonne vergoldete mit ihren letzten Strahen noch des freundlichen Städtleins Pfarrkirch=Thurm, und silberklar wandelte der Mond am duftigen Himmelsgewölbe herauf; die Arbeiter hatten Feierabend gemacht, auch das frommerhebende Bethgeläute verklang allgemach, durch die feierliche Stille hinwogend, und nahm mit sich hinauf in die dunkelnde Himmelsbläue das Abendgebeth frommer Kinder.

In einem stattlichen Hofe vor dem Thorwege saßen auch viele gute junge Leutchen beim Abendbrod traulich beisammen, und der alte wackere Tuchmacher Anselm, als Hausvater in ihrer Mitte; der greise Werkführer Philipp aber ließ sich, obwohl heute sein Geburtstag war, von seinem gewöhnlichen Geschäfte, den Tisch unter den Linden aufzudecken und abzuräumen, nicht abhalten. Er war diesen Tag über sehr stille gewesen, wie denn überhaupt viele Worte nicht seine Sache waren; mehr schien er auf's Singen zu halten, und Ein Lied war ihm vor allen lieb und werth. Und als Alt und Jung nunmehr ihn zwischen sich nöthigte, und seine Gesundheit trank, da stimmte

er

er also gleich, mit ungewöhnlicher Rührung, dieß sein Lieblingslied an, und die Kinder sangen munter mit ihm, wie folgt:

Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden,
Der Tag hat sich geneiget;
Schon senkt die Nacht hernieder sich auf Erden,
Und alles ruht und schweiget.
Ihr Tage und Nächte, lobet den Herrn,
Ihr Sterne des Himmels, lobet den Herrn,
Lobet und preiset Ihn hoch,
Alle ihr Werke des Herrn.

* * *

Herr, bleib' bei uns, denn dunkel wird's auf Erden,
Nacht=Thau hernieder steiget;
Müd' ist das Herz, und duldet viel Beschwerden,
Wenn sich dein Trost nicht zeiget.
Ihr tauenden Lüfte, lobet den Herrn,
Ihr Wolken des Himmels, lobet den Herrn,
Alle ihr Engel des Herrn,
Lobet und preiset den Herrn!

* * *

Herr, bleib' bei uns, dann mag es Abend werden,
Thut nur Dein Licht uns scheinen!
Der Du im Himmel wohnest und auf Erden,
Gern bleibst Du bei den Deinen.
Ihr Diener des Herrn, lobet den Herrn,
Alles, was lebet und liebt,
Lobet und preiset den Herrn!

Herr bleib' bei uns, laß uns nicht zaghaft werden,
Wenn Nacht und Grau'n sich zeigen!
Du guter Hirt, Du weidest Deine Heerden,
Bis sich die Schatten neigen.
Ihr Armen und Kleinen, lobet den Herrn,
Ihr Herzen voll Demuth, lobet den Herrn,
Alle ihr Christen zumal,
Lobet und preiset den Herrn!

* * *

Herr bleib' bei uns, der einstens Dich zur Erden
Erbarmend hast geneiget,
Getragen unsre Schmerzen und Beschwerden,
Als Bruder Dich erzeiget!
Ihr Engel und Erzengel, lobet den Herrn,
Ihr Cherub und Seraphim, lobet den Herrn,
Lobt eure Königin hoch,
Preiset die Mutter des Herrn!

* * *

Herr, bleib' bei uns, bis daß von dieser Erden
Wir einstens müssen scheiden:
Herr, sieh auf uns, damit wir selig werden,
Eingeh'n in Deine Freuden.
Ihr Wunder der Liebe, preiset den Herrn,
Ihr seine Erbarmungen, preiset den Herrn,
Lobet und preiset den Herrn,
An dem Altare des Herrn.

Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden,
Der Tag hat sich geneiget,
Bei Tag und Nacht, im Himmel und auf Erden
Sich Deine Hoheit zeiget!
Dir, Gott, sey die Ehre, dem Vater und Sohn
Und heiligen Geiste auf himmlischem Thron,
Wie er vom Anbeginn war,
Jetzo und immerdar!

Meister Anselm hatte seine Kappe wieder aufgesetzt, und sprach: Allerwege ist das ein recht kräftiges und erbauliches Lied, und der alte Philipp hat wohl recht, daß er's schier alle Tage singen mag. Es hat dem grundgütigen Gott gefallen, uns durch Lied und Gesang viel Trost und Erquickung zu geben, und das ist uns manchmal sehr vonnöthen; auch haben solche Lieder manchem schon große Hülfe von oben gebracht. Als zum Exempel, so hat dieß vor vielen Jahren ein junger Gesell im Fichtelgebirge gar wohl erfahren. Wenn ihr's wissen wollt, so will ich euch's erzählen.

Es war dieß ein gar flinker und junger Geselle aus unserer Tuchmacherzunft, der trug in seinen Ranzen manchen schönen Thaler, und goldene Münze, auch feine, nette Kleidung, und andere erfreuliche Habseligkeiten; gieng auch eben rüstig dem Städtlein zu, wo er sollte Meister werden. Innen in seinem Herzen trug er freilich auch manchen kostbaren Schatz, und gar nette Kleider, denn ein recht goldenes Vertrauen auf Gott den Herrn, und ein reines Gewissen hatte er, seiner Eltern Lehre getreu, bisher immer zu bewahren gewußt. Die Leute aber in der letzten Dorf-Herberge, wo er seine Mittagsruhe hielt, schienen von diesen Herzensgütern weniger Kunde zu haben, als von

jenen, die der stattliche und festgeschnürte Ranzen barg, und darum verwunderten sie sich höchlich, daß der junge Mann ihren Warnungen so wenig Gehör gab, und seinen Weg noch heute vollenden wollte, obwohl selber durch ein finsteres Waldgebirge führte, das eben als ein Schlupfwinkel von Räubern verrufen war.

Es war zwar der Jüngling nicht Willens, sich tollkühn in unvermeidliche Gefahr zu begeben, aber er konnte seinen rüstigen Füßen wohl so viel vertrauen, um einige Meilen in eben so vielen Stunden zurückzulegen, und lange vor Sonnenuntergang das Ziel seiner Wanderung zu erreichen; übrigens war er auch nicht gewohnt, irgendwo einen halben Tag ohne Noth müßig zu liegen. Genug, unser Freund gieng seinen Weg, den er so genau als möglich erkundet hatte, und erreichte bald die ersten Anhöhen des Gebirges; da theilte sich aber der Fußpfad zwischen niedrigem Waldgebüsch, und zweifelnd blieb er stehen, hin und her schauend, und sinnend, welcher Steig wohl der rechte seyn werde? Hinten im Gebüsch saß ein Mann am Boden, und verblies seine Zeit mit dem Qualm seiner kurzen Tabakspfeife, dazu machte er ein ganz hämisches Gesicht, so daß unser Freund kein rechtes Zutrauen zu ihm fassen konnte. Indessen mochte er doch nicht zweifeln, von ihm den rechten Weg zu erfahren, und stellte sein höflich Begehren an ihn. Nur immer rechts! erwiederte dieser, da könnt ihr nicht fehlen. Unser Freund bedankte sich, und gieng; besser rechts als links, dachte er bei sich; und wiewohl er sich nicht verhehlen konnte, daß der Wortkarge einen ganz seltsamen Seitenblick auf seinen Ranzen geworfen hatte, so wollte er sich doch alles furchtsamen Verdachts entschlagen, ja es kamen die zaghaften Gedanken, die für einen Augenblick in ihm aufgestiegen, ihm

selber lächerlich vor; er gedachte jetzt nur, recht munter seine Schritte zu fördern, und wanderte rüstig Wald einwärts.

Eine gute Weile war er schon fortgegangen, hatte indessen manch schönes Lied gesungen, und einen ganzen Psalter geendet, da merkte er, daß der Tag gar sehr sich zu neigen beginne, und auch der Wald, statt mehr und mehr sich zu lichten, immer dichter werde. Er stieg nun um so rascher auf dem Waldpfad fort, kam endlich auch in ein weiter geöffnetes Thal; dieß war jedoch eben auch ganz von Wald umschlossen. Zwischen den moosigen Baumstämmen fieng es schon tief zu dunkeln an, die lustigen Sänger oben in den Zweigen waren allgemach alle schon schlafen gegangen, und hie und da stimmte ein Uhu sein verdrießliches Nachtlied an. Da mußte unser Freund wohl merken, daß er ziemlich irre gegangen sey, auch wollte kindische Furcht ihm das Herz etwas klein machen; da besann er sich denn nicht lange, und brachte dem himmlischen Vater alle Sorge und Müdigkeit zum Opfer dar, holte auch seinen lieben Abendgesang, den er von Kindheit auf gelernt hatte, aus der Fülle des Herzens herauf, und sang, wie ihr eben gesungen habt:

Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden,
Der Tag hat sich geneigt.

Dieß sang er mit gar heller und fröhlicher Stimme, so daß die Uhu's verstummten, die schlafenden Vögelein aber aufwachten, und mit ihren Flüglein in den Zweigen rauschten. Wie er denn so gieng und sang, und recht guter Dinge ward, mußte es ihm doch etwas bedenklich vorkommen, daß ganz unversehends zwei Männer sich einfanden, die vor ihm her-

giengen, dann im Walde sich verloren, und dann wieder, wo der Pfad sich krümmte, in einiger Ferne sichtbar wurden, endlich gar stille zu stehn und ihn zu erwarten schienen. Nicht wahr, Kinder, das sieht etwas fürchterlich aus? Unser Freund wollte sich aber keine Angst anwandeln lassen, er sang nur um so herzhafter sein Lied fort, und wie er damit bald zu Ende gekommen, war er auch schon bei den zweien, die rechts und links am Rande des Weges standen. Gelobt sey Jesus Christus! grüßte er; — in Ewigkeit! erwiederte der jüngere von den Beiden, der ältere aber rauchte aus seiner kurzen Pfeife fort, und rief lachend: Nun, Landsmann, seyd ihr noch nicht in der Herberge? Unser Freund sah ihn an, und erkannte die, von der Gluth der Pfeife etwas beleuchteten Züge; ich bin immer rechts gegangen, sagte er, muß mich aber doch verirrt haben. Ei bewahre! erwiederte jener, geh Er nur mit uns, wir machen denselben Weg. In Gottes Namen! meinte unser Freund, so laßt mich denn vorerst mein Abendlied zu Ende singen. Die Beiden aber blieben ihm von jetzt an immer hart an der Seite.

2.

„Denn wo zwei oder drei versammelt sind in Meinem Namen, daselbst bin Ich mitten unter ihnen.“ Matth. 18, 20.

Was ist das wohl für ein Lied? fragte ihn der Jüngere. Mein Freund, erwiederte er, das ist wohl ein schönes, und überaus erfreuliches Lied, zumal in der Abenddämmerung. So oft ich es singe, möchte ich vor Freude weinen. — So? das ist wohl der Mühe werth. Ich singe auch gern, aber da weiß ich ganz andere Lieder, Trinklieder, und dergleichen lusti-

ges Zeug. Dein Lied da aber ist mir ein trauriges Lied. — Mein Freund, es kann keines geben, das des Menschen Herz inniglicher erfreut. — So? Du kömmst mir närrisch vor. Was ist denn sogar Lustiges dabei? — Mein Freund, wenn es Abend wird, und ich singe dieß Lied, so kömmt es mir immer ganz lebhaft zu Sinne, wie unser lieber Herr mit den beiden getreuen Jüngern nach Emmaus gegangen ist; und wie sie ihn nicht erkannt haben, und doch zu sich in die Herberge einluden, und wie sie dann so überaus begnadigt sind, daß der liebe Herr sich ihnen offenbart. — „Was sprichst du da? was ist das für eine Geschichte?“ — Wie, mein Freund, weißt du etwan nichts davon? Du bist ja ein Christ, und welcher Christ soll das nicht wissen? Darin steht ja unsre ganze Hoffnung, und unsre selige Zukunft, und alles, was unsrem Herzen lieb und theuer ist. Gott sey es gedankt, wenn zwei Freunde und Brüder anjetzo noch mitsammen sind, und von ihm sich unterreden, so geht Er auch jetzt mitten zwischen ihnen, nur daß sie Ihn nicht sehen. — „Du bist ein wunderlicher Mensch; du sprichst ja, als könnte es gar nicht anders seyn? Ich habe einmal auch davon gehört, es ist aber schon lange her. Erzähl einmal weiter!“ — Ey was erzählen! brummte der andere, haltet euer Maul, ich will nichts hören! — Ihr könnt Euch ja die Ohren verstopfen, versetzte unser Freund, besser ist's aber doch, Ihr höret zu. — Und weil er die heiligen Geschichten fleißig gelesen hatte, so konnte er mit Gottes Beistand recht viel Wunderschönes herausreden, was ich so genau nicht mehr weiß; der fremde Gefährte hörte ihn wirklich immer aufmerksamer an, und ihm selbst waren alle Bedenklichkeiten verschwunden. Siehst du, mein Freund, sprach er zuletzt, warum es so erquickend ist, zu sagen: Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend wer-

den, und der Tag wird auf dieser Erde sich zum letztenmal neigen, um für uns nimmer aufzugehen; wenn damals der Herr uns verläßt, wer wird uns helfen?

Der Alte aber stand bei diesen Worten still, und brummte; da sind wir endlich. Jetzt schweig und komm herein. Unser Freund blickte auf, und sah eine halbverfallene Herberge vor sich mit zerbrochenen Fenstern, und wüstes Gestripp rings umher. Aus einer schwachbeleuchteten Stube tönten allerlei häßliche und polternde Stimmen heraus, und eben so abscheulich tönte des Alten Gruß hinein. Dieß kam unsrem jungen Tuchmacher nun freilich höchst verdächtig vor, so daß ihm die Einladung gänzlich mißfiel; drum wollt er mit einer „guten Nacht“ von seinen Begleitern sich losmachen, und lieber auf gut Glück fürder gehen, oder auch unter freiem Himmel eine Lagerstätte suchen. Es hätte ihm auch vielleicht gelingen können, in der Dunkelheit, und durch rasches Gehen, den unlieblichen Wirthen und Gästen da drinnen zu entkommen, aber da faßte ihn der jüngere Geleitsmann bei der Hand, und redete ganz beweglich ihn an: „Bleib bei uns, denn es will Abend werden! Bleib bei uns, der Tag hat sich geneiget!“ Da fühlte sich unser junger Mann mit sonderbarer Liebe zu dem verwilderten Menschen gezogen, und es war ihm, als dürfte er ihn nicht verlassen; er nahm also sein ganzes Vertrauen zu Gott als einen starken Schild vor sich, empfahl sich in die fünf Wunden des Herrn und in die Obhut seines Schutzengels, und gieng mit hinein in die Herberge.

Drinnen schien er unter der wüsten Gesellschaft nicht wenig Aufsehen zu machen; einer und der andere traten zusammen, und hatten viel mit einander zu wispern, andere guckten ihm frech ins Gesicht, noch andere giengen ab und zu. Am meisten schien jener

Wildling zu sagen zu haben; er schnallte unserm etwas beklemmtem Freunde den Ranzen ab, ließ ihm Speise und Trank bringen, und ein gutes Lager zurecht machen; sagte ihm auch flüchtig ins Ohr: er sollte sich keine Sorge anwandeln lassen, denn er sey gut aufgehoben; laut aber befahl er ihm, sich zur Ruhe zu legen. Drauf gieng er mit den Uebrigen hinaus, und es war ein harter Wortstreit unter ihnen, endlich ward alles still; einer nach dem andern kam wieder herein, und begab sich zum Schlafe, jener aber, der Rührigste unter der Sippschaft, legte sich neben unserm Freunde hin; schlief aber nicht, sondern schien viele und ernste Gedanken zu haben. Unser Freund, der, wie ihr Kinder wohl vermuthen könnt, auch ohne Schlaf blieb, hörte ihn die Nacht hindurch öfters tief aufseufzen; er selbst aber bethete, nicht ohne Herzensangst, und sagte auch vielmal bei sich: O heiliger Dismas*), du bußfertiger und hochbegnadigter Räuber, bitte den Herrn durch deine Theilnahme an seinem Leiden und Tod, daß er diesem da, zu meiner Seite, gnädig seyn, und sein Herz erleuchten wolle, Amen. Nach einigen Stunden muß er aber doch in tiefen Schlaf gekommen seyn, denn als er, nach tüchtigen Rütteln, sich ermunterte, war schon der Tag im Anbruche, und die ganze Sippschaft fort, neben ihm stand bloß sein Schlafgefährte von gestern; der mahnte ihn, rasch aufzupacken, und fortzugehn. Als sie draussen waren, fiel er ihm um den Hals, küßte ihn, und weinte sehr, sprach aber nichts, sondern schritt eilends fort, und zog ihn nach sich, eine Waldhöhe hinauf, dann durch eine steile Kluft herunter, dann

*) So nennt die Kirche den begnadigten Mörder, der mit Jesus gekreuzigt ward.

durch dickes Gesträuche, bald darauf öffnete sich die Aussicht, der Wald war zu Ende, unten zeigte sich eine helle freundliche Ebene, und ein hübsches Städtchen, dessen alter Schieferthurm gerade vom frühen Sonnenstrahl beleuchtet ward. Hier auf der lichten Anhöhe, blieb er stehen, und sprach! Sehet mein Herr, das ist der Ort, wo ihr hin wolltet. Meine Gesellen erwarten mich mit euch dort unten im waldigen Thalgrund, um euch euer Gut abzunehmen, und wohl auch das Leben. Sie hätten es in der Nacht gethan; ich habe ihnen aber das andere vorgeschlagen, indem ich ihnen vorstellte, daß es dort sicherer zu verheimlichen wäre, weil die Herberge schon so verrufen sey, daß Ueberfall und Untersuchung derselben bevorstehe. Jetzt seyd ihr in Sicherheit. Aber um des Herrn Jesu Willen, thut Barmherzigkeit an mir, und laßt mich bei euch bleiben; ich habe euch von Herzen lieb, nnd möchte auch ein besseres Leben anfangen; ich weiß, daß ihr im Städtlein dort sollt Meister werden, und will lieber Lehrjunge seyn bei euch, als Herr unter meinen Gesellen. Und wenn ich gleich schon älter bin, als Ihr, will ich doch von Herzen gern euch gehorsam seyn. — Da tönte von dem Schieferthurm das Avegeläute der Morgenstunde herauf, und unser Freund kniete nieder, und lobete Gott für die überschwenglichen Wohlthaten seiner allgegenwärtigen Fürsehung und Erbarmung; und grüßte Maria, die Gnadenvolle, eingedenk des wunderbarsten Geheimnisses, das eben wieder zwei Menschen vom zeitlichen und ewigen Tode erlöset hatte. Hierauf eilten sie wohlgemuth die Anhöhe herab; unser Freund fand von der Zeit an viel Glück und Segen, sein Retter aber ist seither stets bei ihm geblieben, und sie haben einander jederzeit überaus lieb gehabt, also daß der gute Gott in der Folge gar oft noch Einem durch den Andern

geholfen hat. Auch haben sie seit jener Zeit das Lied: Herr, bleib bei uns, schier täglich mit einander gesungen, und gedenken es, wills Gott, noch recht oft zu singen.

Kaum, mein Herr Anselm! sprach hier der alte Werkführer Philipp. Verwundert sahen ihn die Kinder an, es schien, als merkten sie etwas.

Verwundert euch nicht, fuhr Philipp fort. Der junge Tuchmachergesell war Niemand anderer, als euer Herr Vater hier; der Räuber aber, nun, und wer war der?

Stille, sprach Jemand hinter Philipps Sitz. Es war der Dechant des Städtchens, der unvermerkt sich genähert hatte. Was habt ihr vor? War das zwischen euch beiden abgekartet?

Groß und Klein fuhr ehrerbiethig auf, vor dem gar ehrwürdigen Manne. Der sagte aber: Kinder, es ist schon spät, euer Gesang bloß hatte mich noch hergelockt. Bethet, und gehet schlafen. Besonders ihr, mein alter Herr Philipp, am fünf und siebenzigsten Geburtstage nützt die Nachtluft nicht mehr viel. — Schadet auch nicht mehr, sagte Philipp. Freund, entgegnete Herr Anselm, was hast du für Grillen? — Keine Grillen, sprach Philipp. Gott sey gedankt, und meinem Vater hier, er hat mir heute schon überschwenglichen Trost gereicht und zugesprochen. Des Herrn Wille geschehe.

Die Kinder lagen in den Armen des süßen Schlafes, und auch Herr Anselm schlummerte schon, und liebreich schaute der Mond auf das stille Städtlein herab. Der alte Philipp war wieder herausgegangen aus seiner Kammer, und saß unter den Linden, und sang mit leiser Stimme:

Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden,
　　Der Tag hat sich geneiget.
Wenn Du uns rufst hinweg von dieser Erden,
　　Erbebt das Herz und schweiget.
Ihr Seelen der Gerechten, lobet den Herrn,
Ihr seligen Büßer, lobet den Herrn,
　　Bittet ihr Freunde des Herrn,
　　Bittet für mich bei dem Herrn!

• • •

Herr, bleib bei uns, bald wird es dunkel werden,
　　Bald wird der Tag sich neigen.
O wollest doch, Herr Himmels und der Erden,
　　Mir Sünder Gnad' erzeigen!
Ihr hohen Apostel, lobet den Herrn,
　　Bittet, ihr Engel des Herrn,
　　Bittet für mich bei dem Herrn!

• • •

Herr, bleib bei uns, laß neuen Tag uns werden,
　　Wenn sich Dein Licht wird zeigen;
O wollest mild, Herr Himmels und der Erden,
　　Dein Antlitz zu uns neigen!
O heiligste Jungfrau, Mutter des Herrn,
O heiliger Joseph, Pfleger des Herrn,
　　Vielgeliebte des Herrn,
　　Bittet für mich bei dem Herrn!

Frühe, vor Sonnenaufgang, ward eine große Unruhe im Hause; der alte Dechant kam eiligst herbei, selbst die Kleinen wachten auf, und liefen zusammen. Still bethend kniete Herr Anselm an Philipps Sterbebette. Der reichte ihm noch einmal mühsam die erkaltete Hand, und sprach: sey ruhig, mein Anselm, der selige Dismas ist ein guter Fürsprecher.

Des Abends aber sang Anselm mit seinen Kindern das vielbemeldete Lied folgendermaßen:

Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden,
Bald wird der Tag sich neigen.
Laß dem Entschlafnen Freud und Friede werden,
Ihm ewig Licht sich zeigen!
Ihr Chöre der Engel, lobet den Herrn,
Ihr Chöre der Jungfrau'n, lobet den Herrn,
Seligste Mutter des Herrn,
Bittet für ihn bei dem Herrn.

4.

Der Findling.

1.

Fürchte dich nicht! Denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. —
Kann auch eine Mutter ihres Kindes vergessen? Und könnte sie es, so will ich doch deiner nicht vergessen. Sieh, in meine Hände habe ich dich gezeichnet. — Jsai 43. 49. 15.

Zu Anfang der französischen Revolution, wo alle guten Franzosen, die dem Könige und der alten Staatsverfassung treu anhiengen, und besonders der Adel und die katholische Geistlichkeit von den wüthenden Aufrührern verfolgt, gemordet oder zur Flucht ins Ausland gezwungen wurden, lebten in der Gegend von Calais, nicht weit vom Meere, in einer einsamen Fischerhütte Wilhelm Mathurin mit seiner gottesfürchtigen Frau Margareth.

Der Fischfang nährte sie zur Noth; sie hatten aber an der Hütte einen geräumigen Gemüse- und Obst-Garten, der ihnen auch einigen Nutzen brachte, so daß Nahrungssorgen sie eben nicht drückten.

Sie waren kaum noch zwei Jahre verheirathet, und Gott hatte ihre Ehe mit einem Söhnchen gesegnet, der ihrem Herzen sehr theuer war.

Sie lebten vergnügt, in Gott ergebenem Sinne, waren als ehrliche und arbeitsame Leute bekannt, und wenn auch Mathurin manchmal rauh und eigensinnig

den Herrn im Hause spielte, und der guten Margareth etwas unfreundlich begegnete, so wußte die verständige Hausmutter zu rechter Zeit zu schweigen und dem Manne nachzugeben, bis sie ihn durch Freundlichkeit und liebreiche Worte wieder für sich gewann, wo er dann auch gern ihr eingestand, daß er sich übereilet habe.

An einem Abende saßen sie eben nach dem spärlichen Nachtmahle beim Kerzenlichte im vertraulichen Gespräche beisammen, als am Fensterladen stark gepocht wurde.

Margareth erschrack, und rückte ihrem Manne näher. Aber in dem nämlichen Augenblicke geschahen noch stärkere Schläge gegen den Laden. Margareth zitterte an allen Gliedern; aber Mathurin sprang auf, griff nach seinem dicken Knotenstock, öffnete das Fenster, und rief hinaus: „Wer da? Was giebts?“ Niemand antwortete.

Er drückte die Fensterflügel halb zu, und war auf der Lauer, was da geschehen sollte. Da fieng ein Kind zu wimmern und zu weinen an.

„Guter Gott“ sagte Margareth, der die kläglichen Töne durch das Herz giengen, „was ist das?“ Wo kommt ein Kind daher? Sind es vielleicht unglückliche Flüchtlinge, die nach England überschiffen wollen, und bei dieser kalten Nacht in unserer Hütte Schutz suchen. „Geh, lieber Wilhelm, gieb ein Licht in die Laterne, wir müssen doch sehen, was es giebt!“

Wilhelm ergriff schnell ein Licht, gab es in die Laterne, nahm den Knotenstock in die Hand, öffnete die Thür, und eilte mit Margareth hinaus.

Da vernahmen sie noch deutlicher das Weinen des Kindes. Sie giengen der Stimme nach, und fanden unter dem Fenster einen sehr niedlichen Korb, der mit einem Schleier überdeckt war. Margareth zog den

Schleier weg, und sah ein allerliebstes Kind, welches weinend die zarten Arme nach ihr ausstreckte, als wenn es von ihr Hülfe verlange.

Da ward die gute Frau gerührt, sie ergriff den Korb, und ohne die Einwilligung ihres Mannes abzuwarten, eilte sie mit dem Kinde in die Stube, nahm es heraus, und drückt es unter herzlichen Küssen an ihre mütterliche Brust.

Mathurin verzog dabei ganz unfreundlich das Gesicht, und fragte: „Was willst du denn mit dem Kinde machen? Man hat es vermuthlich hier ausgesetzt. Die Raben-Eltern hätten es wohl reicheren Leuten hinlegen können, denen die Ernährung nicht so schwer ankommt. Gieb mir das Kind mit dem Korbe; ich will es in das nahe Dorf tragen, und dort dem reichen Müller hinlegen, der keine Kinder hat. Es ist eitel Nacht, niemand sieht mich dabei, und auf diese Art werden wir am leichtesten des Kindes los.“

„Das werde ich auf keine Weise zugeben,“ entgegnete Margareth. „Willst du das arme Würmchen bei dieser unfreundlichen und rauhen Nacht vor Kälte und Hunger umkommen lassen. Der liebe Gott hat mir das Kind geschickt, und ich will seine Mutter seyn, weil es seine unbarmherzigen ach! oder vielleicht sehr unglücklichen Eltern verlassen haben. Gott wird es mir an meinem kleinen Peter vergelten, was ich an dem armen Würmchen thue, und wenn wir an demselben Menschenliebe üben, wird er uns gewiß so weit segnen, daß wir es auch auferziehen und ernähren können.“

So ergreift der Fromme jede Gelegenheit Nächstenliebe zu üben, und ein bei Gott verdienstliches Werk zu thun.

2.

2.

Wer sich der Armen erbarmet, der leihet dem Herrn.

Sprüchw. 4. 31.

Die erste Sorge der guten Mutter Margareth war nun, das arme verlassene Geschöpf zu laben. Sie gab ihm einige Löffelchen voll Muß und etwas Milch, welches der hülflose Kleine mit der größten Begierde und mit dankbarem Lächeln verzehrte. —

„Lieber Wilhelm," sagte da Margareth, betrachte nur das liebe, hübsche Kind; es ist eben so groß, wie unser Peter. Wie hungrig muß es gewesen seyn! Sieh nur sein schönes gesticktes Häubchen und die feine Wäsche an.

Mathurin schüttelte immer verdrüßlich den Kopf; aber heute war er eben in der guten Laune, daß er nicht gleich eigensinnig seiner Frau widersprechen wollte.

Er machte sich so gar über den Korb her, und untersuchte das Küssen, in welches das Kind gebunden war, und wollte sehen, was es noch im Korbe gebe.

Da fand er ein Päckchen Wäsche und Kleidung für das Kind, und daneben einen schweren Beutel Geld. Er durchsuchte das Päckchen und fand einen Brief folgenden Inhaltes:

„Dieses Kind heißt Eugen; es ist getauft und sechs Monate alt. Die Eltern haben es mit blutenden Herzen ausgesetzt, damit es nicht ihre Flucht verrathe. Die zweihundert Louisd'or, welche der Beutel enthält, gehören dem, der das Kind menschenfreundlich aufnimmt, pflegt und in der Gottesfurcht erzieht, bis die Eltern kommen, und es wieder zurück nehmen. Wenn sie ihr liebes Söhnchen, das sie bis dahin dem Schutze Gottes und guter Pfleg-Eltern empfehlen, dann

gut gepflegt und im Wohlbefinden antreffen, so soll den Pfleg-Eltern eine bedeutende Summe Geldes ausgezahlt werden, besonders wenn diese das Geheimniß, so viel möglich, verwahren, wie sie zu dem Kinde gelangt sind."

Jetzt war Wilhelms Sinn ganz geändert; denn er war habsüchtig, und Geld vermochte bei ihm alles.

„Sieh nur einmal, Margareth," sagte er; „was für ein Glück mit dem Kinde ins Haus gekommen ist; nun ist uns geholfen, wenn du das Kind behalten und mit unserm kleinen Peter auferziehen willst. Der Kleine muß reiche Eltern haben! Wer weiß, was für eine große Summe wir dann von ihnen erhalten, wenn sie den Knaben einst abholen, und gesund herangewachsen sehen."

„Ich hätte das liebe Kind behalten und gepflegt," entgegnete die gute Margareth, „wenn ich auch keinen Lohn hätte von seinen Eltern erwarten können." Christenpflicht ist es, sich eines armen verlassenen Kindes anzunehmen; an mir soll der kleine Eugen eine treue Mutter gefunden haben und Jesus, der göttliche Kinderfreund, der uns die theure Versicherung gegeben hat: „Wenn wir ein solches Knäblein in seinem Namen aufnehmen, so wollte er es so ansehen, als hätten wir Ihn selbst aufgenommen," — Er wird mich unterstützen und segnen, daß ich diesen seinen kleinen Schützling zu seiner Ehre — für Ihn — erziehe! — Ja, mein lieber Eugen, sagte sie, indem sie den Knaben, welcher sie holdselig anlächelte, auf die rosenfarbenen Wangen küßte, „ich will dich lieben und pflegen wie mein eigenes Kind."

Margareth fieng dann an, das Kind zu entkleiden, um es in die Wiege neben ihren kleinen Peter zu legen.

Aber wie sie ihm sein durchnäßtes Hämdchen abzog, um ihm ein frisches zu geben, fand sie an seinem Leibe eine lange goldene Kette, an welcher ein Rund-Gemählde (Medaillon) hieng, welches das Portrait einer schönen Frau, und auf der Rückseite geflochtene blonde Haare enthielt.

Es war in ein Stückchen Papier gewickelt, auf welchem folgende Worte standen: „Diese Kette mit dem Medaillon muß sorgfältig verwahrt werden, denn an ihr wird man einst Eugen erkennen, und sein und seiner Pfleg-Eltern künftiges Glück hängt von derselben ab.“

Die gute Margareth war über diese Entdeckung ganz betroffen, und sie machte ihr mehr Angst als Freude. Auf der einen Seite kannte sie die Habsucht ihres Mannes, der leicht, wenn einmal Mangel und Noth eintreten sollte, diese kostbare Kette sich zueignen und verkaufen, und dadurch das Geheimniß verrathen könnte. Auf der andern Seite konnte sie leicht abnehmen, daß das Kind vornehmen und reichen Leuten angehöre, die vielleicht jetzt, von den Aufrührern verfolgt, auf der Flucht herumirren, und die, wenn sie durch das Kind verrathen würden, dem unvermeidlichen Tode entgegen giengen.

Sie beschloß also, das Geheimniß ganz allein sorgfältig zu verwahren, und sie bath Gott, daß er ihr und dem lieben Kleinen, der so wunderbar in ihre Hände gekommen war, beistehen möchte, daß er einst wieder in die Arme seiner geliebten Eltern gelange.

Sie nahm dem Kinde die Kette ab, und verwahrte sie sorgfältig. Sie wollte ihm dann erst dieselbe wieder zurück geben, wenn der Knabe so weit herangewachsen und so verständig geworden wäre, daß er dieselbe selbst verwahren konnte, um sich dadurch seinen Eltern kennbar zu machen.

Sie sagte ihrem Gatten auch nicht ein Wort davon, kleidete den Knaben vollends aus, legte ihn in die Wiege neben ihren lieben Peter, begab sich zur Ruhe, und nachdem sie zu ihrem lieben Heilande nochmal gebethet hatte, daß er ihr beistehen möchte, um das ihr anvertraute Kind gut und christlich zu erziehen, schlief sie in dem Gedanken, daß sie ihrem Peter vor dem Findling gar keinen Vorzug geben wolle, getrost, daß sie ein gutes Werk gethan, und ruhig ein.

3.

Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde, denn Gott versucht Niemand zum Bösen, sondern ein jeder wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Jak. 1. 13.

Für Wilhelm gieng die Nacht nicht so ruhig vorüber, und fast kein Schlaf kam in seine Augen. Die zweihundert Louisd'or lagen ihm im Kopfe, und er machte verschiedene weit aussehende Pläne.

So macht unvermuthet erlangter Reichthum Unruhe und Sorgen, stört die stille Zufriedenheit, und ist kein wahres Glück.

Da er durch einen unvermutheten Zufall auf einmal so viel bekommen hatte, so wollte er vollends ein reicher Mann werden. Die kleine Fischerhütte war ihm zu geringfügig, das Fischerhandwerk eine zu niedrige Beschäftigung für einen Mann, der zweihundert blanke Goldstücke besaß; er wollte Pächter seyn, und durch die Pachtung immer reicher werden. Schon vergoldete die aufgehende Sonne seine Fenster, als er noch diesen Gedanken nachhieng.

Margareth hatte sanft geschlafen, bis ein leises Wimmern der Kinder sie weckte. Schnell verließ

sie ihr Lager, und versorgte mit mütterlicher Treue ihre zwei hungrigen Kleinen. „So will ich es immer machen; beide will ich mit gleicher Sorgfalt mütterlich pflegen, damit keiner gegen den andern mißgünstig werde, und sie sich brüderlich lieben. Das gelobe ich heute vor Gott bei diesem ersten Erwachen. Der gute Gott wird mir meinen lieben Peter erhalten, und ihn frisch und gesund aufwachsen lassen, weil ich an dem andern verlassenen Kinde Mutterliebe übe."

Die beiden Knaben, als ob sie die Worte der guten Mutter verstanden, lächelten sie an, und streckten ihre Händchen gegen einander aus.

„Recht so, meine Lieben," sagte sie, „ihr zeigt schon jetzt, daß ihr einander recht gut seyn werdet. Keiner soll den Vorzug vor dem andern haben, damit ihr nicht mißgünstig und neidisch auf einander werdet. Gott wird euch beide zu meiner Freude groß wachsen lassen."

4.

Führe uns nicht in Versuchung.

Matth. 6. 13.

So hätte Wilhelm bethen, und der mahnenden Stimme in seinem Innern Gehör geben sollen. Allein er ergab sich an seine Habsucht, und liefert im Verfolge der Geschichte ein trauriges Beispiel, was aus dem Menschen endlich wird, der seinen Neigungen blindlings folgt, und die Stimme Gottes verachtet. —

Nachdem die Kinder versorgt waren, sah sich Margareth nach ihrem Manne um; aber er war nicht mehr in der Stube. Die beunruhigenden Pläne hatten ihn schon ins Freie getrieben. Sie rief ihn. Er kam.

„Liebe Margareth," sprach er, „weißt du, was ich mir ausgedacht habe. Sechs Stunden von

hier wird eine große Meierei zur Pachtung ausgebothen; diese will ich miethen. Wir haben jetzt Geld, um den Viehstand und alles Wirthschaftsgeräthe abzulösen. Bei einer Pachtung läßt sich viel gewinnen, und es ist doch was ganz anders, wenn es heißt, der Pächter Mathurin geht da, und alles zieht vor ihm den Hut mit Ehrfurcht ab, als wenn man den armen Fischer kaum eines Grußes würdiget.

„Lieber Wilhelm,“ entgegnete Margareth, „du willst immer hoch hinaus, und Hoffart geht vor dem Fall.“

„Waren wir nicht immer in der Fischerhütte gesund und zufrieden; hatten wir je Noth gelitten? Warum willst du dieselbe verlassen. Kaufe die Wiese, die Felder, die zunächst an unserer Hütte liegen, schaffe ein Paar gute Kühe ins Haus, und nichts wird dann zu unserem Glücke fehlen. Denke doch an die letzten Worte deines frommen sterbenden Vaters: „Sohn! hange doch ja nicht mit unordentlicher Liebe an den Gütern dieser Erde. Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und in die Stricke des Satans, und in allerlei unnütze und schädliche Begierden, welche die Menschen ins Unheil und Verderben stürzen. Denn der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.“ (I. Tim. VI. 9.) „Laß uns hier bleiben; hier auf dieser Hütte ruht der Segen unserer Eltern.“

„Pah, pah,“ sagte Wilhelm, mit meinen zweihundert Louisd'or kann ich nicht mehr in einer so elenden Hütte bleiben. Rede mir nichts ein, ich habe alles wohl überlegt, und das Geld wird uns nie bessere Zinsen tragen, als wenn wir es auf die Pachtung verwenden, die feilgebothen wird.“

Ich gehe sogleich, um diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen, damit mir kein anderer zuvor komme.

Margareth machte noch mehr Einwendungen, und zwar nicht ohne Grund; aber da half nichts: Wilhelm reisete noch in der nämlichen Stunde ab, und kam erst am andern Tage zurück, nachdem er die Meierei auf zehn Jahre wider den Willen seiner Frau gepachtet hatte. Er versprach sich davon goldene Berge, und in seinem ganzen Betragen zeigte er deutlich, daß er nicht mehr ein gemeiner Fischer seyn wollte. Der thörichte Mann! er wußte nicht, wie schwer er es würde büssen müssen, daß er den Rath seiner verständigen Frau nicht gehört, und von Ehrgeitz und Habsucht sich hatte irre leiten lassen.

Margareth war traurig, daß sie die Fischer-Hütte, die, wenn sie auch nicht viel Werth hatte, doch ihr Eigenthum war, verlassen sollte.

Es waren aber auch so viele angenehme Rückerinnerungen an dieselbe geknüpfet. Hier war sie geboren und erzogen; hier hatte sie ihre Jugendjahre verlebt, und nicht weit von derselben ruheten ihre Eltern, bei deren Grabe sie oft bethete.

Mit Schmerzen trennte sie sich von der ihr geheiligten Stätte; aber ihr Mann wollte es, sie liebte ihn, und fügte sich nun ohne Widerrede in seinen Willen.

So verzichtet der Friedfertige auf manche Annehmlichkeit des Lebens, um nicht in Widerspruch und Zank zu gerathen.

Anfangs gieng auch alles gut. Die zweihundert Louisd'or waren hinlänglich, um schönes Vieh einzustellen, und Felder und Gärten zu verbessern.

Wilhelm verstand die Landwirthschaft, und war auch fleißig und emsig in allen Geschäften; nur fieng er als Pächter an, auf einem größeren Fuße zu leben, und er machte oft unnütze Ausgaben, die er leicht hätte ersparen können. Er liebte einen guten Tisch, trank gern theuern Wein, und wollte in dem schönsten Wa-

gen und mit den raschesten Pferden im Staate an Festtagen fahren, um sich vor seinen Nachbarn auszuzeichnen.

Margareth aber war eine sehr haushälterische, arbeitsame und reinliche Wirthin, die durch Fleiß und Sparsamkeit immer wieder herein zu bringen suchte, was ihr Mann unnütz ausgab.

So gieng die Wirthschaft Anfangs immer gut. Die beiden Knaben wuchsen frisch und gesund unter der sorgsamen Pflege der Mutter heran, und sie liebten sich wie Brüder, für die sie sich auch hielten.

Eugen war ein hübscher Knabe mit blonden lockigen Haaren, rothen Wangen und freundlichen blauen Augen. Sein Wuchs war edel und schlank, sein Gang leicht und flink.

Wen er anlächelte, dessen Herz war schon für ihn gewonnen. Man mußte dem holden Knaben gut seyn.

Peter war nicht so groß, aber stärker und derber an den Gliedmassen. Ein Paar schwarze Augen blitzten über seinen braunen mit dunklem Roth überzogenen Wangen hervor, und seine erhabene Stirn deckte dichtes schwarzes Haar. Er war nicht so lebhaft als Eugen, aber heftig und begehrlich in seinem ganzen Betragen; dabei aber wie Eugen herzensgut, so daß er sich oft selbst verläugnete, wenn er seinem Halbbruder etwas Angenehmes erweisen konnte.

5.

Die Worte Gottes sollst du deinen Kindern einschärfen und davon reden, daheim und auf dem Wege, wenn du dich niederlegest und aufstehest. 5. B. Mos. 6. 6.

Margareth verwendete viele Mühe und Sorge auf die beiden Knaben, um sie zu guten Menschen zu erziehen. Sie suchte ihnen von Kindheit auf gute Ge-

sinnungen einzuflößen; sie hielt sie zur Gottesfurcht, zur Arbeitsamkeit und Mäßigkeit an, und bemühete sich, sie durch liebreiche Belehrungen eben so wie durch Aufmerksamkeit auf alle ihre Handlungen zum Guten anzuleiten, und besonders brüderliche Liebe zwischen ihnen zu befestigen.

Sie selbst war eine verständige, gottesfürchtige und gute Frau, und sie suchte alle ihre guten Eigenschaften auf die Kinder überzupflanzen; und was diese wurden, hatten sie auch nur ihr allein zu verdanken; denn Mathurin bekümmerte sich nicht viel um die Knaben; er war ganz mit seiner Wirthschaft beschäftiget, er war auch zu rauh und zu heftig für kleine Kinder, ahndete oft geringe Fehltritte zu streng, und wenn er auch bei mancher Gelegenheit viel Liebe zu Peter zeigte, so mußte es doch die gute Margareth nicht ohne heimlichen Schmerz oft deutlich merken, daß er Eugen nur wegen den zweihundert Louisd'ors gut war, die mit ihm ins Haus gekommen waren, und daß er ihn im Hause nur dulde, weil er auf eine noch größere Belohnung hoffte, wenn der Knabe einst von seinen unbekannten Eltern zurückgefordert werden würde.

Eugen hatte daher an Mathurin mehr einen Ernährer als Vater.

So ist der Eigennützige und Habsüchtige keiner schönen und edlen Handlung fähig; er berechnet alles nach Gewinn, und bringt sich um das süße Bewußtseyn der guten That.

Mit desto treuerer Liebe sorgte die gute Pflegemutter für Eugen; sie setzte ihn aus Mitleiden und auch aus Zuneigung in ihrem Herzen mit ihrem leiblichen Sohne immer gleich, und ließ es bei keiner Gelegenheit scheinen, daß Peter einen Vorzug vor Eugen habe; ja sie schonte sehr oft den Pflegesohn, be-

sonders in der Folge bei Arbeiten, welche mehr körperliche Kräfte und Anstrengung erforderten.

Sie schickte beide Knaben in die Schule, und da übertraff Eugen seinen Halbbruder bei weiten, und hierzu trug nicht nur sein besseres Talent, sondern auch die Mutter sehr viel bei, welche seine wahrscheinlich vornehme Abkunft und seine künftige Bestimmung immer im Auge hatte. Sie ermunterte ihn bei jeder Gelegenheit zum Fleiße, indem sie ihn oft in Geheim bath, ihr durch guten Fortgang Freude zu machen, und ihn lobte und belohnte, wenn gute Nachrichten aus der Schule über ihn kamen.

Ein gutes Wort von der Mutter war für Eugen ein mächtiger Antrieb, denn er liebte sie recht von Herzen, und trachtete nur, ihr Freude zu machen, und dieses war für die gute Pflegemutter der süßeste Lohn; denn Fortgang und gute Sitten der Kinder sind der Eltern größter Trost, und gute Kinder bemühen sich aus Dankbarkeit und Liebe zu den Eltern, ihnen diese Beruhigung zu verschaffen.

6.

Wer das Gold liebt, der bleibt nicht schuldlos, und wer auf vergänglichen Reichthum Jagd macht, der eilt dem Verderben zu. Sir. 31; 5. — Wenig mit Gottesfurcht ist besser, als großer Schatz mit Unruhe. Sprüchw. 15. 16.

So wuchsen die beiden Knaben bis zum eilften Jahre heran, und nahmen, wie an Alter und Kraft, so auch an Kenntnissen und guten Eigenschaften zu.

Aber von Eugens wahren Eltern war noch gar nichts zu sehen und zu hören. Dem Vater Mathurin wurde schon die Zeit lang; denn die versprochene Belohnung blieb ihm zu lange aus, und er gab es

manchmal nur zu deutlich zu erkennen, daß Eugen ihm zur Last werde, wenn durch ihn nicht bald wieder Geld ins Haus komme.

So erniedrigt sich des Menschen Herz durch Eigennutz, und öffnet dem Laster die Pforten.

Das betrübte die gute Mutter Margareth, die ihren Pflegesohn herzlich liebt, und ihm alles Gute wünschte, recht sehr.

Es gab auch manche Unfälle im Hauswesen und in der Feldwirthschaft, wo Mathurin gern durch die zu hoffende Belohnung abhelfen wollte, die aber noch immer nicht ankam.

Da sagte er eines Abends ganz unwillig zu Margareth: „Ich glaube jetzt schon, wir sind mit unserm Eugen angeführt und betrogen. Seine Eltern kommen nicht, sie schicken kein Geld, und zuletzt werden wir den Knaben für immer auf dem Halse haben!“ —

Und wenn dieses geschieht, „entgegnete Margareth, so haben wir ihn ja nicht umsonst gepflegt und ernährt; er hat uns ja zweihundert Louisd'or ins Haus gebracht, und diese hat er doch noch nicht aufgezehrt. Wir sind ja hinlänglich für alles belohnt, was wir ihm bis jetzt Gutes gethan haben. Und wenn wir gar keinen Nutzen von dem Knaben gezogen hätten, so war es ja Christenpflicht, ein Werk der Barmherzigkeit an dem armen, verlassenen Kinde zu üben, und das Bewußtseyn der guten Handlung ist mehr als Gold werth. Sollen wir denn gar nichts bei Gott Verdienstliches thun, und bloß nach schnödem Gewinne trachten?

Mathurin mußte schweigen; denn dagegen ließ sich nichts sagen, so gern er auch Einwendungen gemacht hätte; aber darum wurde er dem armen Knaben nicht geneigter, und er fing bald an, ihn mit mißgünstigen und unfreundlichen Augen anzusehen, weil er keinen weiteren Nutzen mehr von ihm hoffte.

Der Himmel züchtigte den hartherzigen Mann für sein liebloses Betragen gegen Eugen; denn von nun an wich aller Segen von Mathurins Hause.

Es entstand ein schrecklicher Orkan, der die Gärten und Felder verwüstete. Diesem folgte ein Platzregen mit Hagelschlag, der vollends alle Früchte zernichtete, die der tobende Orkan verschont hatte. Es war um die Ernte eines Jahres geschehen, auf deren reichlichen Ertrag Mathurin sehnlich wartete, und das Winterfutter für die zahlreiche Schafheerde und das Hornvieh war verdorben.

Im Frühjahre folgte eine Seuche, welche unter dem Schaf= und Hornvieh schrecklich wüthete, und das Meiste hinweg raffte. Zu derselben Zeit gieng auch die Pachtzeit zu Ende.

Mathurin, der bei so großen Unglücksfällen die Pachtung nicht mehr länger fortführen konnte, weil er auf zu großem Fuße gelebt und sich nichts erspart hatte, zog nach vollen zehn Jahren wieder in seine Fischerhütte zurück, und rettete von den mitgebrachten zweihundert Louisd'or kaum den zwanzigsten Theil.

Jetzt sah Mathurin ein, daß seine gute Margareth Recht gehabt hatte, als sie ihm von der Pachtung abgerathen, weil sie seinen Hang zum Wohlleben und Großthun kannte; aber die Schuld, daß er völlig abgewirthschaftet hatte, schob er ganz allein auf die zerstörenden Natur = Ereignisse, und er wollte nichts dazu beigetragen haben.

So suchen die meisten Menschen die Ursachen ihrer Trübsale und Leiden anderwärts, da sie sich dieselben doch selbst zugezogen haben.

Seine jetzige Armuth drückte den eitlen und genußsüchtigen Mann sehr, und er konnte Eugen nicht ohne Widerwillen ansehen, wenn er dachte, daß er auch ihn noch ernähren müsse.

Die gute Margareth ertrug alle diese Unfälle mit Geduld und mit Ergebung in den göttlichen Willen. Sie, die sich gar nichts vorzuwerfen hatte, glaubte, der gute Gott wolle sie durch Unglück prüfen, und werde einst ihre Leiden in Freuden verwandeln, und ihr frommer Sinn täuschte sie nicht. Sie hatte sich auf der Pachtung nichts zu Gute gethan, war an Arbeit und Sparsamkeit, selbst an Entbehrungen aller Art gewohnt, und wußte sich in die neue Lage zu fügen.

Am meisten schmerzte sie die immer zunehmende Abneigung ihres Mannes gegen Eugen, und sie erinnerte ihn oft, daß er ihr, wie er mit dem Kinde die zweihundert Louisd'or erhalten, bei Gott und bei ihrer ehelichen Liebe gelobet hatte, den Knaben wie sein eigenes Kind zu behandeln, bis er von seinen Eltern zurückgefordert würde.

Sie klagte dem lieben Gott oft im Stillen dieses ihr Leiden, und bath ihn, den Sinn ihres Mannes zu ändern.

Sie suchte dem guten Knaben auf alle Weise durch zärtlichere Liebe zu ersetzen, was ihm ihr Gatte an derselben entzog.

7.

Besser Armenkost in einer hölzernen Hütte, als glänzende Mahle in einem fremden Hause. Sey zufrieden, du magst wenig oder viel haben. — Sir. 29. 23.

Nun mußte Mathurin wieder zu den Netzen greifen, fleißig fischen und sich mit einer ganz geringen Kost begnügen, da er noch vor einem halben Jahre sichs wohl ergehen ließ und gut schmausete.

Dieses brachte den schon an mehrere Bequemlichkeit gewohnten Mann immer in üblere Laune.

Margareth ergab sich in ihr Schicksal, sie begnügte sich mit dem, was sie hatte, und entbehrte Manches, um es ihrem Manne zuzuwenden.

Peter und Eugen, die sonst täglich Fleisch in der Schüssel hatten, mußten jetzt mit Brod, Gemüse, Erdäpfeln und kleinen Fischen, die nicht zum Verkaufe waren, vorlieb nehmen, und klares Wasser dazu trinken. Sie mußten zusehen, wenn der Vater, den die treue Margareth immer gut zu pflegen suchte, sein Stückchen Fleisch aß, und Wein dazu trank.

Peter erhielt wohl manchmal einen Theil davon, welche Vorliebe und Parteilichkeit der zärtlichen Mutter das Herz würde zerrissen haben, wenn der gute Knabe nicht gern und freiwillig mit Eugen getheilt hätte.

8.

Sehet! wie gut, wie angenehm ist es, wenn Brüder (in Eintracht) zusammen wohnen. Ps. 132. 1.

Die beiden Knaben mußten nun dem Vater bei allen Arbeiten, im Garten, auf dem Felde und beim Fischfange helfen; aber da bekam Eugen immer das Schwerste zu verrichten, obwohl Peter kräftiger als er, war. Dieser unterstützte entgegen mit zuvorkommender Gefälligkeit und brüderlicher Liebe, wo er konnte, seinen Eugen, und that ihm alles zu Gefallen.

Die beiden Knaben hiengen mit unzertrennlicher Liebe an einander, welches der Mutter das Herz sehr erleichterte, und wofür sie Gott oft mit gerührtem Herzen dankte.

Eines Tages hatte der Vater dem Eugen befohlen, das schwere feuchte Netz nach Hause zu tragen, während er Peter noch bei sich zurück behielt, um Reußen zu legen.

Peter eilte, so viel er konnte, um bald fertig zu seyn, und lief dann Eugen nach, um ihm das schwere Netz tragen zu helfen. Die Mutter, die eben auf dem Felde arbeitete, sah es, Thränen traten ihr in die Augen, sie gieng ihnen entgegen, drückte sie an ihr Herz und sagte:

„Liebe Kinder, nichts erfreuet eure Mutter mehr, als wenn ich sehe, daß ihr brüderlich euch liebet, und euch gegenseitig alles zu Gefallen thut. Fahret so fort, und der Himmel wird euch segnen.“

So wohlmeinende Worte aus dem Munde der geliebten Mutter drangen den guten Kindern durchs Herz, sie umarmten und küßten die Mutter, fielen dann einander um den Hals, und versprachen der Mutter feierlich, daß sie unzertrennlich gute und treue Brüder seyn wollten.

Nichts erfreuet die Eltern mehr, als wenn sie ihre Kinder verträglich, gefällig und dienstfertig gegen einander sehen. Aber nicht immer wird den Eltern diese Freude zu Theil, und wie leicht ist es doch, daß die Kinder den Eltern dieses Vergnügen machen.

9.

Wenn jemand von einem Fehler übereilt wird, so bringt ihr, vollkommene Christen, einen solchen mit sanftmüthigem Geiste auf den bessern Weg. Galat. 6. 1.

Die gute Margareth, welche es nur zu oft wahrnahm, daß der Vater Mathurin dem armen Eugen nicht mehr gut war, und ihn immer neben Peter hintan setzte, glaubte ihrem Manne darüber Vorstellungen machen zu müssen, damit das Uebel nicht noch ärger würde.

Sie sagte eines Abends, da sie mit Mathurin ganz allein war, in sehr vertraulichem Tone zu ihm:

„Lieber Wilhelm, sey auf deiner Hut; du fängst schon an, es deutlich merken zu lassen, daß du dem armen Eugen nicht mehr gut bist. Du mißhandelst ihn manchmal, und das verdient er bei Gott nicht; er ist doch ein guter und braver Knabe.

Wenn seine Eltern kämen, und er ihnen von deiner unfreundlichen Behandlung erzählete, so würden sie Ursache haben, mit uns unzufrieden zu seyn und wie würde es dann um die versprochene Belohnung aussehen?“ —

„Laß mich gehen mit deinem Eugen,“ erwiderte Mathurin unwillig; „der Bube hat Unglück in unser Haus gebracht; hätte man in nicht vor das Fenster gelegt, so wären wir hübsch in der Fischerhütte geblieben, hätten nichts Besseres gewohnt, statt daß wir jetzt allen Leuten zum Gespötte dienen, und dabei noch schlecht leben müssen.“

„Ist der arme Knabe daran Schuld,“ entgegnete die verständige Mutter, „daß du, anstatt hier herum Gründe zu kaufen, die wir leicht hätten mit Vortheil bekommen können, dich von einer hoffärtigen Eitelkeit hattest verleiten lassen, eine große Pachtung zu übernehmen, und dabei vollauf zu leben, daß wir fast um unser ganzes Vermögen gekommen sind?“

„Ich weiß mich wieder in meine Lage zu schicken, und thue für dich, was ich kann; ich wünsche nur, daß auch du wieder zufriedener werdest, und ich bitte dich, es nur nicht dem armen Knaben entgelten zu lassen, was der Himmel, vielleicht aus sehr weisen und für uns wohlthätigen Absichten über uns verhängt hat. Es kann sich alles zu unserm Glücke wenden, wenn du nur anfängst, den armen Eugen väterlich zu behandeln.“

Diese Worte wirkten auf Vater Wilhelm, er that sich Gewalt an, um Eugen besser zu behandeln. Aber es gelang ihm nur auf kurze Zeit; denn ein Groll

saß

saß fest in seinem Herzen, weil er Eugen Schuld gab, daß er alles Unglück, das ihn betroffen, unwissend veranlaßt habe: und wie Mathurin an einem oder anderm Mangel litt, was er vorher genoß, und wie die von der Pachtung gerettete Summe Geldes zu Ende gieng, war er sehr mißlaunig, haderte und grollte den ganzen Tag, und konnte Eugen mit keinem freundlichen Auge ansehen.

10.

Der Herr züchtigt jedes Kind, das er annimmt. Wenn ihr daher die Züchtigung aushaltet, so erzeigt sich euch Gott als seinen Kindern. Hebr. 12. 6. 7.

Eines Tages als die Mutter Margareth eben mit Brodbacken beschäftigt war, stürzte Eugen ganz betroffen und mit Thränen im Auge in die Stube, und warf sich, ohne ein Wort vorbringen zu können, der geliebten Mutter in die Arme. Tiefe Seufzer erstickten seine Stimme.

Margareth erschrack und fragte: „Kind, was hast du, was fehlt dir? Was ist dir Leides widerfahren?"

Eugen. O meine liebe, theuere Mutter, helfen Sie mir, denn außer Ihnen habe ich keinen Freund mehr als meinen Bruder Peter! Wodurch habe ich mich denn an dem Vater versündiget, daß er mir so gram ist, mich verwünscht und bedroht?

Mutter. Sohn, sprich, was ist geschehen, ich kann dich gar nicht begreifen!

Eugen. O liebe Mutter, der Vater haßt mich, und ich habe mich doch immer gut aufgeführt, und ihm nichts zu Leid gethan. —

„Ich saß hinter der Hecke im Garten, um Stachel-Beere zu sammeln. Der Vater kam, gieng mit hastigen

Schritten auf und ab, und schien in großer Bewegung zu seyn, indem er sich öfters vor die Stirn schlug, und mit sich selbst sprach, ohne daß er mich sah, und ohne daß er vermuthete, daß ich es hören konnte."

Deutlich vernahm ich die Worte: „Der verwünschte Bube! Eugen hat alles Unglück ins Haus gebracht! Sie kommen nie mehr. Man hat mich hintergangen und schändlich getäuscht — aber ich will mich rächen! Wäre Margareth nicht auf seiner Seite, ich hätte alles schon längst geändert."

So sprach der Vater, und rollte wild seine Augen herum. Er sagte noch Mehreres, was ich nicht verstehen konnte.

Ich fing am ganzen Leibe zu zittern an, warf mich auf die Erde, daß er mich gar nicht sehen konnte, und wartete voll Angst, bis er sich entfernt hatte.

O wie schmerzen mich diese harten Worte! Sagen Sie mir, liebe Mutter, was für ein Unglück habe ich angerichtet, daß der Vater so sehr auf mich zürnt? Ich weiß mich gar nichts Böses schuldig.

Die Mutter Margareth wurde durch diese Worte in große Verlegenheit gebracht, und zugleich im Innersten bewegt. Sie suchte den guten Sohn zu trösten, und beruhigte ihn dadurch, daß sie sagte, er sey von aller Schuld frei, und habe nichts zu befürchten, weil ihn sein lieber Heiland immer in Schutz nehmen, und sie ihn immer lieben und ihm helfen werde, so lange er sich so gut wie jetzt aufführe, wenn auch der Vater in seiner immer zunehmenden Mißlaunigkeit ihn manchmal scheel ansehe.

„Ich muß es dir nur sagen," fuhr sie weiter fort, „über dich waltet ein großes Geheimniß, das ich aber nicht enthüllen darf. Du, lieber Sohn, bist schon verständig und klug, und wirst nicht weiter fragen; denn ich habe gelobet, das Geheimniß vor der Zeit nicht zu

verrathen. Aber das kann ich dir jetzt schon sagen, daß dir, wenn du auf Gott vertrauest, und geduldig ausharrest, ein großes Glück bevorstehe.

Wann und wie du zu demselben gelangest, kann und darf ich dir nicht sagen. Vielleicht wird auch unsere Erwartung getäuscht. —

Aber ein Pfand will ich dir, weil du schon so groß herangewachsen und so verständig bist, anvertrauen, welches dir zu deinem großen Glücke verhelfen kann.

Bei diesen Worten ergriff die Mutter seine Hand, und führte ihn in die an die Stube stoßende Kammer. Sie hob in einen Winkel eine Steinplatte in die Höhe, und zog unter derselben ein kleines blechernes Büchslein hervor, in welchem sich das Medaillon mit der goldenen Kette und ein versiegelter Brief befanden. Sie übergab ihm dasselbe, und sprach im feierlichen Tone:

„Hier übergebe ich dir ein verborgenes Kleinod, welches dir zu dem großen Glücke verhelfen soll, das deiner wartet. Bewahre es sorgfältig, und trenne dich nie von demselben; dein Wohl und Weh hängt davon ab. Sage aber auch niemanden von dem, was jetzt zwischen uns vorgegangen ist, zeige das Kleinod niemanden, auch nicht deinem Vater, noch deinem Bruder. Werde durch dasselbe glücklich! Das wünscht vom Herzen deine treue Mutter, die dich von der Wiege an mit aller Sorgfalt gepfleget hat.“

Die Mutter drückte Eugen mit Zärtlichkeit an ihr Herz, küßte ihn, und benetzte ihn mit Thränen. Dann führte sie ihn aus der Kammer heraus, und suchte die Unterredung auf andere Gegenstände zu leiten, um den Knaben zu erheitern.

Das große Glück aber, welches ihm die Mutter versprochen, beschäftigte ihn ganz, und er sagte mit rührenden Worten, daß er sich dasselbe nur bald wün-

sche, um der Mutter ihre Tage recht angenehm zu machen, und seinem lieben Bruder viel Gutes zu erweisen.

Dem Vater, meinte er, würde er dann guten Wein, Braten, schöne Pferde und alles das kaufen, was er früher auf der Meierei besessen hatte, damit er ihm ganz gut wieder werde, und nicht auf ihn schmolle.

Eugen wurde wieder heiter; Margareth sprach in Geheim einige Worte für Eugen zu ihrem Manne, und dieses wirkte so viel, daß Mathurin den Pflegsohn wenigstens nicht schlimmer behandelte, und sich, so viel es möglich war, zurück hielt, wo er gegen ihn aufbrausen wollte. So verstrichen wieder mehrere Wochen.

11.

Ich will dich unterweisen, und dir den Weg zeigen, den du wandeln sollst; ich will dich mit meinen Augen leiten.

Ps. 24. — 10.

Eines Tages, als alle bei Tische versammelt waren, und ihr spärliches Mittagsmahl verzehrten, kam ein eigener Bothe mit einem Briefe von Saint Omer an, dessen Aufschrift an die Mutter Margareth lautete. Man berichtete ihr, daß ihr Oheim dort gestorben sey, und ihr eine beträchtliche Erbschaft hinterlassen habe, die sie nun in Empfang nehmen sollte.

Sie las den Brief, und gab ihrem Manne denselben, dessen Miene sich bei Durchlesung auffallend erheiterte; denn die Erbschaft hatte den habsüchtigen Mann augenblicklich in gute Laune gebracht.

Eine kleinliche Seele, welche nur Gold und Schätze erfreuen können!

Er drang darauf, daß Margareth sogleich den folgenden Tag abreisen sollte, damit ihr nichts von der Erbschaft enttragen würde. Er selbst lief sogleich fort, um ihr einen Platz in einer Landkutsche zu bestellen, während die Mutter Vorbereitungen zur Reise machte.

Sie trat die Reise nicht ohne Sorge an; denn sie fürchtete in ihrer Abwesenheit für Eugen, der von Mathurin Vieles würde zu erdulden haben, wenn sie als Vermittlerin nicht gegenwärtig wäre.

Sie konnte sichs selbst nicht erklären, warum sie hierüber so unruhig wäre, als ob sie ein Unglück in ihrer Abwesenheit ahnete. Sie hatte immer die Thränen im Auge, und konnte keinen frohen Gedanken fassen.

Peter mußte ihr einen Korb bringen, in welchen sie ihr weniges Reisegepäcke und Brod und Käse zur Wegzehrung packen wollte. Der gute Knabe sah, wie ihr die Thränen über die Wangen hinab perleten. Das preßte ihm das Herz, und er fragte die Mutter, warum sie denn traurig sey und weine? Dabei schlang er recht theilnehmend den Arm um ihre Nacken.

„Ich trenne mich so schwer von euch,“ sagte die Mutter mit beklommenem Herzen, „und ich weiß selbst nicht, warum es mich so sehr auf dem Herzen drückt. Ich werde ja nur fünf bis sechs Tage ausbleiben; aber auf so lange habe ich mich auch noch nie von euch entfernt. Ich hoffe, daß du und Eugen euch während meiner Abwesenheit gut betragen werdet.“

Sie sah dann rund herum, ob sie von niemanden beobachtet und gehört würde, und sagte ganz leise mit ängstlicher Stimme zu dem guten Sohne:

„Deinetwegen bin ich während meiner Abwesenheit nicht in Sorgen; aber der arme Eugen kümmert mich. Du weißt es, daß ihm der Vater nicht so gut ist wie dir, und daß er ihn manchmal hart anläßt, was den guten Knaben verzagt machen kann.“

„Deßwegen empfehle ich dir deinen Bruder, sey immer auf seiner Seite und sein Sachwalter bei dem Vater, wenn dieser in seinem Unmuthe ihm hart begegnete.“

„O darüber können Sie ruhig seyn, liebe Mutter,“ sagte der brave Sohn; „ich lasse über meinen lieben Eugen nichts kommen; ich habe ihn so von Herzen recht gern, wie Sie, liebe Mutter.“

Der Ton und die Miene, mit welcher der Knabe dieses sagte, zeigten deutlich, daß es ihm von Herzen gieng. Margareth beruhigte sich, und machte alles zur Reise fertig.

Mit früheſtem Morgen fuhr die Mutter nach einem herzlichen Abschiede mit der Landkutsche unter den Segnungen und frommen Gebethen ihrer Kinder ab, die sie dem lieben Gott empfahl.

Sie war auf der ganzen Reise in tiefen Gedanken. Sie konnte sich die Erbschaft gar nicht erklären. Sie hatte wohl einen alten Oheim in Saint Omer; aber dieser war nicht reich, und hatte Kinder, die von ihm erben mußten. Daß man sie so dringend gerufen hatte, kam ihr auch sonderbar vor. Sie fand an der ganzen Sache etwas räthselhaftes.

12.

Das Unglück bessert den Uebermüthigen nicht; denn der Keim der Bosheit hat schon in ihm gewurzelt. Sirch. 3. 28.

Den Vater Mathurin hatte aber die Nachricht von der Erbschaft so ganz eingenommen, daß er schon in Gedanken das Geld überzählte, das Mutter Margareth mitbringen werde, und allerlei Pläne durchkreuzten seinen Kopf, wie er dasselbe verwenden wollte. Er war voll guter Laune, gieng wie gewöhnlich auf den

Fischfang aus, und machte einen so reichlichen Zug, daß er diesen Tag unter die glücklichsten zählte.

Er wollte sich Abends etwas zu gute thun, und ließ sich eine Flasche Wein zum Nachtessen bringen, von dem er auch Petern ein Glas voll gab, das er auf die Gesundheit seiner Mutter trinken sollte.

Der gute Knabe goß sogleich die Hälfte davon in das Glas seines Bruders, indem er sagte:

„Stoß an, unsere gute Mutter soll leben, glücklich reisen, und gesund wieder zurück kommen!“

Der Vater lächelte zu dieser herzlichen Aeußerung kindlicher und brüderlicher Liebe, obwohl er früher die Augenbraunen zusammen gezogen, und die Stirn in Falten gelegt hatte, als Peter mit Eugen den Wein theilte.

Der erste Tag gieng gut vorüber, ohne daß Eugen von der Abneigung seines Pflegevaters etwas zu erdulden gehabt hätte, und alle legten sich mit dem Gedanken an die abwesende Mutter zu Bette.

Dem Vater Mathurin lag aber immer die Erbschaft im Sinne und gab Veranlassung, im Gedanken wieder auf Eugen zu schmollen.

„Wir können den Buben doch gar nicht los werder,“ sagte er bei sich selbst, „und jetzt steht er meinem leiblichen Sohne gerade wieder im Wege. So lange wir ihn für unsern eigenen Sohn ausgeben, hat er auch Antheil an der Erbschaft, die wir bekommen, und beeinträchtiget unsern Peter. Lasse ich's nicht geschehen, so bekomme ich Krieg mit Margareth, welcher der Bube gar sehr in's Herz gewachsen ist. Wenn ich ihn nur bald auf eine gute Art los würde! Jetzt könnte es am leichtesten geschehen, da Margareth, die ihn immer in Schutz nimmt, auf einige Tage abwesend ist.“

So verleiten Habsucht und Mißgunst zur Ungerechtigkeit, führen auf Abwege, und unterdrücken alle sanften Regungen des Herzens.

Drei Tage waren schon verflossen, während Mathurin immer solchen lieblosen Gedanken nachhieng, als ihn ein alter Bekannter, ein Unteroffizier von den Seesoldaten, mit dem er aufgewachsen war, und als Fischerknecht gedient hatte, besuchte. Dieser hatte ihn schon auf der ehemals gepachteten Meierei aufgesucht und nicht getroffen.

Er wunderte sich sehr, daß sich Mathurins Umstände wieder so schlimm geändert hätten, daß er eine elende Hütte bewohnen, und das wenig einträgliche Fischerhandwerk wieder treiben müsse.

Bei einer Flasche Wein erzählte dann Mathurin, als sich die beiden Kinder entfernt hatten, seinem Freunde im traulichen Gespräche alle seine Schicksale, und wie er von der Wohlhabenheit in die bedrängte Lage, in der er sich jetzt nach seiner Meinung befand, gekommen sey, und klagte ihm bitter, daß er bei seinem kleinen Gewerbe eine Frau und zwei Söhne, die noch nichts verdienen könnten, zu ernähren habe.

„Aus der Verlegenheit kann ich dich gleich reißen,“ sagte der Unteroffizier. „Gieb mir einen Sohn mit; er kann auf dem Schiffe, auf welchem ich diene, Schiffsjunge werden; wenn er brav ist, so kann er sein Glück zur See machen, und du bringst ihn aus dem Brode.“

Mathurin. Mir wäre es schon recht; aber was würde meine Frau dazu sagen? Sie hat die beiden Buben zu lieb, und wird es nie zugeben, daß ich einen vom Hause wegschicke; sie wird weinen und heulen, bis ich ihr nachgebe, und ihn wieder behalte.

Unteroffizier. Laß sie weinen und jammern, was kümmert das dich, wenn dir ein Gefallen geschieht, daß du einen Buben weniger zu versorgen hast. Aber wo ist denn deine Frau?

Mathurin. Sie ist nach Saint Omer gereiset, und wird erst nach drei Tagen zurück kommen.

Unteroffizier. Nun das ist ja die beste Gelegenheit, daß du einen Knaben ohne Einrede deiner Frau wegbringen kannst. Er kann es weit bringen, sage ich dir, wenn er jung in den Dienst tritt. Morgen reise ich wieder zu meinem Schiffe ab, das im Hafen von Calais vor Anker liegt. Ich schiffe ihn sogleich auf dasselbe ein, und da mag ihn nun suchen, wer da will; er kommt gewiß nicht mehr zurück.

Mathurin konnte sich nicht gleich entschließen. Er wäre zwar sehr gern des Eugen los geworden; aber die Vorwürfe, die er von seiner Frau zu erwarten hatte, waren ihm auch gegenwärtig.

Auf der andern Seite sagte ihm sein Gewissen, daß es unrecht und hart wäre, Eugen, der zweihundert Louisd'or mit in's Haus gebracht hatte, zu verstoßen. Doch Mißgunst und Habsucht verblenden, und verleiten zu Hartherzigkeit und Ungerechtigkeit, und wo böser Rath kommt, da wird leicht das Gewissen betäubt. Mathurin sagte zum Unteroffizier, er wolle die Sache überlegen; er bath ihn, von seinem Vorhaben nichts merken zu lassen, und legte sich unter unruhigen Gedanken zu Bette, wo er sich nach langem Hin- und Herschwanken zu der schwarzen That entschloß.

Da Mathurin wußte, wie sehr Peter an Eugen hieng, und daß er sich nie von ihm würde trennen wollen, so suchte er Peter unter einem Vorwande von Hause zu entfernen, bis Eugen abgegangen wäre. Er gab ihm daher am andern Morgen, einen Auftrag nach einem Meierhofe, der drei Stunden weit entfernt war.

Peter bemerkte an seinem Vater eine ungewöhnliche Aengstlichkeit und Unruhe, weil er stotterte, indem er ihm den Auftrag gab, und oft ganz verkehrt und widersprechend redet. Dieses that das böse Gewissen. Auch sah der Vater im Gesichte ganz verwirrt und blaß aus, und seine Stimme zitterte, wenn er sprach.

Peter vermuthete, daß etwas im Hause vorgehen müßte, was dem Vater ängstigte, und wovon er selbst nicht Zeuge seyn sollte. Das beunruhigte ihn, um so mehr, da dem Unteroffizier auch einige Worte entschlüpft waren, die ihn für Eugen besorgt machten; und da er sich in dem nämlichen Augenblicke erinnerte, wie sehr ihm die Mutter bei ihrer Abreise an's Herz gelegt hatte, daß er sich Eugens, dem der Vater nicht wohlwolle, bei jeder Gelegenheit annehmen sollte, meinte er, daß man Böses gegen seinen lieben Bruder im Sinne habe, und er wollte wenigstens abwarten, was da geschehe.

Da sich aber gegen den Auftrag, den ihm der Vater gegeben, nichts einwenden ließ, und er gewohnt war, zu gehorsamen, so machte er sich auf den Weg nach dem Meierhofe.

13.

Bethet stets in allen Anliegen.

Ephes. 6. 18.

Als er auf der nahen Anhöhe angekommen war, von welcher man die Fischerhütte, und alles, was um dieselbe vorgieng, übersehen konnte, warf er sich dort vor dem Kreuzbilde nieder, welches, von schattigen Linden umgeben, zum frommen Gebethe für andächtige Waller errichtet war, und flehte zu Gott, daß er in seiner Abwesenheit seinen lieben Bruden beschützen, und ihm nichts zu Leide geschehen lassen sollte.

So wendet sich ein frommes Kind in allen Angelegenheiten im herzlichen Gebethe zu Gott, und findet Trost und Hülfe.

Als er nach dem herzlichen Gebethe mit Sehnsucht nach der Hütte hinblickte, sah er den Vater mit Eugen an der Hausthür stehen, und glaubte zu bemerken, daß der Vater heftig mit demselben spreche. Dieses beunruhigte den guten Peter noch mehr, und er beschloß, hier einige Zeit abzuwarten, damit er sehe, was vorgienge. Er setzte sich unter das Gesträuch, damit man ihn nicht bemerken konnte.

14.

Meine Seele harret nur auf Gott, denn Er ist meine Hoffnung; Er ist mein Fels, meine Hülfe, mein Schutz, daß ich nicht fallen werde. Ps. 61. — 5. 7.

Kaum aber hatte Peter die Hütte verlassen, als Mathurin Eugen zu sich rief, und mit erzwungener Gleichmüthigkeit zu ihm sagte:

„Lieber Eugen, ich habe dir heute wichtige Dinge zu eröffnen. Dich wird es nicht befremden, wenn ich dir sage, daß du mein Sohn nicht bist. Du hast dieses ja schon längst aus meiner Behandlung abnehmen können, da ich, so viel ich mir auch Gewalt anthat, immer mehr Zuneigung gegen Peter als gegen dich äusserte; aber du wirst dich doch nicht über mich beklagen können.

Als ein Kind von 6 Monaten hat man dich uns vor die Thür gelegt. Ich und meine liebe Margareth haben dich aus christlicher Barmherzigkeit aufgenommen, und mit älterlicher Liebe und Treue, bis auf diesen Tag ernährt und gepflegt. Du siehst, wie weit

wir herab gekommen sind, und daß es uns jetzt schwer ankommt, dir Unterhalt und Kleidung zu verschaffen.

Aber ich habe auch hinfür für dich gesorgt. Dieser Herr hier „(er zeigte auf den Unteroffizier)“ will von nun an, statt meiner sich deiner annehmen, und er will Versorger und Wohlthäter an dir werden. Er nimmt dich mit, und stellt dich als Schiffsjunge in Calais an. Du kannst dein Glück zur See machen, wenn du dich gut aufführst. Er reiset bald ab, du kannst gleich mit ihm gehen.

Eugen stand wie vom Blitze getroffen bei diesen Worten da; wie ein Dolch drangen sie ihm durchs Herz, und Thränen traten ihm in die Augen. Aber ein edler Stolz erwachte in ihm; es wurde ihm nun klar, warum er von seinem vermeintlichen Vater oft zurückgesetzt und unsanft behandelt worden war; das große Glück, welches ihm die geliebte Mutter durch das Medaillon und den Brief verheißen hatte, schwebte ihm vor Augen, er blickte bethend zum Himmel und dann nachdenkend zur Erde, und sein Entschluß war gefaßt.

„Vater,“ sagte er, „Sie haben mir die Augen geöffnet. Ich hielt mich immer für Ihren Sohn, für den Sohn meiner lieben Mutter Margareth, für den Bruder des guten Peters. Ich hatte meine Freude und mein Vergnügen an diesem Gedanken, und dankte Gott dafür. Da es sich anders verhält, so muß ich Ihnen nur zur Last seyn. Ich will nun mein Brod in der Welt allein suchen, und der liebe Gott wird mir armen Waisen forthelfen.

Ich gehe mit dem Herrn Feldwebel fort; Gott wird mein Führer und Beschützer seyn. Ich werde mich gut aufführen, und so wird es mir nie schlecht gehen.

Ich danke Ihnen für alles genossene Gute. Ich werde die Wohlthaten nie vergessen, die ich von Ihnen und meiner lieben Mutter und von meinem Bruder

empfangen habe. Täglich werde ich zu Gott um Segen für meine Pflegeltern bethen. Aber das thut meinem Herzen weh, daß ich von der Mutter und dem Bruder nicht Abschied nehmen kann. Wenn der Herr Unteroffizier nur bis zu ihrer Zurückkunft warten könnte! Bei diesen Worten stürzten Thränen aus den Augen des guten, schmerzlich gerührten Knaben.

„Er kann nicht warten, der Dienst ruft ihn," entgegnete der Vater mit erzwungener Festigkeit. „Geh pack deine Sachen zusammen. Er reiset augenblicklich ab."

Eugen gieng weinend fort, band seine wenigen Kleidungsstücke in einen Bündel, kam bald zurück und sagte:

„Ich bin bereit, gehen wir! Vater, ich danke nochmal für alle Wohlthaten, und bitte Sie, auch der guten Mutter meinen Dank zu überbringen. O hätte ich ihr denselben mündlich abstatten und meinen lieben Peter beim Abschiede noch umarmen können!"

Bei diesen Worten fieng der arme Knabe bitterlich zu weinen an, und konnte vor Schluchzen keine Sylbe mehr vorbringen.

Da brach selbst dem Mathurin das Herz, und dem bärtigen Seesoldaten liefen Thränen über die braunen Wangen herab. Ein allgemeines Stillschweigen erfolgte.

Eugen ergriff die Hand seines Pflegevaters, küßte sie, benetzte sie mit seinen Thränen, und gieng mit dem Unteroffizier zur Thür hinaus.

Mathurin stand nun allein da, und sein böses Gewissen ängstigte ihn, daß er hätte bersten mögen.

Eugen gieng mit gesenktem Haupte und thränendem Auge an der Seite des Unteroffiziers fort, ohne

einen Laut von sich zu geben. Seine Gedanken waren auf die gute Mutter Margareth und auf den innig geliebten Bruder Peter gerichtet, und er sagte sich in Geheim, daß er, wenn beide gegenwärtig gewesen wären, gewiß das Haus der Pflegeltern nicht hätte verlassen müssen, um auf der See und in der weiten Welt sein Fortkommen zu suchen.

Der Gedanke war für ihn schrecklich, daß er nun von diesen beiden guten Menschen getrennt, als ein armer, verlassener Waise herum irren sollte, und seinen Schmerz und Kummer an keinem liebenden Herzen ausgießen, und sich dadurch nicht Linderung und Trost verschaffen konnte.

Er fing wieder zu weinen und zu schluchzen an, und empfahl dem lieben Gott sein Schicksal.

Da fühlte er sich auf einmal von einer zarten Hand ergriffen, und sein lieber Bruder Peter stand bei ihm. Wo gehst du denn hin, lieber Eugen, warum bist du so traurig? fragte der gute Knabe.

Eugen. Mein Weg geht gerade nach Calais, um auf einem Fahrzeuge als Schiffsjunge angestellt zu werden. Dieser Herr wird mir zu dem Platze verhelfen.

Peter. Ich lasse dich nicht allein gehen. Wohin du gehst, begleite ich dich. Soll ich mich von meinem lieben Bruder trennen? Ich sehe dich vielleicht mein Lebelang nicht mehr, wenn du zur See dienst. Ich verlasse dich nicht, lieber Bruder; du mußt mit mir zurück gehen, oder ich gehe mit dir. — Bei diesen Worten fiel Peter dem Eugen weinend um den Hals, um ihn festzuhalten.

Eugen wand sich los, und sagte mit gebrochener Stimme:

„Lasse mich, lieber Peter, in Frieden ziehen. Das Räthsel ist gelöset; ich bin dein Bruder nicht mehr; ich bin ein armer, verlassener Waise; ich habe keinen

Vater, keine Mutter, keinen Bruder, ja keinen Freund mehr. Ich habe das Gnadenbrod bei euch gegessen, ich war deinem Vater lange zur Last; jetzt schickt er mich fort. O lieber Peter, liebe Mutter Margareth, wie schmerzt und drückt es mich, daß ich euch verlassen muß!“ Der arme Knabe brach in lautes Weinen und Schluchzen aus.

„Ich trenne mich nicht von dir,“ entgegnete Peter, „ich folge dir, wohin du immer gehen magst. Auch ich will Schiffsjunge werden; wir wollen mit einander dienen, einander unterstützen, alle Gefahren, alle Freuden und Leiden mit einander theilen.“

„Nehmen Sie mich auch mit, Herr Feldwebel, ich lasse von meinen Bruder nicht ab.“

„Aber lieber Bruder,“ erwiederte Eugen, — „ich darf dich ja noch so nennen, — wir sind mit einander aufgewachsen, — wir haben uns immer so zärtlich geliebt — lieber Bruder, du weißt nicht, wie wehe es meinem Herzen thut, daß ich mich von dir trennen soll; aber es muß seyn.

Was würde unsere gute Mutter leiden, wenn sie uns beide auf einmal verlieren sollte? Sie würde vor Schmerz vergehen.

Bleibe bei ihr, tröste sie über meine Abreise, sag ihr, wie es mich schmerzt, daß ich von ihr nicht Abschied nehmen, noch ihren Segen erhalten konnte. Rede oft von mir mit ihr; sag ihr, daß ich, wo ich immer seyn werde, an sie und an dich denken und Glück und Segen über euch vom Himmel erflehen werde. Geh zum Vater zurück, und sag allen mein Lebewohl.

Eugen warf sich in die Arme des guten Bruders, weinte, und konnte vor Schmerz kein Wort mehr vorbringen.

Der abgehärtete Kriegsmann stand wie versteinert da. Eine so aufrichtige und herzliche Bruderliebe und Selbstverläugnung hatte er noch nie gesehen. Es wurde ihm warm ums Herz, und er trocknete sich Thränen der Rührung aus dem Auge.

Da unterbrach Peter die rührende Scene, und sagte: „Ich will deinem Begehren willfahren, und die Mutter nicht verlassen; aber nach Calais muß ich dich begleiten. Der Herr Feldwebel wird es schon erlauben.“

„Ich muß bei dir seyn, bis du dich einschiffest; dann gehe ich nach Hause zurück, erwarte die Mutter, und gebe ihr genaue Nachricht von allem, was geschehen ist.“

So wanderten die beiden Knaben unter traulichen Gespräche, Arm in Arm fort, und durchgiengen die ganze Jugendzeit, die sie mit einander froh und in brüderlicher Eintracht verlebt hatten, und eben dadurch wurde ihnen die Trennung noch schmerzlicher. Sie gelobten sich ewige und treue Liebe, und entwarfen in ihrer kindlichen Einfalt manche Pläne für die Zukunft. Dabei wendeten sie ihre Blicke bethend gen Himmel, und meinten, daß sie der liebe Gott wieder, wenn auch nach Jahren, zusammen führen würde, weil sie sich gegen einander gar nichts vorzuwerfen hätten.

So kamen sie nach Calais. Der Feldwebel führte sie zu seiner Frau, und empfahl ihr, sie gut zu versorgen.

Am folgenden Morgen sollte Eugen in einer Chaloupe nach dem Linienschiffe gebracht werden, welches den Namen Le Vaillant führte, und zu einer Flotte gehörte, deren Abfahrt noch nicht so bald geschehen sollte.

Den Abend brachten die Knaben noch in brüderlicher Liebe und Zärtlichkeit zu; aber der Abschied war

herz=

herzzerreißend. Sie lagen sich einander lange und sprachlos in den Armen, und konnten sich nicht trennen.

Der Feldwebel suchte sie zu beruhigen, indem er versprach, daß er Eugen nach einigen Tagen wieder aufs Land und nach Calais bringen werde, wo sie sich sehen könnten. Sie schieden von einander unter Thränen und Küssen, und riefen sich gegenseitig, so lange sie sich sehen konnten, ein Lebewohl zu.

Peter verlor die Chaloupe und das Linienschiff nicht aus den Augen; er überblickte das weite Meer, und warf sich endlich auf die Knie, indem er Gott bath, daß er den lieben Bruder auf dem so gefährlichen Elemente beschützen und erhalten möchte. Dann trat er mit schwerem Herzen und unter vielen Thränen den Rückweg an.

15.

Wer sündiget, ist ein Sklave der Sünde.

Joh. 8. 34.

Als Peter zu Hause ankam, war er ganz verweint, verstört und blaß. Vater Mathurin bemerkte es, und fragte ihn um die Ursache seiner Traurigkeit.

Da erzählte er, wie er Eugen bis an das Linienschiff in den Hafen begleitet habe, und sagte, daß er in einigen Tagen wieder hingehen wolle, um ihn zu besuchen.

Mathurin war wie vom Donner gerührt, als er dieses vernahm: das ganze Geheimniß, das ihn noch immer ängstigte, war jetzt von dem Sohne verrathen; denn er wollte Margarethen bei ihrer Rückkunft glauben machen, daß Eugen heimlich fort gegangen sey, und daß er von ihm gar keine Nachricht mehr habe einziehen können. Er kannte die biedere Offenherzigkeit

des Sohnes, daß er der Mutter, die Eugen so zärtlich liebte, alles entdecken würde, und jetzt um so mehr, da des Knaben Herz durch die schmerzliche Trennung gepreßt war.

Mathurin hatte nun keinen ruhigen Augenblick mehr; das Gewissen stellte ihm immer die schlechte That vor Augen; er machte sich Vorwürfe, daß er den guten Knaben, der so viel Geld ins Haus gebracht, so lieblos fortgeschickt habe, und er sah der Ankunft seiner Frau mit Angst entgegen.

Da erhielt er am fünften Tage ihrer Abwesenheit folgenden Brief von ihr:

„Ich habe dir eine sehr erfreuliche Neuigkeit zu schreiben. Noch heute werden mir dreihundert Louisd'or ausgezahlt, die ich dir nach zwei Tagen überbringen werde. Ich hoffe dich, Petern und Eugen gesund und wohl anzutreffen. Von einer Erbschaft war keine Rede; aber Eugens Eltern sind aus England angekommen, und haben mich rufen lassen.

Sie freuen sich sehr, den Knaben zu sehen, den sie zur Zeit der größten Angst und Noth bei uns hinterlegt haben, damit er sie auf der Flucht, wo sie von den Revolutions-Männern hartnäckig verfolgt wurden, nicht hindere, und sie durch sein Wimmern verrathe.

Sie sind vom alten Adel und sehr reich. Ich habe alles umständlich vor Gericht aussagen müssen, um zu beweisen, daß ich jene Frau bin, welche das Kind aufgenommen und groß gezogen hat.

Sie sind sehr dankbar, und sprechen von einem jährlichen Gnadengehalte, den sie uns für die Liebe und Treue, die wir ihrem verlassenen Sohne erwiesen haben, zusichern wollen.

Lebe wohl. Küsse für mich die beiden Söhne, ich darf ja Eugen noch so nennen; er ist ja so gut und dankbar, daß er nie vergessen wird, was ich an ihm gethan habe. In zwei Tagen umarmt dich deine

Margareth."

16.

Keiner von euch habe in seinem Herzen etwas Böses vor, denn dieses ist mir verhaßt, spricht der Herr.

Zachar. 8. 17

Jetzt wußte sich Mathurin nicht zu helfen noch zu rathen. Zwei Tage früher würde dieser Brief sein Herz mit überschwenglicher Freude erfüllet haben; aber jetzt lastete eine schwere Schuld auf seiner Seele, die ihn mit qualvoller Angst erfüllte.

So geht es dem Sünder, der eine schlechte That verübet. Angst quälet ihn, und die Freuden des Lebens haben keinen Reiz mehr für ihn.

Um die Belohnung war es geschehen, und Gefängnißstrafe stand ihm bevor, da er den Knaben gleichsam zum Seedienste verkauft hatte.

Er dachte hin und her, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen könnte, und erfand eine List, die eben so sträflich, ja schändlicher war, als das Verbrechen, welches er an Eugen begangen hatte.

So verleitet ein Vergehen nur zu leicht zu einem schweren Verbrechen; so gefährlich ist es, von dem Wege der Tugend und Rechtschaffenheit abzugleiten, daß oft der erste Fehltritt in einen Abgrund stürzt, aus welchem keine Rettung mehr möglich ist.

Mathurin wollte Petern, seinen leiblichen Sohn für Eugen ausgeben, auf diese Art die Eltern täuschen, sich aus aller Verlegenheit ziehen, und so die

versprochene Belohnung sich zueignen. Er hoffte, daß Margareth um ihn zu retten, seinen schändlichen Betrug nicht verrathen werde; und wenn Ueberredung nichts nützete, wollte er sie durch Gewalt und durch Drohungen dazu zwingen.

Aber von Peter fürchtete er alles, weil dieser ein sehr offenherziger und wahrheitsliebender Knabe ohne Falsch und Trug war, der nicht lügen, weder sich verstellen konnte. Er wollte ihn daher auch täuschen, damit der Knabe selbst nicht wisse, wie er an der Sache wäre.

Peter hatte, seit Eugen aus dem Hause war, eine gewisse Scheu vor seinem Vater, und vermied ihn, so viel er konnte.

So tödtet eine unbillige und tadelnswerthe Handlung alle zärtliche Liebe, selbst in den Herzen derer, die uns immer innig zugethan und anhänglich waren.

Peters Gedanken waren stets auf den guten Eugen und auf seine Mutter gerichtet, und er konnte nicht ohne Thränen an sie denken.

Mathurin rief Petern zu sich, und nahm ihn zutraulich bei der Hand, indem er also zu ihm sprach:

„Lieber Peter, du wirst große Augen über das machen, was ich dir jetzt ganz im Vertrauen zu sagen habe.

Du hast dich bis jetzt immer für meinen Sohn, für einen armen Fischerknaben gehalten. Das bist du nicht, du bist der Sohn reicher und ansehnlicher Eltern. Du heißt auch nicht Peter, sondern Eugen.

Es mußte für dich bis jetzt ein Geheimniß bleiben; aber deine Eltern werden bald kommen, und dir alles erklären. Sie werden dir sagen, daß sie sich aus Frankreich nach England haben flüchten müssen, und

dich bei uns, als du kaum sechs Monate alt warest, zurück gelassen haben, damit sie durch dich auf der Flucht nicht gehindert und verrathen würden. Sie haben mir zweihundert Louisd'or gegeben, damit ich dich gut verpflegen möchte.

Du weißt, daß ich es dir an nichts habe ermangeln lassen; ich habe dich sogar meinem eigenen Sohne bei jeder Gelegenheit vorgezogen, und dich immer zärtlich geliebt. Da es mir jetzt schlecht geht, und ich euch alle zwei nicht mehr ernähren konnte, so wollte ich lieber meinen eigenen Sohn fortschicken, als dir etwas entziehen. Das kannst du auch deinen Eltern sagen, wenn sie kommen, und ich glaube, sie werden mit mir zufrieden seyn, wie ich auch hoffe, daß du nie vergessen werdest, was ich an dir gethan habe.“ —

Ein schlecht angelegter Plan, als Folge des ersten Vergehens, der aber keine guten Früchte bringen wird. — So gefährlich ist der erste Schritt zur Sünde.

Peter war über diese Rede sehr betroffen, obwohl er ein Mißtrauen in die Worte seines Vaters setzte, der immer viel Unruhe äußerte, und sich sogleich entfernte, nachdem er Petern diese Entdeckung gemacht hatte, die dem guten Knaben mehr Betrübniß, als Freude verursachte. Er hatte die Mutter Margareth zu lieb, als daß er nicht ihr Sohn seyn wollte.

Mit Sehnsucht erwartete er ihre Zurückkunft, um mit ihr in vertraulicher Offenherzigkeit über diese Angelegenheit zu sprechen; denn er konnte gar nicht begreifen, daß er andere und zwar vornehme und reiche Eltern haben sollte.

Er gieng immer in tiefen Gedanken herum. Vater Mathurin wich ihm aus, und war den ganzen Tag beim Fischfange, damit ihn der Knabe nur nicht um weitere Erklärung fragen konnte.

So scheuet der Sünder selbst den Anblick seiner Geliebten, deren Gegenwart ihm die böse That zurück ruft. Das thut das böse Gewissen. Bei Mathurin kochte es fürchterlich im Innern; er war voll Angst und fürchtete alles, wenn der Betrug nicht gelingen sollte.

So gieng der Tag vorüber, und Vater und Sohn aßen mit einander das Abendbrod, ohne daß sie mehr als abgebrochene Worte sprachen. Peter gieng zu Bette, konnte aber nicht einschlafen, weil ihn immer die von dem Vater gemachte Entdeckung beunruhigte. Der Vater schlich wie ein Verbrecher, den eine schwere Schuld drückt, vor dem Hause herum, und konnte nirgends Ruhe finden.

Auf einmal erklang die Stimme der guten Mutter. „Lieber Mathurin,“ sagte sie im freudigen Tone, „hier bin ich endlich mit Leib und Seele, und ich habe dir auch den Schatz mitgebracht. So bald mir das Geld ausgezahlt war, bin ich abgereiset und nach Hause geeilet. Aber wo ist Eugen und Peter?“ —

Peter war mit gleichen Füßen aus dem Bette gesprungen, um in die Arme der Mutter zu eilen; der Vater aber schob ihn zurück; und legte zitternd den Finger auf den Mund, um ihm zu bedeuten, daß er jetzt schweigen sollte.

Er befahl Petern, sogleich sich schlafen zu legen; der Knabe gehorchte; aber kein Schlaf kam ihm in die Augen, so sehr war er beunruhiget.

17.

Wir wollen nicht sagen: Lasset uns Böses thun, damit Gutes daraus entstehe! Wer so denkt, wird mit Recht bestraft.

Röm. 3. 8.

Nun erzählte Mathurin mit niedergeschlagenen Augen und pochendem Herzen seiner Frau alles, was

in ihrer Abwesenheit mit Eugen sich zugetragen hatte; er klagte sich an, daß er gefehlt habe, schilderte ihr auch die Gefahr und Strafen, die ihm bevorstünden, wenn die Sache verrathen würde.

Er sagte ihr, wie er den Peter glauben gemacht und ihn überredet habe, daß er Eugen und der Sohn vornehmer und reicher Eltern sey; von ihm meinte er, sey nun nichts mehr zu besorgen, weil er in der irrigen Meinung verharren, und sich immer für Eugen ausgeben werde. Er beschwor dann seine Frau, die Sache so zu belassen, wie er sie eingeleitet habe, weil sie sonst ihres Mannes Unglück bereiten würde.

Margareth wußte sich vor Unmuth und Unwillen über die lieblose und ungerechte That ihres Mannes nicht zu fassen. Sie brach in Thränen aus, schalt ihn einen Seelenverkäufer, einen Unmenschen, und betheuerte, daß sie nie die Hand zu einem so schändlichen Betruge, der gewiß einmal verrathen werden müßte, biethen werde.

Der Mann gerieth in die äußerste Unruhe, und bath sie, nur auf einige Tage zu schweigen, und drohete, wenn sie ihn bei der ersten Ankunft der Eltern verriethe, daß er zu dem Aeußersten gezwungen würde.

Margareth, um seine Angst und seinen wüthenden Zorn, den sie durch ihre Beharrlichkeit angefacht hatte, zu mildern, versprach, daß sie sich nach Umständen so verhalten werde, wie sie es, ohne ihrer Ehrlichkeit etwas zu vergeben, und ihr Gewissen zu beschweren, thunlich und zuträglich finden werde.

Gegen das Ende dieses heftigen Wortwechsels waren Mathurin und Margareth in die Stube getreten, und sprachen noch leise, aber immer in Widersprüchen mit einander. Peter schlief noch nicht, und

hörte manches Wort, welches ihn in dem Argwohn bestärkte, daß er von Mathurin hintergangen worden sey.

Da wurde sein Sinn für Ehrlichkeit und Redlichkeit, den ihm die Mutter von Jugend auf eingepflanzt hatte, doppelt rege, und er sprach bei sich selbst: „So soll ich nun an meines lieben Eugens Stelle treten, und ihn um sein Vermögen und seine Eltern bringen, während er zur See Noth und Elend erduldet? Ich soll meine liebe Mutter verlassen, welche sich, da auch Eugen fort ist, zu Tod grämen wird. Nein, das halt ich nicht aus!“ —

„Aber wenn ich alles verrathe, so wird man meinen Vater ins Gefängniß schleppen, meine liebe Mutter wird Schmach und Schande zu erdulden haben. Auch das ist hart, sehr hart für mich.“

„Hülf mir lieber Gott, daß ich thue, was recht ist, und was weder meinen Eltern noch Eugen Nachtheil bringen kann.“ — So wendete sich der fromme Knabe wieder in seiner Bedrängniß an Gott, und suchte bei ihm Rath und Hülfe, und sein Herz wurde erleichtert.

Peter nahm sich vor, mit früheſtem Morgen sich in die Arme seiner guten Mutter zu werfen, vor ihr sein Herz auszuschütten, und sie zu bitten, daß sie ihm rathen möchte, was er in dieser ihm so bedenklichen Angelegenheit thun sollte.

Aber Mathurin ließ ihn nicht mit der Mutter allein. Er zog ihn bei dem Arme fort, und führte ihn in die Kammer, öffnete einen alten Schrank, nahm einen Korb hervor, und sagte mit ängstlicher Unruhe und zitternder Stimme:

„Siehst du, lieber Eugen, das ist der Korb, in welchem dich deine Eltern uns vor das Fenster gelegt haben. Hier ist noch die Wäsche, das Häubchen und

das Leibchen, welches du damals am Leibe gehabt hast. Mutter Margareth hat alles aufgehoben, um den Beweis zu führen, daß wir dich liebreich aufgenommen haben. Da ist noch der Geldbeutel, in welchem zweihundert Louisd'or sich befanden, die man dir auf Verpflegung mitgegeben hat. Auch ein Brief muß darin seyn, der dich noch mehr kennbar machen wird.“ —

Mathurin suchte nach dem Briefe, aber er war nicht mehr da. Peter blickte bedeutend seine Mutter an, und glaubte in ihrer Miene zu lesen, daß hier nicht alles richtig vorgehe.

Mathurin suchte und suchte, fand aber den Brief nicht, und ward sehr unwillig. Er schalt auf Margareth, daß sie ihn müßte herausgenommen, und irgendwo hingelegt haben.

Da rollte ein Wagen daher, und hielt vor der Fischerhütte an. Ein Herr und eine Frau stiegen aus.

„Gott steh uns bei! rief Margareth erschrocken aus,“ da sind sie schon.

„Deine Eltern kommen, lieber Eugen,“ sagte Mathurin betroffen und todtenblaß zu Peter, „geh ihnen entgegen und bewillkomme sie!“

Der Herr und die Frau traten in die Stube und sagten: „Wo ist unser lieber Eugen?“

„Hier ist er,“ entgegnete Mathurin, indem er Petern, der die Augen niederschlug, und am ganzen Leibe zitterte, ihnen zuführte.

Sie drückten ihn zärtlich an ihr Herz, und liebkoseten ihn.

Margareth zerfloß in Thränen, und um ihre Angst zu verbergen, verdeckte sie sich das Gesicht mit der Schürze.

Da Peter seine Mutter weinen sah, giengen ihm auch die Augen über.

„Halten Sie es meiner Frau nicht für übel,“ sagte dann Mathurin mit erzwungener Festigkeit, daß sie weint. „Sie hat immer Eugen wie ihr eigenes Kind geliebt und gepflegt; sie trennt sich jetzt sehr schwer von ihm. Auch dem Knaben geht es zu Herzen.“

„Das ist sehr natürlich,“ sagte die Dame, „was man liebt, verläßt man nicht gern.“

Sie drückte dabei der guten Margareth recht wohlwollend die Hand, und blickte zärtlich auf ihren vermeinten Sohn.

„Aber das ist mir auffallend,“ sagte sie leise zu ihrem Gemahle, „daß unser Eugen schwarze Haare hat; er war doch in seiner ersten Kindheit ganz blond.“

Peter lächelte, denn wie ein Blitz fuhr es ihm durch die Seele, daß sein lieber Eugen blondes Haar bis jetzt noch habe. Mathurin hatte auch von den blonden Haaren gehört, und damit es nicht zu weiteren Erkärungen komme, zog er geschwind den Korb hervor, und sagte:

„Sehen Sie, da ist noch der Korb, in welchem wir den guten kleinen Eugen gefunden haben; hier ist noch das Häubchen, welches er am Kopfe hatte.“

„Ja, das Häubchen kenne ich gut,“ entgegnete die Dame; „ich habe es selbst gestrickt, und in selbes meinen und meines Gemahls Anfangsbuchstaben hinein gewebt. Hier ist N und V, hier E und V. Norbert und Eugenia Gräfin von Valery. Dieß alles soll bei mir als ein Kleinod aufbewahrt werden. Jetzt werden wir mit Eugen nach Calais zurück gehen, um ihn ganz neu zu kleiden. Dann gehen wir nach Paris, um unsere Angelegenheiten, nach so langer Zeit in Ordnung zu bringen.“

Da Peter von der Reise nach Calais hörte, wurde ihm völlig leicht ums Herz, indem er bis jetzt immer sehr beklommen war, und kaum die Thränen zurückhalten konnte. Er dachte an Eugen, und glaubte, daß es sich dort am leichtesten entscheiden würde, ob er oder Eugen der rechtmäßige Sohn des Grafen und der Gräfin von Valery sey.

Indessen erzählte die Gräfin, daß sie einem treuen Diener, der Margareth genau kannte, und sehr viel Empfehlenswerthes von ihr zu sagen wußte, das Kind übergeben hatte, um es ihr zu hinterlegen, und daß er den Auftrag gehabt hatte, einige Zeit in dieser Gegend heimlich zu verweilen, bis er überzeugt war, daß Margareth den Knaben aufgenommen und gut versorgt habe. Er sey mit der tröstlichen Nachricht zurück gekommen, daß sie den Knaben mütterlich verpflege. Dieses sey der Gräfin eine Linderung und Trost bei dem Schmerzen gewesen, den ihr die Trennung von dem geliebten Kinde verursacht hatte.

Endlich fragte sie nach der goldenen Kette und dem Medaillon, welches das Kind, als es der Bediente aussetzte, am Leibe gehabt hatte. Da fieng Margareth, die das Geheimniß wohl wußte, am ganzen Leibe zu zittern an. Mathurin erblaßte, und wußte nicht, was er antworten sollte.

Die Gräfin sah die Verlegenheit, in welche diese Frage Mathurin und seine Frau gesetzt hatte. Aus gewohnter Gutmüthigkeit glaubte sie, daß diese Leute Kette und Medaillon entweder aus Noth verkauft, verloren oder zerbrochen haben. Sie fragte nicht weiter, und da Margareth ihren Schmerz nicht unterdrücken konnte, wollte die Gräfin die gute Frau nicht noch mehr kränken; sie fieng von der schnellen Abreise zu sprechen an, nahm Peter bei der Hand, führte ihn zu Margareth hin, daß er von ihr Abschied nehmen

sollte, und übergab ihr eine Schrift, durch welche sie ihr einen jährlichen Gnadengehalt von 100 Gulden zusicherte, und sagte, daß sie dieses Geschenk als einen Beweis ihrer Dankbarkeit für die mütterliche Sorgfalt und Pflege annehmen möchte, welche sie auf Eugen verwendet hat.

Da brach Margareth in lautes Weinen aus, und reichte die Schrift, ohne sie nur mit einem Blicke anzusehen, ihrem Manne hin.

Peter weinte mit der Mutter, und Mathurin stand ganz zerstört und verblüfft da. Es tobte und wüthete in seinem Innern; denn die neue Wohlthat lag zentnerschwer auf seinem Herzen. — So rächt sich das böse Gewissen.

Die Gräfin wollte den Schmerz der guten Margareth nicht noch mehr verlängern; sie selbst war innig bewegt. Sie führte Petern, der sich von der Mutter gar nicht los reissen konnte, zum Wagen. Als der Knabe hinein stieg, sagte er zu seiner Mutter unter Schluchzen und Weinen: „Seyen Sie ruhig, gute Mutter, und weinen Sie nicht so sehr; der liebe Gott wendet sich ja zum Gebeth der Verlassenen und verschmäht ihr Flehen nicht. (Ps. 101. 20.) Er wird über mich wachen, und ich ahne es, wir sehen uns bald wieder.“ Der Knabe brütete an einem Plane.

18.

Reinige dein Herz vom Bösen, wenn du noch gerettet seyn willst; wie lange sollen deine verderblichen Rathschläge bei dir Platz finden? Jerem. 4. 14.

Der Wagen fuhr rasch fort, und Margareth badete sich in Thränen. Mathurin schritt in der Stube hastig auf und ab, er war wie gelähmt an

allen Gliedern, blickte stier zur Erde, und getraute sich kein Wort vorzubringen; denn er fürchtete die Vorwürfe seiner Frau.

Wild rollte er dann die Augen herum, und das böse Gewissen ängstigte ihn fürchterlich. „Die List wäre gelungen,“ dachte er bei sich selbst, aber ich habe keinen Sohn mehr bei mir. Was thuts? Er ist bei den gräflichen Eltern besser versorgt, als bei mir in der armen Fischerhütte.

Aber wenn doch der Betrug entdeckt wird, was wird aus mir werden? Der Graf und die Gräfin haben mich so ansehnlich belohnt, und doch habe ich Elender diese guten, edlen Menschen gröblich hintergangen!

Ach! hätte ich nur nicht Eugen mit dem Seesoldaten fortgeschickt, wie gut wäre alles abgelaufen, wie ruhig und froh hätte ich das Geschenk der gräflichen Eltern annehmen und genießen können, und ich hätte auch noch meinen Sohn, meinen lieben Peter bei mir.“

„Weib, hülf mir,“ sprach er dann laut seufzend zu Margareth, ich weiß mir nicht zu rathen. „Ich kann ohne meinen Peter nicht leben, und doch weiß ich, daß er in den besten Händen ist. Wenn er sich nur nicht selbst verräth, mich in Ketten und Bande bringt!!“ — So war Mathurin das lebendige Bild eines von Gewissensbissen und Angst gefolterten Sünders. —

„Jetzt siehst du ein,“ entgegnete Margareth noch immer weinend, „was du Böses gestiftet hast. Gottes Strafe wird über uns kommen. Das Geschenk der Gräfin wird uns wie glühende Kohlen auf der Seele brennen; ich werde keine ruhige Stunde mehr haben, weil ich bei deinem Betruge still geschwiegen, und ihn habe geschehen lassen. Ich muß noch alles entdecken; es liegt mir zu schwer auf dem Herzen.“

Willst du mich verderben? erwiederte Mathurin hastig, mich als Betrüger in Ketten und Kerker bringen?

„Vielleicht giebt es noch einen gelinderen Ausweg,“ sagte Margareth, „wenn nur Eugen wieder aufgefunden ist. Ich will ihn selbst zu seinen Eltern führen, mich zu ihren Füßen werfen, alles offenherzig gestehen, und um Gnade und Schonung für dich flehen.“

„Eugen ist vielleicht schon weit über die See,“ entgegnete Mathurin, „wo sollen wir ihn suchen? und verräthst du etwas, bevor der rechtmäßige Sohn aufgefunden ist, so sind wir verloren.“

So sprachen beide lange Zeit miteinander, und Mathurin bereuete eben so sehr seine schlechte That, als Margareth dieselbe wieder gut machen wollte, wenn sich nur Mittel und Wege fänden.

Zuletzt ward beschlossen, daß Mathurin nach Calais gehen, und Eugen aufsuchen sollte, um wenigstens zu erfahren, ob das Schiff, auf welches er gebracht worden war, noch vor Anker liege, oder schon abgesegelt sey. Margareth wollte ihn dahin begleiten; sie hoffte in Geheim, vielleicht dort auch ihren lieben Peter wieder zu sehen.

19.

Nun Herr! weß soll ich mich trösten? — Ich hoffe auf dich. — Ich will schweigen, und meinen Mund nicht aufthun; Du wirst es wohl machen. Ps. 38. 8, 10.

Der gute Peter war aber nicht mehr so traurig, je näher es gegen Calais gieng, und er fieng schon an, auf die Gräfin und den Grafen zu lächeln.

Er war jetzt immer mit seinen Gedanken bei Eugen, und was er vorher ahnete, und was ihm ein dunkles Gefühl früher vermuthen ließ, ward ihm jetzt

klar und deutlich geworden, daß nicht er, sondern Eugen der Sohn der gräflichen Eltern sey, und er genoß schon in Gedanken das Vorgefühl der wechselseitigen Freude, wenn es ihm gelingen sollte, Eugen seinen Eltern zuzuführen.

Die Gräfin unterhielt sich auf der ganzen Fahrt mit Peter, und der Graf betrachtete ihn immer sehr aufmerksam.

Kopfschüttelnd sagte der Graf zur Gräfin: „Ich finde an dem Knaben gar keine Aehnlichkeit weder mit dir, noch mit mir; auch keinem unserer Verwandten sieht er ähnlich. Wir beide haben blonde Haar, er ganz schwarze; in der Gesichtsfarbe und in Bildung der Gesichtszüge hat er gar nichts, was an uns erinnern könnte. Aber er scheint ein herzensguter, unverdorbener Knabe zu seyn.“

Peter lächelte; er dachte an Eugen, der ganz blond war, und nach seiner Meinung in den Gesichtszügen sehr viel Aehnlichkeit mit der Gräfin zeigte; da er hingegen, wie seine Mutter Margareth, schwarze Haare und braune Gesichtsfarbe hatte. Die Gräfin meinte, daß der Aufenthalt auf dem Lande und im Freien bei aller Witterung, die grobe Kost und Beschäftigung viel zur Veränderung der Farbe und Schwärzung der Haare haben beitragen können, obwohl sie nicht widersprechen konnte, daß Eugen, wie sie ihn verlassen, eine sehr zarte, feine Haut und feine, weiße Haare wie Seide gehabt habe.

Die Gräfin blickte Petern immer freundlich an, und fragte ihn öfters:

„Ist dir noch leid um deine Pflegemutter Margareth? Wirst du uns lieb haben können, da du sie hast verlassen müssen?“

Peter. „Meine liebe Mutter werde ich nie vergessen; aber deßwegen liebe ich Sie doch auch jetzt

schon. Sie werden in der Folge sehen, wie ich mich bestreben werde, Ihnen Freude zu machen. Ich weiß gewiß, Sie werden mich auch lieben.“

Graf. Daran darfst du nicht zweifeln. Aber mein Sohn, hast du bei deinen Pflegeltern auch schon etwas gelernt?

Peter. O ja: ich kann gut lesen, auch etwas schreiben und rechnen und habe den christlichen Religionsunterricht zwei Jahre genossen; ich kann so gut als einer aus unserer Gegend reiten. Ich verstehe den Fischfang, habe schon manchmal im Garten gesäet und gepflanzt, und war überall gut zu brauchen.

Der Graf und die Gräfin lächelten über die Unbefangenheit des Knaben, und sprachen immer mit ihm. Sie bewunderten seinen gesunden Verstand, sein richtiges Urtheil; sein offenes Betragen und besonders die dankbare Liebe, mit der er der Mutter Margareth anhieng.

Da sie ihn auch nicht ohne Talent fanden, so meinten sie, daß er bei einem sorgfältigen Unterrichte bald jene Kenntnisse würde nachholen können, die er in seinem gegenwärtigen höheren Stande brauchte. — Besonders aber gefiel ihnen sein gutes Gemüth und unverdorbenes Herz, das er bei jeder Gelegenheit auf die ungezwungenste Art äußerte. So kamen sie in einem Gasthofe zu Calais an.

Gleich wurde um Schneider und Schuster geschickt, um den Knaben neu und standesgemäß zu kleiden.

Aber Peter war bald verschwunden. Er lief, ohne sich aufhalten zu lassen, in den Hafen, um zu sehen, ob das Linienschiff Le Vaillant dort noch vor Anker liege. Als er dieses noch da sah, eilte er zur Frau des Feldwebels, um Nachrichten von Eugen einzuholen. Er erfährt, daß Eugen sich mit dem Feldwebel auf dem Schiffe befindet.

Er

Er kehrt zu dem Grafen und der Gräfin eilig und voll Freuden zurück. Schneider, Schuster, Hutmacher sind schon da, um ihm das Maaß zu neuen Kleidungsstücken zu nehmen.

Peter weiß sich vor Freude nicht zu fassen; denn er hatte jetzt, von brüderlicher Liebe und fester Redlichkeit geleitet, seinen Plan entworfen, und der Gedanke, daß dieser ihm gelingen würde, entzückte den guten Knaben.

Wo bist du gewesen? fragte die Gräfin.

Peter. Im Hafen, ich wollte sehen, ob das Schiff Le Vaillant dort noch vor Anker liegt.

Gräfin. Was kümmert dich denn dieses Linien-Schiff?

Peter. O sehr viel, außerordentlich viel. Auf demselben ist mein Freund, mein allerliebster Freund, den ich wie meinen Augapfel liebe. O das ist ein lieber, braver Knabe; ich kann ohne ihn nicht seyn, und nichts freuet mich, wenn er nicht dabei ist, und daran Theil nimmt.

Er ist seit ein Paar Tagen Schiffsjunge; er ist eben so alt als ich; er ist mit mir aufgewachsen und ein herzensguter Junge. Sie werden ihn gewiß auch lieb haben, wenn Sie ihn kennen lernen. Darf ich ihn herbringen?

Gräfin. Wenn es dir viel Vergnügen macht, ja; denn ich lasse alles gern geschehen, was dich freuet, wenn es nichts Böses und dir nicht schädlich ist.

Peter. So bitte ich Sie recht sehr, daß Sie mir sogleich etwas Geld geben, damit ich in den Hafen eilen, und mich zum Linienschiffe bringen lassen kann. Ich werde bald mit ihm wieder da seyn. Ich weiß, daß ich Ihnen eine Freude bringe, wenn ich ihn

herführe. Er hat so schönes, lockiges, blondes Haar, wie Sie; blaue Augen, rothe Wangen; ich weiß nicht, ob er Ihnen nicht so gar ähnlich sieht.

20.

Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn; Er wird's wohl machen. Ps. 36. — 5.

Die Gräfin lachte herzlich über diese unbefangene Rede, und gab Petern einige Silbermünzen mit der Erlaubniß, seinen Freund vom Linienschiffe zu holen. Ein Bedienter begleitete ihn dahin.

Nun wußte sich Peter vor Freude nicht mehr zu fassen; er klatschte in die Hände, hüpfte, sang und pfiff.

So viel Vergnügen macht eine gute That schon bei dem Entschlusse, sie auszuführen. Welche beseligende Wonne bringt die Ausführung selbst!

Die Gräfin mußte herzlich lachen, daß sich der Knabe dabei so drollig geberdete.

Nun lief Peter, so schnell er konnte, in den Hafen, und wollte mit dem Gelde, welches er von der Gräfin erhalten hatte, einen Schiffer miethen, der ihn nach dem Linienschiffe bringen sollte; aber es war keiner da, der den Antrag annehmen wollte, weil sie alle andere Geschäfte hatten.

Peter war untröstlich, und versuchte noch einmal einen Schiffer durch große Versprechungen zu bewegen, daß er ihm diesen Dienst erweisen sollte.

Da dieser schon sein Boot zur Abfahrt bereiten wollte, sah Peter eine Chaloupe von der Gegend des Linienschiffes herkommen, und er ließ sie nicht mehr aus den Augen.

Als sie dem Gestade näher kam, erkannte er in derselben den Feldwebel, und bald darauf sah er auch seinen lieben Eugen.

Da ließ er ein Freudengeschrei in die Luft erschallen, und schwang seinen Hut in die Höhe. Er rief ein Hurrah der Chaloupe zu, welches von Eugen, der sein Schnupftuch, an einen Stock gebunden, hoch flattern ließ, erwiedert wurde.

Die Chaloupe landete an, und die beiden Knaben lagen sich in den Armen. Thränen der Freude benetzten ihre Wangen. „Bruder, lieber Bruder! wie froh bin ich, daß ich dich wieder habe“ — dieses war alles, was die guten Knaben im Uebermaße der Freude und Rührung vorbringen konnte.

Peter bath dann den Feldwebel, daß er ihm erlauben möchte, Eugen auf einige Zeit mit sich zu nehmen, weil er ihm viele und wichtige Dinge zu sagen hätte. Der Feldwebel gab es zu, doch unter der Bedingung, daß Eugen längstens nach zwei Stunden wieder im Hafen zur Rückfahrt nach dem Linienschiffe eintreffen müßte.

Als beide Knaben allein waren, überließen sie sich der herzlichsten Freude, und Peter sagte, daß sie nun gerades Weges in die Stadt gehen müßten, wo Eugen Dinge sehen und hören werde, die ihm unglaublich vorkommen werden, und doch wahr sind.

Er erzählte ihm dann, was seit seiner Abwesenheit zu Hause vorgegangen war, und hörte kaum auf die Fragen, mit welcher sich Eugen angelegentlich nach seiner lieben Pflegmutter Margareth erkundigte

„O die hat nach deiner Abreise viel geweint,“ sagte Peter, „und sie war kaum zu trösten. Sie hat viel, viel Geld nach Hause aus der Stadt gebracht; aber dieses machte ihr keine Freude, weil du nicht mehr da warst. Ich habe sie mein Lebelang nicht so ängst-

lich und traurig gesehen, und sie hat dem Vater bittere Worte gegeben, und viele Vorwürfe gemacht, daß er dich fortgeschickt hat.

Da ist auf einmal ein schöner Wagen mit einem vornehmen Herrn und einer Dame vor unserm Häuschen angekommen. Es war der Graf und die Gräfin Valery. Die haben nach dir gefragt, weil du ihr Sohn seyn solltest. Da nun kein Eugen mehr im Hause war, so hat der Vater mich dafür ausgegeben, und sie haben mich hieher nach Calais in ihrem Wagen geführt. Sie haben aber schon während der Reise geäußert, daß ich weder dem Grafen noch der Gräfin ähnlich sey, weil ich eine braune Gesichtsfarbe, schwarze Haare und Augen habe, da Eugen doch in der Kindheit ganz blond war, und blaue Augen hatte. Ich glaube also gewiß, daß du mit deinen blonden, lockigen Haaren und blauen Augen ihr Sohn bist, und je länger ich dich ansehe, desto mehr finde ich, daß du in den Gesichtszügen der Gräfin sehr ähnlich bist; da ich hingegen der Mutter Margareth, wie die Leute sagen, sehr ähnlich sehe, die immer die schönste Brünette in der Gegend war.

„Der Graf und die Gräfin müssen sehr reich seyn; denn sie haben dem Vater und der Mutter einen jährlichen Gnadengehalt von hundert Gulden zugesichert, wie sie mich mit fortgeführt haben. Aber alles dieses machte weder dem Vater noch der Mutter Freude.

Der Vater that immer sehr ängstlich, und die Mutter weinte, daß mir das Herz hätte zerspringen mögen, und ich weinte auch mit. Besonders wurde dem Vater bange, und die Mutter schluchzte laut, als die Gräfin nach einer goldenen Kette mit einem Medaillon fragte, welches ihr Sohn, als sie ihn aussetzen ließen, gehabt haben soll, und woran sie ihn allemal

erkennen würden. Nun dieses Medaillon und die Kette waren nirgends zu finden, und der Vater wußte auch nichts davon."

Da sagte Eugen, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, augenblicklich die Gesichtsfarbe veränderte, und zu zittern anfieng:

„Jetzt muß ich dir, lieber Bruder, ein Geheimniß eröffnen, welches mir die Mutter unter der größten Verschwiegenheit anvertraut hat, und von dem auch der Vater nichts weiß. —

Dieses Medaillon sammt Kette und einen Brief hat mir die Mutter vor einiger Zeit mit dem Beisatze gegeben, daß ich durch dasselbe einst glücklich seyn werde. Hier ist es, ich trage es immer auf der Brust, und auch den Brief verwahre ich sorgfältig in der Tasche."

„Nun so bist du," fiel Peter hastig ein, „das, was ich gleich Anfangs vermuthete — der Sohn des Grafen und der Gräfin, und leider nicht mein Bruder! Komm, laß uns zu denselben eilen; die unwidersprechlichen Beweise hast du bei dir, ich will nicht länger fälschlich deinen Platz einnehmen, und die gräflichen Eltern täuschen. Gebe Gott, daß nur Vater Mathurin sich aus der Sache gut herauswickeln kann. Die Mutter Margareth hat gewiß keinen Theil daran, daß der Graf und die Gräfin hintergangen worden sind. Wenn du richtig der gräfliche Sohn bist und dafür angenommen wirst, so bitte sogleich deine Eltern, daß nur unserm Vater nichts zu Leide geschieht. Vergieb ihm, was er dir zu Leide gethan hat; es ist ihm gewiß noch jetzt angst und bange, daß er dich fortgeschickt hat."

Eugen, der mehr traurig als erfreut über die neue Entdeckung war, und besonders der Mutter Margareth vom ganzen Herzen anhieng, versprach, wenn

sich ja das Geheimniß durch die Kette und den Brief zu seinem Vortheile entschleiern sollte, daß er gewiß seinem Pflegvater nichts werde zu Leide geschehen lassen. Zugleich umarmte er Petern, dankte ihm für seine brüderliche Liebe, und bath ihn, daß, wenn er selbst als der Sohn des Grafen und der Gräfin anerkannt werden sollte, er ihm immerfort gleiche Liebe und Treue schenken möchte, so wie er nie vergessen werde, wie brüderlich Peter von Kindheit auf ihn behandelt, und wie viele Unannehmlichkeiten er ihm erspart habe, die er von dem Vater, der ihm seit längerer Zeit nicht mehr gut war, zu erdulden gehabt hätte.

Er sagte, daß er keine große Freude über die neue Entdeckung haben könnte, weil er seinen lieben Bruder und seine gute Mutter verlassen müßte. Dabei floßen dem guten Knaben Thränen über die Wangen.

21.

Das Warten des Gerechten wird Freude werden.
Sprichw. 10.

So kamen beide Knaben unter rührenden Gesprächen bis zu dem Gasthofe, wo der Graf und die Gräfin eingewohnt hatten. Eugen war sehr befangen, und zitterte. Er selbst konnte sich diese Gemüthsstimmung nicht erklären; denn er war ganz niedergeschlagen. Peter suchte ihn aufzurichten, und sprach ihm Muth ein.

Als sie an die Zimmerthür kamen, öffnete sie Peter schnell, schob Eugen vor sich hinein, und sagte: „Nun da ist er, mein guter Freund!“ „Welcher denn?“ fragte der Graf. — „Nun der Schiffsjunge,“ entgegnete Peter, „und er hat etwas bei sich, was

Sie vergebens bei meinen Eltern gesucht haben; die goldene Kette mit dem Medaillon und einen Brief."

Eugen stand wie ein verklärter Engel da. Lockig hieng das blonde Haar über die hohe Stirn, unter welcher ein Paar schöne blaue Augen hervorblinkten; eine liebliche Röthe überzog sein Gesicht, welche durch die feine Weiße seiner zarten Haut noch mehr erhöhet wurde.

„Gerechter Gott!" rief der Graf aus, „was sehe ich? Dieser Knabe hat ja alle Gesichtszüge von meiner Frau! Wer bist du, mein lieber Kleiner?" —

„Der Pflegesohn Mathurins," entgegnete Eugen schüchtern, „und jetzt Schiffsjunge auf dem Linien-Schiffe Le Vaillant. So sagte man mir wenigstens; aber mein lieber Bruder Peter will mir glauben machen, daß besondere Verhältnisse über mich walteten, weil mir meine Mutter Margareth eine Kette mit einem Medaillon und einen Brief anvertrauet hat, von dem sie mir sagte, daß beides mir einst zu großem Glücke verhelfen sollte."

„Wo hast du das Medaillon und den Brief?" fragte die Gräfin hastig?

Eugen entblößte seine Brust, und zeigte das Medaillon, welches ihm die Gräfin schnell vom Leibe lösete.

Die Gräfin öffnet es; es enthielt das Portrait der Gräfin, und Haare von Eugen, die man ihm in der ersten Kindheit abgeschnitten hatte. Auch war sein und der gräflichen Eltern Name und Eugens Geburtstag hinein gegraben.

Die Gräfin drückte es an ihr Herz, küßte es, und konnte sich vor Freude nicht fassen. Sie fragte nach dem Briefe, während der Graf Eugen immer

aufmerksam und nachdenkend ansah, und aus der Aehnlichkeit seiner Gesichtszüge mit jenen der Mutter sich immer mehr überzeugte, daß Eugen und nicht Peter sein leiblicher und rechtmäßiger Sohn sey.

Eugen langte den Briefe hervor, den er sehr sorgfältig in mehrere Papiere gewickelt und gut verwahrt hatte.

Die Gräfin, die Eugen immer voll zärtlicher Liebe anblickte, gab den Brief dem Grafen, welcher ihn hastig erbrach. Er enthielt des Grafen eigene Handschrift, und bezeugte, daß das Kind, bei dem er gefunden, der rechtmäßige Sohn des Grafen Valery sey, und daß jene guten Menschen, welche das Kind aufnehmen und bis zur Zurückkunft der gräflichen Eltern erziehen und verpflegen würden, einen großen Lohn zu erwarten hätten.

Da Mutter Margareth dem Eugen alle diese Beweise seiner hohen Geburt anvertraut hatte, so war nun kein Zweifel mehr, daß er der Sohn des Grafen und der Gräfin sey, und das Herz der Eltern wurde mit unaussprechlicher Freude erfüllt, da auch die Aehnlichkeit seiner Gesichtszüge ein unverwerfliches Kennzeichen darboth. Die Gräfin umschlang den Knaben mit ihren zarten Händen, drückte ihn an ihre Brust, und dankte mit gen Himmel gewendeten Blicke dem guten Gott, daß er ihr den Sohn erhalten, und an ihr mütterliches Herz geführt hatte.

Dann übergab sie ihn dem Grafen, der ihn zärtlich umarmte, und den Himmel bath, daß er ihm den wiedergefundenen Sohn erhalten und zum rechtschaffenen Manne heranwachsen lassen sollte, so wie er gelobte, alle Sorgfalt auf seine Erziehung zu verwenden.

So stimmt ein freudiges Ereigniß das Herz guter Menschen zum Dankgebethe, und erweckt gute Vorsätze in demselben.

Während dieser rührenden Scene genoß Peter das seligste Vergnügen und die süßeste Wonne. Thränen perleten ihm über die Wangen herab. Ihm war das schöne Werk gelungen, seinen lieben Eugen in die Arme seiner Eltern zurück zu führen, dadurch die Ehre seiner lieben Mutter Margareth, die an dem Betruge keinen Antheil genommen hatte, zu retten, und das Unrecht, welches Vater Mathurin an Eugen begangen hatte, zum Theil wieder gut zu machen.

So bringt die gute That immer den süßesten Lohn in dem guten Bewußtseyn.

Es lag ihm nun am Herzen, seinen Vater, da sein Betrug nun offenbar war, vor der Strafe zu verwahren.

Nachdem der Graf und die Gräfin ihrem wiedergefundenen Sohne alle Zärtlichkeit bewiesen hatten, wendete sich der Graf zu Peter, und sagte:

„Wir haben dich als unsern Sohn hieher geführt, und du schienst selbst daran zu zweifeln, ob du es wirklich seyest; du hast mit sichtbarem Vergnügen uns das Räthsel gelöset, und wolltest nicht einen Platz einnehmen, der dir nicht gebührte. Die zärtlichste Liebe gegen unsern Eugen hast du an den Tag gelegt. Du bist ein braver Knabe und sollst auch deinen Lohn dafür haben. Du sollst noch ferner unser Sohn und Eugens vielgeliebter Bruder bleiben. Ich werde dich mit ihm zugleich erziehen und unterrichten lassen, und hinfür für dein Glück sorgen.“

22.

Meine Kindlein! lasset uns nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit lieben.

1. Joh. 3. 17.

Da fiel Peter dem Grafen und der Gräfin zu Füßen, und sagte:

„Zu viel Gnade für mich. Ich habe nur gethan, was Rechtschaffenheit und die brüderliche Liebe zu Eugen mir gebothen. Ich werde nie aufhören, ihn zärtlich zu lieben; aber bei ihm bleiben kann ich nicht; meine Mutter würde vor Gram vergehen, wenn sie alle ihre zwei Söhne, die sie so zärtlich liebt, auf einmal verlieren sollte.“

„Ich habe nur eine Bitte zu thun. Ich flehe um Gnade für meinen Vater, gegen den sich Eugen zu beklagen hat. Aber er hat es gewiß nicht so schlimm gemeint, als es sich in der Folge ergeben hat. Meine Mutter ist an Allem unschuldig, und hat Eugen immer wie ihren leiblichen Sohn geliebt und gepflegt.“

Ein herrlicher Zug der kindlichen Liebe. —

„Ja, Mutter Margareth ist unschuldig,“ rief Eugen, indem er dem Grafen zu Füßen fiel, „sie hat mir immer alle Liebe und Zärtlichkeit erwiesen. Für Mathurin bitte ich aber um Gnade und Schonung, und ich werde nicht eher aufhören, Ihre väterliche Liebe anzuflehen, bis Sie mir meine Bitte gewähren.“

Der Vater befahl dem Sohne aufzustehen, dessen gutes Herz, wie seine schönen Gesichtszüge die Mutter nicht genug bewundern konnte; er sagte, daß er aus allem, was sie hier vorbrächten, nicht klar werden könnte, und befahl Eugen, daß er ihm erzählen möchte, wie es geschehen, daß er Schiffsjunge geworden, und daß statt seiner Peter von Mathurin ihm als Sohn übergeben worden sey.

Eugen erzählte nun, was in den letzten Tagen mit ihm vorgegangen war, er suchte aber, so viel möglich die Schuld, welche auf Mathurin fiel zu verringern. Er zog bei jeder Gelegenheit die Liebe, welche ihm die gute Pflegmutter erwiesen hatte, hervor, und zeigte ein sehr gefühlvolles und dankbares Herz.

Wo Eugen nicht alle Umstände wußte, besonders von der Zeit an, als er mit dem Feldwebel abgegangen war, half Peter darein, der nur zu deutlich zu erkennen gab, wie sehr er Eugen liebe, und wie sehr ihm das Unrecht schmerze, das Mathurin an Eugen begangen hatte.

23.

Barmherzig, und gnädig ist Gott, langmüthig und von großer Güte. — Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, erbarmt sich Jehova über seine Verehrer, denn Er kennt unsere Beschaffenheit, und denkt daran, daß wir Staub sind.

Ps. 102. 8, 15. —

Während dieser langen Erzählung, in welcher der Graf und die Gräfin deutlich die weise Fürsehung Gottes in Leitung der Schicksale ihres Sohnes erkannten, ließen sich Vater Mathurin und Margareth bei dem Grafen melden.

Margareth hatte keine Ruhe zu Hause mehr. Das von ihrem Manne begangene Unrecht, zu dem sie geschwiegen, lag ihr zu schwer auf dem Herzen, und Mathurin stund wie ein verruchter Sünder vor ihr, der schon die Strafe Gottes wegen der großen Schuld vor Augen sah. Sein Gewissen folterte ihn schrecklich; er konnte nicht ruhen und nicht bethen, und er fürchtete von jeder Wolke, die am Himmel aufstieg, daß der Blitz auf ihn herabfahren, und das schwere Vergehen an ihm rächen würde.

Dazu kamen noch die bittern Vorwürfe, welche ihm Margareth machte. Sie bestürmte und beschwor ihn, an dem Unrechte gut zu machen, was noch möglich sey. Sie drang in ihn, alsogleich abzureisen, den Grafen und die Gräfin in Calais aufzusuchen, die dreihundert Louisd'or und die Verschreibung des jährlichen Gnadengehaltes zurück zu geben; alles, was mit Eugen vorgegangen, zu gestehen, und so viel mitzuwirken, daß Eugen aufgefunden und seinen Eltern zugeführt werde.

Mathurin willigte nun ein; denn er war nicht ein so sehr verdorbener Mensch, daß er in der Sünde verharren, und Unrecht auf Unrecht häufen wollte. — Nachdem er schon den Entschluß gefaßt hatte, dankte er Gott, daß er ihm ein rechtschaffenes Weib gegeben, das ihm die Größe seines Vergehens vorgestellt, und ihn beredet habe, das Unrecht wieder gut zu machen.

Mathurin und seine brave Margareth wurden vorgelassen, und erstaunten, auch Eugen schon da zu finden. Ein Strahl guter Hoffnung erleuchtete ihr betrübtes Herz.

Die beiden Söhne flogen der guten Mutter in die Arme, die vor Thränen und Rührung kein Wort vorbringen konnte. Auch der Gräfin traten Thränen der Rührung in die Augen.

Mathurin stand todtenblaß, beschämt und zernichtet, mit niedergeschlagenen Augen da, und zitterte an allen Gliedern. Er fiel den Grafen zu Füßen, und rief:

„Gnade, Gnade für einen Verbrecher, der sich schwer an Ihnen und Ihrem Sohne vergangen hat! Aber der gerechte Gott hatte Mitleiden mit mir armen, verblendeten Menschen; er ließ mich nach seiner unend-

lichen Barmherzigkeit die Größe meines Vergehens fühlen, und hat mich durch mein braves Weib auf den rechten Weg wieder zurück geführt.“

„Er hat Barmherzigkeit mir erzeiget; denn er hat Ihnen, edler Herr Graf, Ihren Sohn wieder zugeführt, denn ich in meiner Verblendung von Ihnen entfernt hatte.“

„Ich habe Sie schändlich hintergangen. O wie schwer drückt mich mein Vergehen! Hier ist das Geschenk von dreihundert Louisd'or, hier ist die Schenkung des Gnadengehaltes; ich habe nichts von beiden verdient; Ihre Wohlthat drückt mich um so mehr, je schwerer ich mich an Ihnen versündiget habe, und ich flehe nur um Schonung und Gnade!“

Da sagte der Graf in ernstem Tone: „Mein Freund; ihr habt nicht schön an meinem Sohne und an mir gehandelt; aber euer edelmüthiger Sohn hat alles wieder gut gemacht.“

„Er und seine brave Mutter haben keinen Antheil an der Handlung genommen, die meinen lieben Eugen den größten Gefahren aussetzen, und ins Verderben hätte stürzen können. Euer braver Sohn hat mir meinen Eugen wieder zugeführt; und die schöne That des braven Sohnes will ich an euch vergelten. Ich will nur auf das sehen, was eure rechtschaffene Frau dem verlassenen Kinde erwiesen, und wie euer guter Sohn sich bis jetzt gegen ihn betragen hat. Ich will vergessen, was in den letzten Tagen vorgefallen ist, ich verzeihe euch!“ — —

Da fielen Mathurin und Margareth dem guten Grafen zu Füßen, umklammerten seine Knie, und erschöpften sich in Worten des Dankes.

Die beiden Knaben weinten vor Rührung, lagen einander in den Armen, und ergriffen dann die Hand des edlen Grafen, um sie mit den Thränen ihres heißesten Dankes zu benetzen.

Kein Auge blieb trocken, und die Gräfin, welche immer die Augen auf ihren guten Eugen geheftet hatte, konnte vor Rührung kein Wort vorbringen.

Endlich faßte der Graf Margareth bei der Hand, und sprach mit sichtbarer Bewegung:

„Euch, gute Mutter, haben ich und meine Frau zu danken, daß mein Sohn so wohlbehalten, und so wohlerzogen und unschuldig in meine Hände gekommen ist. Ihr habt ihn gut gepfleget und erzogen, und was in den letzten Tagen vorgegangen, das ist ohne euer Wissen und ohne euer Willen geschehen.“

„Ihr seyd eine gute Mutter und rechtschaffene Frau; das zeigen die beiden Knaben, weil sie so gut erzogen sind. Daher lege ich das Geschenk, welches mir euer Mann zurückgebracht hat, in eure Hände nieder, zum Beweise meines Dankes, und ich behalte mir vor, euch und euren braven Sohn noch hinfür zu belohnen.“

Indessen war die Zeit abgelaufen, wo Eugen auf das Schiff zurück kehren sollte. Der Graf begleitete ihn dahin, und Peter konnte sich von seinem lieben Eugen nicht trennen. Er gieng auch mit, weil er dem Feldwebel das Wort gegeben hatte, daß er Eugen zu rechter Zeit zurück bringen werde.

Der Graf verhandelte die Sache, daß Eugen sogleich entlassen wurde. Der Feldwelbel, dessen gute Behandlung Eugen rühmte, erhielt von dem Grafen ein ansehnliches Geschenk, und Eugen wurde wie im Triumphe nach Hause geführt, wo ihn die Gräfin mit offenen Armen erwartete. Sie hatte sich indessen mit Margareth unterhalten, die ihr alles umständlich er=

zählte, was sich mit Eugen, seitdem sie ihn unter dem Fenster im Korbe gefunden, zugetragen hatte, und die Gräfin lernte Margareth als eine verständige und kluge Frau kennen, der sie recht von Herzen gut wurde.

Erst am folgenden Tage reisete Mathurin mit seiner Frau und mit Peter ab.

Vergebens hatte der Graf dem Peter angebothen, daß er bei Eugen zurück bleiben sollte, indem er mit ihm gleichen Unterricht und gleiche Erziehung genießen könnte; aber er konnte sich nicht entschließen, seine Mutter zu verlassen, so schwer er sich von seinem Eugen trennte.

Peter wurde von dem Grafen und der Gräfin reichlich beschenkt, und es war eine rührende Scene, wie Peter von Eugen Abschied nahm, der bald Peter bald seine Pflegemutter umhalsete, und sich sehr schwer von ihnen loswand.

Sein angenehmstes Gespräch in der Folge war von seiner Pflegmutter, von seinem Peter und von den frohen Tagen, die er in ihrer Gesellschaft zugebracht hatte.

Margareth aber konnte ihren guten Eugen auch nicht vergessen, und sie wünschte nur, daß er sich immer mit dankbarem Herzen ihrer erinnern möchte.

Vater Mathurin war überaus froh, und dankte Gott, daß sich alles so gut geendet, und er ohne Strafe davon gekommen war; der gottwohlgefälligste Dank bestand aber darin, daß er von nun an sein Leben änderte, seinen Eigennutz bezwang, und in Rechtschaffenheit und Demuth vor Gott wandelte.

Eugen, der herrliche Anlagen, ein gutes Herz, und viel natürlichen Verstand hatte, wußte sich sehr bald in seine neue Lage zu schicken, und er hieng seinen Eltern vom ganzen Herzen an. Aber Marga-

reth und Peter kamen ihm nie aus dem Sinne, und er wünschte sehr oft, bei ihnen zu seyn.

Er reisete bald mit seinen Eltern nach Paris, wo diese wichtige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen hatten, und deßwegen mußte ein Besuch bei den Pflegeltern, um welchen er seine Eltern sehr oft bath, lang verschoben werden. Der Graf wünschte auch Zeit zu gewinnen, weil er einen schönen Plan ausführen wollte, der seinem Sohne und dessen Pflegeltern gleich angenehm seyn mußte.

6.

Du leitest mich nach deinem Rath, und nimmst mich endlich mit Ehre an. Ps. 52. — 24.

Endlich kam der Tag, an welchem Eugen in Gesellschaft seiner gräflichen Eltern in die Fischerhütte reisen sollte. Der gute Knabe wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Es wurde alles vorbereitet, daß sie einen Tag dort verweilen, und gut bewirthet werden konnten.

Margareth und Peter waren innig erfreut, daß Eugen und seine Eltern noch ihrer gedächten, und Mathurin fühlte sich hochgeehrt und erfreut über den unerwarteten Besuch, der ihm bewies, daß der Graf mit ihm ganz ausgesöhnt war.

Alle saßen vergnügt bei dem Mahle, welches durch des Grafen Diener bereitet worden war. Da eröffnete der Graf dem Mathurin seinen Plan. Er wollte den Wunsch seines lieben Sohnes, daß er seine Pflegmutter und seinen lieben Peter in der Nähe habe, erfüllen.

Nur vier Meilen von Paris hatte der Graf ein ansehnliches Gut wieder erhalten, auf welchem eben die

Stel-

Stelle des Meiers leer war. Er both dieselbe unter sehr vortheilhaften Bedingungen dem Vater Mathurin an, und fügte hinzu, daß er selbst den Sommer dort mit seiner Familie zubringen werde.

Alle waren über diesen Antrag erfreut, und Mathurin sah seine Frau bedeutend an, um in ihrer Miene zu lesen, ob er denselben annehmen dürfe; denn seit der letzten verhängnißvollen Geschichte mit Eugen wollte er nichts mehr ohne den Rath und die Zustimmung seiner Frau unternehmen.

Diese war über die wohlwollende Gesinnungen des Grafen sehr erfreuet, und sagte, daß sie sich eifrigst bemühen werde, die Wohlthaten des Grafen, mit denen er sie überhäuft, durch Fleiß und Ehrlichkeit zu verdienen.

Mathurin wurde schon durch den Gedanken entzückt, daß er wieder Meier seye; aber er war jetzt nicht mehr der eitle, vergnügungssüchtige Mensch, der sich auf der ersten Pachtung der Meierei zu St. Omer selbst in Verlegenheit und um sein Vermögen gebracht hatte. Er hatte jetzt keinen andern Gedanken noch Wunsch, als durch Fleiß, Treue und Ergebenheit seine frühern Vergehungen nach Kräften zu vergüten.

Peter blickte nur immer Eugen und dann seine Mutter an, und das Herz hüpfte ihm bei dem Gedanken, daß er recht viel und lange um seinen Halbbruder seyn konnte, der, auf einen höhern Standpunkt erhoben, ihn noch immer brüderlich als seinen Jugendgespielen und den Sohn seiner Pflegmutter liebte.

Eugen ergriff die Hand seines Vaters, und küßte sie voll Rührung, daß er ihm durch den an Mathurin gemachten Antrag so viel Vergnügen bereitet.

Noch bei Tische wurde alles in Ordnung gebracht, und die Zeit bestimmt, wann Mathurin mit den Seinigen auf die Meierei ziehen sollte.

Der ganze Nachmittag wurde noch in der Fischer-Hütte und um dieselbe vergnügt zugebracht, und Eugen wußte seinen guten Eltern von jedem Plätzchen, von jedem Gartenbeete und von jedem Baume etwas aus der Geschichte seiner Kindheit und seines Knaben-Alters zu erzählen, wobei er nicht vergaß, die Herzens-güte seiner Pflegmutter und die brüderliche Liebe seines Jugendgespielen zu rühmen, mit welcher sie ihm seinen Aufenthalt in der ärmlichen Fischerhütte angenehm zu machen gesucht haben. Dabei standen oft dem jungen Grafen die Thränen im Auge.

Erst gegen Abend verließ er mit seinen Eltern nach einem herzlichen Abschiede den ihm theueren Aufenthaltsort, an den ihn so viele Rückerinnerungen ketteten, und er vergaß dabei nicht den Dank gegen Gott, der seine Schicksale so wunderbar geleitet, und ihn nach so vielen Verhältnissen in die Arme seiner guten Eltern zurück geführt hat; und diese fromme Dankbarkeit gefiel seinen Eltern so wohl, daß sie sich glücklich fühlten, einen so guten Sohn zu haben, den der plötzliche und erfreuliche Wechsel des Schicksals in seinen guten Gesinnungen nicht beirren konnte.

Nach einem Monate war die Familie Mathurin auf der Meierei, und einige Wochen später bezog der Graf mit den Seinigen das Schloß.

Das waren herrliche Tage für die Mutter Margareth und für Peter, die in der herzlichen Zuneigung Eugens den herrlichsten Lohn für die Treue und Liebe, die sie ihm früher erwiesen hatten, fanden.

Auch der Graf und die Gräfin behandelten sie mit Liebe und Freundschaft, und suchten auf alle Weise ihnen zu vergelten, was sie an Eugen gethan, als er von seinen Eltern verlassen war.

Mathurin zeigte so viel Fleiß, Diensteifer und Treue, daß die Herrschaft vollkommen mit ihm zufrieden war, und er in solcher Zufriedenheit sein größtes Vergnügen fand.

Peter hatte Gelegenheit an dem Unterrichte des jungen Grafen Theil zu nehmen, und beide wetteiferten mit einander, um Kenntnisse und Geschicklichkeiten sich eigen machen. Er zog im Winter mit der Herrschaft nach Paris, und bildete sich dort zu einem tüchtigen Beamten aus.

Jetzt ist er auf dem nämlichen Gute Amtmann, und wird mit Auszeichnung von dem alten Grafen behandelt. Der junge Graf liebt ihn noch als seinen Halbbruder und Jugendgefährten.

Vater Mathurin und seine gute Margareth leben noch jetzt vergnügt und zufrieden, und loben Gott, daß er ihnen ein so frohes Alter bereitet, und einen so guten und rechtschaffenen Sohn geschenkt hat.

Der Graf und die Gräfin finden sich aber durch das Bewußtseyn belohnt, daß sie den Wohlthätern, ersten Pflegern und Erziehern ihres Sohnes ein Loos bereitet haben, dessen sie sich lebenslänglich erfreuen können.

Der gute Gott lasse ihnen dasselbe noch lange froh genießen, und gebe den gräflichen Wohlthätern und ihrem edelmüthigen Sohne seinen reichlichen Segen.

5.

Der Barnabit.

Er giebt den Müden Kraft, und den Schwachen theilet er Stärke und Macht mit. Kinder werden müde und erliegen; Jünglinge werden kraftlos und fallen; die aber auf den Herrn hoffen, empfangen neue Kraft, daß sie sich aufschwingen mit Flügeln, wie die Adler, daß sie laufen, und nicht ermatten, daß sie wandeln, und nicht ermüden.

Jsai. 40. 29 — 31.

Die Saat des Unheils für Spanien, welche der Zwist zwischen dem königlichen Vater und dem Erben der Krone in Madrid ausgestreut hatte, war bereits gediehen zur unglückseligen Frucht. Fremde Heere drangen über die Pyrenäen und überschwemmten den bisher friedlichen Boden des alten Reiches. Die angestammte Königsfamilie wurde entfernt gehalten; ein Fremdling sollte den Thron besteigen. Da erwachte die altspanische Tapferkeit unter Einzelnen im Volke. Bald standen diese Einzelnen an der Spitze muthdurchglühter Schaaren und traten, furchtbar durch begeisterte Vaterlands- und Religionsliebe, dem fremden Heere entgegen.

Auch in den Herzen der Einwohner von Saragossa entbrannte eine heilige Gluth für Altar, König und Vaterland, und es ist bekannt, mit welchem hohen Muthe und glücklichen Erfolge unter der Anführung des gewaltigen Palafox Saragossa der ersten Bela-

gerung der Franzosen im Jahre 1808 widerstand, und wie diese unverrichteter Sache schimpflich abziehen mußten.

Graf Carlos aus dem altberühmten Geschlechte Montemayor focht in den ersten Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Er fühlte, wie sehr es nothwendig sey, daß bei diesem großen Werke der Hohe dem Niedern mit muthigem Beispiele vorangehen müsse. Seine Gattin Lucia von Medellina, eines altkastilischen Geschlechtes letzte Erbin, von heiliger Begeisterung ergriffen, welche Saragossa's vornehmste Frauen mit ihr theilten, empfand bei diesem Zustande erhöhter Geistesstärke nicht so tief die Schrecken der Belagerung, als dieses in ruhiger Ueberlegung der Fall gewesen seyn dürfte.

Gleich der Furie des Krieges aber kämpfte Maura Abencerraga unter den hispanischen Streitern. Da diese wundersame Frau tief in das Interesse gegenwärtiger Erzählung verschlungen ist, müssen wir sie näher kennen lernen. Nach ihrer Behauptung war sie eine Moriska, d. h. eine Abkömmlingin der, einst das Königreich Granada beherrschenden Mauren, und der letzte Zweig des berühmten Geschlechts der Abencerragen.

Hoch ragte sie gleich einer Pappel an Wuchs über ihr Geschlecht hinaus, und das jugendliche Feuer ihrer schwarzen, glänzenden Augen stach recht wunderbar gegen das greise Haar ab, das in dünnen Locken ihren Kopf umgab, und dem Ernst und der Würde ihrer ausgezeichneten Gesichtszüge ein ehrfurchtgebiethendes Ansehen gab. —

Seit Menschengedenken war Maura eine Dienerin im Hause Montemayor; sie hatte die Groß- und Urgroßeltern des Grafen Carlos gekannt; der

allgemeine Glaube schrieb ihr ein mehr als hundertjähriges Alter zu. Ihre Ergebenheit gegen das Haus Montemayor kannte keine Gränzen; daher stand sie bei allen Gliedern der gräflichen Familie und bei der Dienerschaft in hoher Achtung, bei dem abergläubischen Volke aber, das ihr Wahrsagerei und Sterndeuterei zutraute, in großem Ansehen. —

Ausgezogen mit den hispanischen Streitern, durchflog sie alle Reihen, entflammte ihren Muth durch glühende Reden und gläubig aufgenommene Weissagungen, und schwang mit unglaublicher Kraft und Gewandtheit ihr kurzes sichelförmiges Schwert gegen die heranströmenden Feinde. Allein immer hütete ihr sorgsamer Blick, den die hohe Gestalt leicht überall hinzusenden vermochte, den verehrten Grafen von Montemayor, und, wenn nur eine ferne Gefahr ihn zu bedrohen schien, so eilte die Moriska mit Blitzesschnelle herbei und wandte sie, oft ohne alle Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit, von seinem Haupte.

Als nun aber die Feinde abzogen von der heldenmüthigen Stadt und der Jubel über den erfochtenen Sieg emportönte zum Himmel von den Lippen der Belagerten, und in dem Tempel dem Allmächtigen, der Kraft und Sieg Demüthigglaubenden verleiht, ein feierliches „Herr Gott! dich loben wir“ — angestimmt ward, da stürzte Maura athemlos hin zu der jungen Herrin und hinterbrachte ihr die glückliche Kunde. — Allein von innerer Ahnung plötzlich ergriffen, fügte sie wehmüthig hinzu:

„Die alten Mauern von Saragossa haben sich erhalten in diesen Tagen des Streits und der Bedrängniß, aber nicht lange, so müssen sie stürzen vor der Uebermacht der Unterdrücker. Blut wird fließen in Strömen; das Leben verliert den Preis und der

Tod wird theuer erkauft. Bewahre, Gräfin von Montemayor, mir dieses Schwert der Abencerragen. — Bald muß Maura es wieder ergreifen zum Kampfe für die, welche einst ihr Volk vertilgt mit Feuer und Schwert. So rächt sich die Christin, und hoft dann einst auch einen gnädigen Richter zu finden.“ —

Das Leben der beiden Gatten wurde, nach diesem Glanzpunkte in der Geschichte Saragossa's mit Sorgen der Gegenwart und der Zukunft erfüllt. Alle Verbindung mit andern Provinzen Spaniens blieb unterbrochen, keine Kunde von Lucia's Eltern drang nach Saragossa. Die Freunde des rechtmäßigen alten Königs strömten in großen Haufen in die Heldenstadt. Dagegen rüsteten sich neue feindliche Heere gegen Saragossa; der düstere Palafox ward zum zweitenmale berufen, die kühnen Kämpfer, welche sich zur wiederholten Vertheidigung der Stadt versammelt hatten, anzuführen.

Als einer der tapfersten Streiter für die Sache Spaniens wurde bald ein Barnabit aus der nächsten Umgebung des Generals Palafox bekannt. Carlos, der oft im heißen Kampfe nicht fern von ihm stand, erstaunte über die Kraft und über den kaltblütigen Muth des Mannes. Auch die Feinde fürchteten bald den gewaltigen Mönch, und man sah zu mehrenmale ganze Haufen von Franzosen vor dem einzelnen Helden fliehen; wo die Gefahr am drohendsten, die Hülfe am nöthigsten war, da stand der Mönch und achtete nicht Blut, nicht Wunden, die gerechte Sache zu unterstützen. —

Lucia verlebte indeß eine höchst bängliche und trübe Zeit. Nur selten sah sie ihren heldenmüthigen Gatten.

Die Gefahr von Außen wurde immer dringender und was die Feinde nicht durch Muth den Feinden abzwingen konnten, das wurde durch unterirdische Pulvergänge zerstört; allein wenn sie dann gedachten, den erhaltenen Vortheil zu benutzen und über die Trümmer der zersprengten Mauern einzubrechen in die Stadt, da trafen sie auf den unbezwinglichen Widerstand der Spanier, der jedes einzelne Haus zu einer besondern, mit Menschenblut theuer zu erkaufenden Festung machte. Dabei herrschten Seuchen in der Stadt und rafften täglich zahlreiche Opfer hin, und die Hefe des Volkes verübte in diesem Zustande der Ordnungslosigkeit die gröbsten Ausschweifungen; und Plünderung und Mord der Reichen, die man als dem Feinde geneigt verschrie, um sie berauben zu können, wurden immer allgemeiner. Hunderte der rechtlichsten und edelsten Männer fielen auf solche Weise, und ihre Hinterbliebenen sahen sich — rein ausgeplündert — dem Verderben preis gegeben.

Auch hatte der strenge Palafox ein Gericht niedergesetzt, zu wachen gegen die Verrätherei im Innern, und in diesem gewaltsamen Kampf der Leidenschaften, der Unruhe, des höchsten Mißtrauens und der steigenden Gefahr, war oft die ungegründetste Beschuldigung hinlänglich, den rechtlichsten Mann zum Tode durch Henkershand zu verdammen, und so den ohnehin schon gesteigerten Jammer und das Elend zu vermehren.

Auch Graf Carlos von Montemayor war, ungeachtet seiner Kampfesthaten im Dienste des Vaterlandes, und ob er gleich den größten Theil seines Vermögens bereits hingegeben zum Nutzen des Ganzen, bei diesem blutigen Gerichte als feindlich gesinnt angeklagt worden; allein hier hatte der Barnabit durch eigene Bürgschaft für den Grafen, dessen Sache sogleich

zu der Seinigen gemacht, und so heftig gegen die falsche Beschuldigung gesprochen, daß die Zunge der Verläumdung verstummt war. Carlos dankte seinen edelmüthigen Vertheidiger mit einer herzlichen Umarmung, bot ihm die Bruderhand und für Zeit und Ewigkeit war unter diesen zwei großen Seelen der Treue Bund geschlossen. Gerettet war Carlos vor den Anschlägen der Niederträchtigen, aber im Stillen umkreiste die giftige Schlange fort und fort das erkorne Opfer.

An einem dunkeln und trüben Abende saß Lucia allein in ihrem Zimmer. Von den traurigsten Ahnungen der Zukunft war ihr Gemüth befangen. Der Donner des Geschützes währte Tag und Nacht; dazwischen tönte fürchterlich das Geschrei der wilden Volksmenge von den Stätten her, wo die Flamme wüthete; die Feinde bemächtigten sich zwar langsam, aber mit Sicherheit, eines festen Punktes nach dem andern und der Tag, an welchem Saragossa ihrem Andrange unterliegen mußte, war voraus zu bestimmen. Bei dem Gedanken an dieses unabwendbare Unheil brach die junge Gräfin in einen tiefen Seufzer aus, und sendete glühende Gebethe und Bitten zu dem empor, der den Joseph aus der Wasserzisterne, den Daniel aus der Löwengrube, und den Petrus aus dem Gefängniße befreit hatte, der auch ihr Vater war, und auch ihr das Versprechen gegeben hatte: „Fürchte dich nicht! denn ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. — Kann auch eine Mutter ihres Kindes vergessen? — Und könnte sie es, so will ich doch deiner nicht vergessen. Sieh in meine Hände habe ich dich gezeichnet.“ (Isai. 43, 1 und 49, 15.)

Dieser Gedanke goß lindernden Balsam in ihr verzagendes Herz, und stärkte sie zur Prüfung, die ihrer sogleich wartete, so daß sie ermuthiget sich erhob,

und mit Ergebenheit und Vertrauen zum Herrn sprach: „Meine Seele harret nur auf dich, o Gott! denn du bist meine Hoffnung, mein Hirt, meine Hülfe und mein Schutz, daß ich nicht fallen werde.“ (Ps. 41. 57.)

Da tönten plötzlich viele wilde und verwirrte Stimmen herauf von der Straße. Lucia vernahm deutlich unter ihren Ausrufungen den Namen Montemayor; im selbigen Augenblicke wurde heftig an das festverwahrte Thor des Hauses geschlagen.

Die Gräfin befand sich fast allein in dem weitläufigen Pallaste; ihr Gatte war im Kampfe gegen den Feind begriffen; Maura, welche, wie Lucia wußte, durch ihren Einfluß auf das gemeine Volk den gewaltigen Palafox diente, ließ sich nur selten im Hause blicken; die männlichen Dienstbothen standen sämmtlich in Reihe und Glied, und nur wenige schwache Weiber waren daheim geblieben.

Lucia trat bestürzt zum Fenster und blickte durch die verschlossenen Jalousieladen hinab auf die Strasse. Da sah sie, bei dem Glanze hell lodernder Fackeln, einen wüthenden Haufen, der mit Aexten und Beilen das Thor zu zertrümmern strebte. Ein Mensch, aus dessen verzerrtem Antlitze Mordsucht und Plünderungsgier sprachen, von einem zerfetzten Mantel leicht umhüllt, führte die tobende Schaar an.

„Nieder mit dem Montemayor! Zum Tod mit dem Vaterlandsverräther!“ so lautete das Geschrei der Wüthenden.

Mit einemmale wurde es ruhiger. Maura Abencerraga drängte sich durch die Menge; ihr wichen alle ehrerbiethig aus. Stolzen Blickes trat sie vor den Rothmantel und sprach mit lauter und fester Stimme:

„Wie, Juanito? Hat darum der alte Graf von Montemayor Dich und die Deinigen dem Elende und dem Hungertode entrissen, daß du jetzt, von

schändlicher Habsucht geleitet, seinen Sohn verderben willst und sein Haus zerstören! Wehe! dreifach wehe Dir! Du hast selbst durch solchen Undank den Rache-Engel herab auf Dein Haupt gerufen; schnell und unerwartet trifft er den Frevler!" —

Bestürzt und schweigend stand der Rothmantel einige Augenblicke lang; dann aber ermannte er sich plötzlich und rief seinen Genossen zu:

„Wollen wir uns von dem tollen Weibe stören lassen in dem rühmlichen Werke, einen Verräther zu strafen? Packt und bindet sie, bis nach vollbrachter That!" —

Lucia sank jetzt bethend um Hülfe zu dem Allmächtigen hinter ihrem Versteck auf die Knie. Wirklich machten einige aus dem Haufen Anstalt, die Moriska zu greifen; diese aber schwang mit gewaltigem Arm das blinkende Sichelschwert, so daß die ihr zunächst Stehenden furchtsam zurückwichen, und sagte verächtlich:

„Wage es Einer von euch, die Abencerragerin zu berühren, wenn er nicht etwa Gelüste trägt, die Schärfe ihres Schwertes, das sie für die Unschuld und für die gerechte Sache schwingt, zu fühlen. Seyd ihr Spanier? — Während die Feinde an dem Verderben unsers Vaterlands arbeiten, wollt ihr selbst das allgemeine Elend eurer Mitbürger noch vermehren, und mit der Schlechtigkeit noch das Verbrechen paaren? — Das schwöre ich euch bei dem lebendigen Gott, der meinem Arm Stärke verleihen wird: Keiner von euch wird eindringen in dieses Haus und das alte Heiligthum der Unschuld und Gastfreiheit entweihen. Fliehet sogleich von hinnen: im Namen Gottes, der einst über euch Gericht halten wird, befehle ich es!"

Während dieser Rede hatte sich Maura's ganze hohe Gestalt begeistert erhoben, und ihre entschlossene Strafrede machte einen solchen Eindruck auf die Menge,

daß mehrere, deren sittliches und religiöses Gefühl noch nicht ganz abgestumpft, sondern nur von der Leidenschaft übertäubt war, sich still hinwegschlichen und andere ihre Gefährten zum Abzuge ermahnten.

Der verworfene Rothmantel, den nicht nur die Raubsucht, sondern eine weit schändlichere Absicht auf die edle Herrin herbei geführt hatte, entbrannte in wilder Wuth und rief zähneknirschend:

„Bei der Hölle! Dieses Weib hier soll mir mein Opfer" — der Niederträchtige nannte hier den Namen der edlen Gräfin Lucia — nicht entreissen! „Sie selbst falle zuerst!"

Mit diesen Worten zog er ein gespanntes Pistol aus seinem Gürtel und wollte es abfeuern auf die Maura, aber da erreichte ihn der Arm des Gerechten, der im Himmel ist, der die Anschläge der Gottlosen vereitelt. Mit der Eile des Gedankens flog das Racheschwert nieder auf das Haupt des Rothmantels, zerschmettert stürzte er im furchtbaren Todeskampfe zur Erde, und hinter ihm stand, wie der Cherub mit dem Flammenschwerte — der Barnabit, und schoß Pfeile des gerechten Zorns aus seinen Augen auf die zitternde Rotte der Plünderer.

Die Maura aber neigte sich zu dem Todten und sprach:

„Unseliger! Du hast die warnende Stimme verachtet, hast Gottes gespottet. Der Undank hat seinen Lohn gefunden." —

Maura hette kaum diese Worte ausgesprochen, da erbebte die Erde, ein entsetzliches Krachen ließ sich vernehmen, und eine blutrothe Feuersäule stieg aus der Mitte der Stadt empor zum nächtlichen Himmel. Dann folgte tiefe Stille und dieser ein fernes, herzzerschneidendes Wehegeheul. Die Gefährten des getödteten Juanito waren zitternd auf die Knie gesunken,

nur der Barnabit und Maura blieben aufrecht. Diese sprach leise für sich hin, mit emporgerichtetem Blicke:

„Herr! Deine Wege sind verborgen, Deine Urtheile unergründlich! — Saragossa's Stunde ist gekommen. Die hohe Feste stürzt zusammen, allein ihr Ruhm lebt fort und fort.“

Der Barnabit wandte sich schnell an Maura: „Beruhige, tröste die edle Gräfin! Gott wird helfen; mit meinem Leben will ich das ihrige schützen, und nun zu Carlos!“ Mit gewaltiger Stimme sammelt er jetzt die hier und dort Zerstreuten und Fliehenden, und mit dem begeisternden Rufe: „Für Gott und Vaterland und unsern rechtmäßigen König,“ — stürzte er sich mit der ganzen Schaar, die ihrem Ferdinand ein erhebendes „Lebe hoch“ — brachte, dem Feinde entgegen.

Maura aber trat in sich gekehrt und mit feuchtem Auge in dem Pallast der Montemayor.

Bei dem furchtbaren Getöse, das jene Menge zu Boden geworfen, war auch Gräfin Lucia ohnmächtig niedergesunken.

So wurde sie von Maura Abencerraga gefunden, welche sogleich ihre Gebietherin durch Anwendung einiger stärkender Mittel wieder zum Bewußtseyn brachte. Dann sprach Maura:

„Halte dich aufrecht im Glauben an Gott, und in seiner Kraft, die Er den Vertrauenden einflößt, Gräfin von Montemayor. Du bist durch seine Fügung einer großen Gefahr entronnen, aber schrecklichere Prüfungen werden dir noch entgegen treten, aus dem dunklen Reiche der Zukunft. Du wirst jetzt nicht Frieden finden unter den Menschen, welche einander blutgierig zerfleischen um eines flüchtigen Herrschergenußes willen. Du wirst Ruhe suchen bei den Todten, allein

auch von dort wird das Leben dich feindlich verjagen. Dann muß dein zarter Fuß öde Pfade durchwandern, steile Felsen übersteigen und du wirst wieder leuchten sehen den Stern deines Glückes, wann die Abencerragerin das müde Haupt niedergelegt hat auf die Stätte ihrer Geburt!“

„Ich weiß, Maura,“ entgegnete die Gräfin, „daß die nahe Zukunft mir keine Freude offenbaren kann, aber furchtlos und ergeben erwarte ich im Glauben an die schützende Rechte meines himmlischen Führers, ohne dessen Willen mir nichts begegnen kann, was da kommen wird. Die Gegenwart aber erheischt ihre Rechte. Sprich: hast du keine Nachricht von meinem geliebten Gatten?“ —

Im selbigen Augenblicke ertönte der Gang von festem Manneschritte. Carlos trat ein. Sein Antlitz war bleich und verstört, sein Haupthaar hing wild herab, sein Blick kündete den herbsten Kummer und Schmerz.

„Um Gott! mein Theurer,“ rief Lucia ihm entgegen, „was ist geschehen? Gräßliches sagt mir dein Auge und dein ganzes Wesen!“

„Alles ist verloren!“ sagte der edelmüthige Patriot mit tiefer Trauer und bebender Lippe. „Ueber der Erde konnten die Feinde unsern Muth nicht bekämpfen. Ihre höllische List hat sich in das Innere des geduldigen Bodens geschlichen und dort die schreckliche Saat des Verderbens niedergelegt. So eben wurden in mitten der Stadt Kirchen und Palläste in die Luft gesprengt: Tausende fanden dort den unerwarteten Tod. Palafox ist von der Seuche ergriffen; die Vertheidigung erlahmt, und bald ist der rachsüchtige Feind Herr unsers Lebens und der Stadt!“

Carlos bereitete jetzt seine Gattin auf die bevorstehende kurze Trennung vor, fand aber mehr Muth

in dem frommen Gemüthe als er gehoft hatte; schnell trat er nun vor die Abencerragerin und sprach:

„Maura, dir ist bekannt, welche Zuflucht ich für diesen äußersten Nothfall meiner Lucia ausersehen habe, und vermag ichs nicht, — der Held im geistlichen Gewande, der schon einmal mein und Luciens Retter ward, wird dann euer leitender Engel seyn. Gott wird helfen, dieß ist sein Wahlspruch und nun auch der meine. — Noch verlangt das Vaterland meine Hülfe, du aber Maura wirst bei deiner Herrin weilen und deines Lebens nicht achten für das ihrige, dafür bürgt mir deine längst bewährte Treue!“

„Ich schwöre es dir bei dem lebendigen Gott, der den Ernst meines Herzens sieht!“ entgegnete Maura, indem sie ihre Hand auf die Brust legte und sich mit einem Knie zur Erde niederbeugte.

Lucia barg nun in ihren Kleidern einige noch übergebliebene werthvolle Kostbarkeiten und trat an dem Arme des Grafen die nächtliche Wanderung an. Vor ihnen her schritt Maura, in einen großen gelben Mantel gehüllt, in der rechten Hand eine Leuchte, in der linken einen Korb mit Lebensmitteln, den der weite Ueberwurf verdeckte.

Schweigend giengen die drei an brennenden Gebäuden, an Stätten der Verwüstung, an wehklagenden Volkshaufen vorüber. Tobende Schaaren zogen ihnen entgegen, allein Niemand hielt sie an: alle wichen vor der hohen Abencerragerin. Bald wurden die Strassen öde, in welche sie traten, und selbst das Geschrei der Wuth und der Verzweiflung drang nicht zu dieser abgelegenen Gegend; nur die fernen, gemessenen Donnerschläge des Geschützes blieben schauerlich treue Zeugen von Saragossa's Unglück.

Endlich gelangten die Wanderer zu einer einsam stehenden Kirche. Fern herüber blickte ein großes dunkles Gebäude, worin das Inquisitionsgericht seinen Sitz hatte.

Maura nahm einen gewichtigen Schlüsselbund zur Hand und öffnete, nach einigen vergeblichen Versuchen, die Pforte des Gotteshauses. Eulen und Fledermäuse, durch diesen nächtlichen Besuch aufgestört, flogen geblendet den Eintretenden entgegen.

„Fürchte nicht die nächtlichen Schrecken dieses ehrwürdigen Ortes,“ flüsterte Carlos der erbebenden Gattin zu: „Bei den Todten ist jetzt der Friede, welchen die Lebenden versagen.“

Der Wiederhall gab ihre Schritte von den weiten leeren Mauern wieder und nicht ohne geheimen Schauer stiegen sie mehrere Stufen in einem entlegenen Orte des hochgewölbten Kreuzganges hinab. Hier standen sie vor einer verschlossenen Eisenthüre, über welcher in Stein gehauen das Geschlechts-Wappen der Montemayor prangte.

„Wir sind zur Stelle!“ sagte der Graf: „Als ich den letzten Todten hergeleitete, dacht ich nicht, daß ich so bald für meines Lebens theuerstes Gut Sicherheit bei ihm suchen müßte!“

Sie traten ein in das Erbbegräbniß der Familie Montemayor.

Lucia hatte ihre ganze Seelenstärke zusammen genommen und ihr Herz vor Gott recht gefaßt, um nicht schwach oder kleingläubig vor ihrem Gatten und vor der Dienerin zu erscheinen, und dennoch schauderte sie zusammen bei dem Anblicke des Todtengewölbes, das ihr jetzt zum Aufenthalte dienen sollte. Maura zündete die von der Decke niederhängende Ampel an.

Schmerzlich war jetzt die Trennung der treuen Gatten; doch faßte sich Lucia im Aufblicke nach Oben, und sprach mit kräftiger Stimme:

„Verlasse mich getrost mein Carlos! Der aus den Gräbern der Verwesung einst neues Leben hervorrufen wird, ist ja auch bei den Lebenden unter den Todten, und wird sie aus der Finsterniß zum Lichte führen. Eile; noch gehört jeder deiner Augenblicke dem kämpfenden Vaterlande. Unterliegt es aber im großen Kampfe, kann dein Arm es nicht mehr zurückhalten von dem unabwendbaren Falle, dann eile schnell hieher, damit über Furcht und Ungewißheit dieß ohnehin schon gebeugte Herz nicht breche.“

„O, werde ich dich wiedersehen?“ sagte der Graf, indem ein tiefer Seufzer der gepreßten Brust entquoll.

„Ihr werdet sie wiedersehen!“ erwiederte zuversichtlich die alte Maura und drückte die Hand ihres Herrn an die Lippen:

„Ihr werdet sie wiedersehen, so gewiß die Geister der Montemayor Zeugen dieses Augenblickes sind. Ich selbst, führe sie euch, wills Gott, wieder zu. Das ist das letzte Tagwerk der Abencerragerin; dann geht sie ein zum ewigen Frieden nach den Stürmen des wilden Lebens!“ —

Carlos enteilte jetzt sprachlos und schmerzdurchdrungen dem Aufenthalte des Todes. Klirrend fiel die schwere Eisenthüre hinter ihm zu. Lucia sank nieder auf die Kniee und bethete zu dem Bildniß des Gekreuzigten. —

Zwei Tage und zwei Nächte hatten Lucia und ihre treue Dienerin zugebracht in dieser, von jeder menschlichen Nähe, weit entlegenen Einsamkeit. Der Donner des Geschützes, der zwar dumpf aber vernehmlich zu ihren Ohren gedrungen war, schwieg bereits

seit mehrern Stunden, allein immer noch vergebens harrte die Gräfin der Ankunft des ersehnten Gatten. Da erreichte die bange Besorgniß ihrer Seele den höchsten Grad, und sie drang in die Maura, sie sollte sie verlassen, um Kunde einzuholen von dem Grafen und von dem Zustande der Stadt. Lange widerstand die alte Maura den Zumuthungen ihrer Gebietherin, endlich aber entgegnete sie:

„So mag denn dein Wille geschehen, Gräfin von Montemayor; ein neuer Schrecken kann über dich hereinbrechen, und die Bedrängniß kann auf's höchste steigen! Was sich aber in der Zwischenzeit auch zutragen dürfte: Bleibe ohne Furcht, lasse der Angst keine Macht über deinen christlichen Sinn! Gott ist mit dir, und Maura wird deine getreue Begleiterin seyn durch Nacht und Gefahren!“

Nach dieser Rede entfernte sich die Abencerragerin; bald klangen ihre Schritte nur noch aus der Ferne zu der lauschenden Lucia, dann verhallten sie ganz und die nun eintretende Stille vermehrte noch die Schrecken der düstern Umgebung. Schwer wälzte sich jetzt auf die Brust der jungen Gräfin der Gedanke des Alleinseyns unter den Todten, der gänzlichen Abgeschiedenheit von allem Lebenden.

Vernunft und Religion kämpften einen schrecklichen Kampf mit der empörten Phantasie. Eine Stunde schlich langsam und träge vorüber, ohne daß die alte Dienerin gekommen wäre. Da ertönten plötzlich die Schritte Mehrerer auf der hinabführenden Stiege. Von Hoffnung belebt, schärfte die Gräfin ihr Gehör. Maura muß es seyn mit dem geliebten Carlos: so dachte sie im stillen Jubel ihres Gemüths. Allein welche Laute dringen mit einemmale zu dem Ohre der Unglücklichen!

Es ist die Sprache der eingedrungenen Feinde, in der die Nahenden reden, denen weder das Heiligthum der Altäre noch die Freistatt der Todten unverletzlich ist! Sie treten an die Eisenthüre, ihre Schläge erschüttern die Widerstehende. Im heißen Gebethe sinkt die Gräfin vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder, empfiehlt ihren Geist in seine Hände, und ist fest entschlossen, lieber unter dem Schwerte der Feinde zu sterben, als ihrem Heilande, ihrer Tugend und Pflicht untreu zu werden.

Da sprengt plötzlich ein Schuß das Schloß der Gewölbspforte und herein dringen frech und lüstern bei dem überraschenden Anblick der Bethenden zwei gewaffnete Krieger aus dem Heere der Feinde, denen nun Saragossa unterwürfig worden.

Lucia stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und dann im höchsten Afekt der Seele — „O du erbarmender Erlöser, errette mich aus den Händen der Gottlosen!“

Die Eingetretenen, längst taub gegen die Stimme der Religion und des Gewissens, lachten ihrer Angst und ihres Gebethes; und mit frecher Rede vorwärts schreitend, rief lachend der Eine:

„Sieh da, wo eine solche Bethende hinflieht, da ist auch der Reichthum nicht fern!“

Und antworten eben so zügellos wollte der Andere. Aber auf die Gefahr der Unschuldigen sah das Auge der Vorsicht und sie hatte schon abgesendet ihren Bothen, die Hüflose zu nehmen unter ihren allmächtigen Schutz.

In diesem Augenblicke der höchsten Noth öffnete sich mit einemmale, dicht neben dem Altare, vor dem die junge Gräfin bittend lag, eine schmale eiserne Pforte, welche sie früher nicht gewahrt, und heraus trat der Barnabit, bei dessen Anblick die Feinde

scheu zurückfuhren. Doch zu spät! Zweimal blitzte es auf von den Feuergewehren, mit denen er bewaffnet war; der Donner hallte schrecklich wieder in dem Todtengewölbe, und übertönte das Geschrei der beiden Buben, welche zum Sterben getroffen, zu Boden stürzten.

Schnell gab der Barnabit sich als Freund ihres Gatten zu erkennen, und ergriff die besinnungslose Gerettete, die in ihrem frommen Staunen wohl keinen andern Gedanken, als jenen des Petrus fassen konnte: Nun weiß ich es gewiß, daß der Herr seinen Engel gesendet und mich aus der Hand meiner Feinde gerissen hat, — und führte sie durch die kleine Pforte wieder zurück. Dann eilte er, so schnell die arme Geängstete nur folgen konnte, durch weite Gänge, bis er endlich mit ihr emporschritt, und ihr eine kleine Erholung in einem freundlichen Gemach anbot, das von dem jungen Strahle der Morgensonne gar lieblich begrüßt wurde. Plötzlich hörte er kräftige Schritte hinter seinem Rücken und eine bekannte Stimme sprach:

„Wohl ward es euch verliehen, den Feind mit tüchtigem Arm zu schlagen, doch versteht ihr schlecht, den Rückzug zu wahren. Jetzt seyd ihr sicher. Ich habe die Stütze des Gewölbes abgebrochen und der unterirdische Gang liegt nun verschüttet, so das keines Unberufenen Fuß uns verfolgen kann in diese Freistatt!“

Es war Maura Abencerraga. Sie hatte ihre Gebietherin nicht wieder gefunden in dem Todtengewölbe, allein die getödteten Feinde, die geöffnete heimliche Pforte und ihr inneres Ahnungsvermögen sagten ihr ungefähr, was hier geschehen sey, und was noch zu thun war, um den etwa noch nachkommenden Feinden die Gelegenheit zur Verfolgung zu benehmen. Durch ihr scharfes Gehör, das ihr aus großer Entfernung jedes leise Geräusch zutrug, ward sie in das Gemach geleitet, wo sie die Gerettete antraf.

Maura brachte ihrer Gebietherin leider keine tröstliche Nachrichten. Saragossa hatte endlich unterliegen müssen und der Einzug der Feinde wurde mit Raub und Mord bezeichnee. Kurz vor der Uebereinkunft, welche den Franzosen die Stadt übergab, war Graf Carlos von Montemayor an der Spitze eines kühnen Haufens ausgezogen, und hatte es noch einmal versucht, den Feind durch einen raschen Angriff auf eine seiner schwächsten Stellungen zu schrecken. Die kleine Schaar wurde bald von der Uebermacht der Gegner umzingelt und nur wenigen Tapfern gelang es, sich durchzuschlagen und die nah gelegenen Waldgebirge zu erreichen. Unter diesen sollte sich, wie das Gerücht besagt, Graf Carlos befinden. Zum mindesten war sein Körper nicht auf der Wahlstatt erkannt worden.

Lucia fühlte sich durch diese unbestimmte Kunde von ihrem Gatten in die peinlichste Gemüthslage versetzt.

Ein Thränenstrom rann über die bleichen Wangen der jungen Gräfin und ihren Lippen entquollen mit einem Seufzer die Worte: „O Gott! was wird aus meinem Gemahl geworden seyn!“ — „Lasse das Gift des Kummers nicht eindringen, in dein sonst so christlich ergebenes Herz, Gräfin von Montemayor!“ sagte Maura. „Du wirst den Gemahl wieder finden, vertraue der Abencerragerin! Hinweg muß uns der Fuß tragen von dieser Stätte der Gräuel und der Verwüstung. Die Nacht der Wälder, die Klippen der Berge biethen uns Sicherheit; hier ist aber die alte Erde Spaniens treulos worden seinem rechtmäßigen Könige und wirft die Schaaren der Unterdrücker an's Licht. Fort, fort, ehe noch einmal der Tag im Osten sein junges Licht verkündet!“

„Auch ich muß zur schleunigen Flucht rathen, edle Gräfin!“ fügte der Barnabit hinzu. „Wir befinden uns hier im weiträumigen Gebäude der Inquisition,

zu deren Beisitzer ich mich in der jüngsten Zeit mußte ernennen lassen, und der Herr sey auch für diesen Leidenskelch, welcher mein mitleidsvolles Herz so oft mit herbem Schmerz tränkte, gepriesen; denn gerade in diesen Tagen der Unordnung, des Kampfes für Recht, des Streites der Meinungen und der wildesten Leidenschaften, konnte ich so manches Opfer dem Tode durch meinen Muth und mein Ansehen entreissen, so manchen Unschuldigen schützen, so manchen heimlich Verfolgten warnen, so manchen von der Raubbegier oder Rachsucht fälschlich Angeklagten retten. Da aber die Stadt in den Händen der Feinde ist, und ich als einer ihrer heftigsten Gegner und Bekämpfer ihnen bekannt bin, muß ich fliehen von hier, und einen verborgenen Zufluchtsort suchen, bis ich gleichwohl mit Sicherheit mein unglückliches Vaterland als ein Geächteter und Verbannter verlassen kann. O armes, entehrtes Vaterland!

Zum Glück für uns ist mir die geheime Einrichtung dieses Hauses in allen einzelnen Theilen bekannt und sie vergönnte mir, über eure Sicherheit, edle Gräfin, zu wachen, als ihr allein im Begräbnißgewölbe waret. Ein Weg zu Rettung ist uns offen, aber sobald der Abend seine Schatten sendet, müssen wir ihn einschlagen. Noch hat der Feind die Schwelle dieses Hauses nicht betreten, auch möchte er wohl schwer oder nie den Pfad finden, der zu diesen verborgenen Gemächern leitet. Allein dieser ungewissen Hoffnung darf ich die Sicherheit der Gattin meines Freundes nicht anvertrauen!“

„O, wie gern folge ich euch ehrwürdiger Vater, Engel der Hülfe mir von Gott gesendet — aus dem Orte der Zerstörung, der nun meinem Herzen gänzlich fremd geworden ist!“ entgegnete Donna Lucia. „Eine tröstende Stimme im Innern ruft mir zu, daß mein

Gatte noch lebt; ich werde ihn wieder finden, Gott wird das heiße Flehen meiner Seele erhören!“ —

Der ehrwürdige Held in der Mönchskutte verließ die beiden Frauen, um Erkundigungen über die Lage der unglücklichen Stadt einzuziehen, und um die nahe Flucht vorzubereiten. Erst gegen Abend kehrte er zurück. Der Feind hauste fürchterlich in der Stadt; sein Kloster war gänzlich zerstört; das Inquisitionsgebäude war von einer starken Wache besetzt, am nächsten Tage sollte es im Innern untersucht und in ein Krankenhaus umgestaltet werden.

„Der dunkle Wolkenhimmel, der sich über das großentheils in Schutt zusammengesunkene Saragossa gelagert, brachte eine frühe Dämmerung herbei. Der Augenblick der Entfernung war gekommen.

Der Barnabit zündete eine kleine Blendlaterne an: außerdem war er mit einem starken Brecheisen versehen und wohl bewaffnet. Maura trug einige Pechfackeln zu späterm Gebrauche und unterstützte mit starker Hand die bebende Gräfin.

Schweigend schritten sie durch einen langen Gang, der von beiden Seiten durch einförmige Mauern beengt wurde. Endlich standen sie vor zwei großen eisernen Thüren, durch welche man in die Gänge der Gefängniße gelangte. Der Barnabit schloß so geräuschlos, als möglich, die Unglückspforte auf, winkte seinen Begleiterinen Stillschweigen zu, und schritt schnell vorwärts; mit bangem Entsetzen folgte halb ohnmächtig Lucia nach. Bald öffnete sich eine neue Pforte; frische Abendluft wehete die Wanderer an: sie standen in einem engen, von hohen Mauern rings umgebenen Hofe. Von da aus traten die Flüchtlinge in eine kleine Kapelle; nachdem sie hier dem Herrn, der bis hieher so wunderbar geholfen, ihren innigsten Dank mit gerühr-

tem Herzen dargebracht, und durch kindlich vertrauensvolles Gebeth sich für die Fortsetzung ihrer gefährlichen Wanderung gestärkt hatten; schritt der Barnabit auf eine Statue zu, die von plumper Hand in Stein gehauen war, und seine Begleiterinen vor plötzlichem Erschrecken warnend, führte er mit dem schweren Brech-Eisen einen gewaltigen Streich auf das Haupt des Marmorbildes. Da sprang mit einem donnerähnlichen Geräusche eine Steinplatte am Fuße des Bildes in die Höhe und hier zeigte sich eine schmale Treppe, welche in eine unersichtliche Tiefe führte, aus der ein betäubender Modergeruch emporquoll. Maura öffnete weit die Thüre der Kapelle, damit die frische Luft des Abends in das unterirdische Gewölbe dringe; dann zündete sie schnell eine der Fackeln an der kleinen Leuchte an.

Die Wanderer stiegen hinab und über ihnen schloß sich langsam und ohne Geräusch der gewichtige Stein. Die Fackel, welche Maura trug, erhellte, als sie am Fuße der Treppe angelangt waren, mehrere nach verschiedenen Richtungen führende Gänge.

Hier betrachtete der Barnabit aufmerksam eine Zeichnung, die er mit sich führte, und verglich mit dieser die verschiedenartigen, in die Felsenwände eingehauenen Figuren. Dann schritt er durch den weitesten der Gänge den beiden Frauen voran. Maura unterstützte die zarte Frau und sprach mit ihrem begeisterten Blicke: „Wenn wir auch in den Mittelpunkt der Erde hinabstiegen, — der Herr ist da, — und wo Er, der Vater, ist, brauchen sich seine Kinder nicht zu fürchten! Nur muthig, Gräfin von Montemayor; der uns jetzt in die Tiefe führt, uns zu retten, wird uns auch wieder heraufleiten zum erfreulichen Lichte der erlangten Hülfe.“ Lucia dankte der

frommen treuen Seele für diese Worte des Trostes mit einem wohlwollenden Blick und Händedruck und wandelte getrost fort.

Ihr Weg gieng immer tiefer in den Schlund der Erde, das Athmen ward ihnen immer mehr erschwert, und noch waren sie nicht weit gekommen, als sie plötzlich über ihren Häuptern ein gewaltiges, immer stärker werdendes Geräusch, wie das Tosen daher rauschender Wasser vernahm. Der Barnabit sprach zu den Frauen, allein das donnernde Getöse verschlang den Laut der menschlichen Rede. An den Wänden träufte Wasser hernieder, der Fußboden war schlüpfrig und die Felsendecke wurde an dieser Stelle von zahlreichen sehr starken Eisenstäben unterstützt und zusammen gehalten. — Nachdem sie den furchtbaren Ort überschritten hatten, und der Lärm von oben nur noch schwach aus der Ferne zu ihren Ohren drang, sagte der treue Führer:

„An jener Stelle wandelten wir unter dem Flußes-Bette des Ebro, gerade wo der Gallego und die Guerva sich mit ihm vereinigen. Der Tod schwebte über uns. Die Felsendecke, welche dort den unterirdischen Gang von der wilden Fluth trennt, wird mit jedem Tage mehr ausgespült und keine menschliche Kunst wird den Einbruch der Gewässer noch lange zurückhalten können!“

Bei dieser Entdeckung erbebte Lucia doch ein wenig, sie bedachte, daß in jedem Augenblicke der Fluß die dünne Decke sprengen, seine Wellen ihnen nachsenden und sie hier, von aller Hülfe verlassen, vernichten könne. Rascher eilten ihre Schritte durch den nun wieder sanft emporführenden Gang. Endlich, nach einer noch mehr als Stunden langen Wanderung, schienen sie am Ziele ihrer unterirdischen Reise zu seyn. Sie stiegen einige Stuffen in die Höhe und standen vor einer eisernen Fallthüre, welche aber bald den vereinig-

ten Anstrengungen des Barnabiten und der Maura wich. Die Sterne des nächtlichen Himmels begrüßten die Flüchtlinge aus Saragossa und das heitere Silberlicht des Mondes beleuchtete einen kleinen, rings von Wald umgebenen Rasenplatz, den sie mit dem frohen Gefühle erlangter Freiheit betraten.

Ein heller Feuerschein am Horizont zeigte ihnen die Gegend an, wo das unglückliche Saragossa lag, dessen alte Gebäude jetzt der übermächtigen Flammenglut zum Opfer fielen. Während Lucia mit einer innigen Empfindung des Dankes und des Gebethes für die Erhaltung ihres Gatten zum Himmel blickte, ersah Maura den Stand der Gestirne, die nun ihre Wegweiser werden sollten, und sagte dann:

„Ueberlaßt mir die weitere Leitung unserer Flucht. Noch aus frühern Zeiten sind mir die geheimsten Gebirgspfade bekannt; auch weiß ich, nach der Stellung der Himmelskörper, unserer Reise stets die rechte Richtung zu geben. Wir müssen auf mühesamen, aber von Menschentritten selten berührten Wegen die Besitzungen eurer Eltern, Gräfin von Montemayor und dann den Strand des Meeres zu gewinnen suchen. Auf diesem Gange findet Lucia — mein inneres Gefühl sagt es mir — den edlen Grafen wieder: auch ihr, ehrwürdiger Vater findet die gesuchte Freistätte: die alte Maura aber,“ setzte sie dann leise hinzu, indem sie die noch brennende Fackel verlöschte: „kehrt in die Heimath zurück, wo der letzte Frieden ihrer harrt!“ —

Der Barnabit vertraute ihr um so eher die Führung der weiteren Reise, da er selbst von den so vielfach verschlungenen Gebirgspfaden nur geringe Kenntnisse hatte. Bald erkundete Maura's scharfes Auge einen schmalen Gebirgsweg, auf dem die Wanderer so schnell, als es der jungen Gräfin körperliche Kraft erlaubte, berganwärts stiegen.

Plötzlich hielt die vorangehende Maura den gehobenen Fuß zurück. Sie deutete ihren beiden Gefährten Schweigen an, und horchte dann aufmerksam hinaus in die stille Finsterniß.

„Der leichte Nachtwind führt mir den Klang menschlicher Rede zu,“ flüsterte sie hierauf, „aber es ist ein befreundeter Ton, es ist der Wohllaut hispanischer Worte, den ich vernehme. Laßt uns furchtlos weiter schreiten!“

Maura hatte sich nicht betrogen. Bald sahen sich die drei Flüchtlinge in mitten einer Schaar treu gebliebener Söhne des Vaterlandes, welche sich mit Weibern und Kindern in einen engen Bergkessel gelagert hatten. Das Ansehen des Barnabiten und eine von dem General Palafox unterzeichnete Karte, mit der sich die Abencerragerin vorsichtig versehen hatte, verschaffte ihnen die beste Aufnahme. Hier gelang es ihnen, drei Maulthiere für die fernere Reise zu erkaufen; auch vertauschte Lucia ihre feinere Kleidung mit der weniger auffallenden, einfachen Landestracht. Maura war stets beschäftigt, die Mühen der Reise von ihrer Herrin abzuwenden und jede Gefahr, die sie mit scharfem Auge und leisem Gehöre von weitem ausspürte, ferne zu halten. Die einsamsten Stätten der Gebirgsbewohner wurden von ihnen zu Ruhepunkten auserwählt, und hier waren sie, als Anhänger der gerechten Sache, stets willkommen.

Wir lassen nun die Wanderer ihre beschwerliche Fahrt fortsetzen. Das Schicksal des Grafen Carlos fodert unsere Aufmerksamkeit und wir kehren gern zu diesem heldenmüthigen Vertheidiger seiner Vaterstadt zurück.

Er war bei dem Ausfalle, von dem Maura bereits Bericht gab, schwer verwundet worden; seine Kampfgefährten aber ließen ihn nicht in der Macht der

Feinde, sondern brachten den Verletzten in den sichern Schutz der nahen Wälder. Hier wurde er von einem heilkundigen Mönche, in einer tiefversteckten Hütte, verpflegt, und durch dessen Kunst und Sorgfalt bald auf den Weg der Besserung geleitet. Allein die Unruhe über das Schicksal seiner theueren Gattin ließ ihn die völlige Heilung nicht abwarten. Eine innere Ahnung sagte ihm, daß Lucia nicht mehr weile in der fast zerstörten Stadt. Flüchtlinge aus Saragossa, durch die Grausamkeiten der jetzt dort herrschenden Feinde vertrieben, bestätigten diese Vermuthung. Er hatte der alten Maura für den Fall einer Trennung, die Güter der Medellina zum Sammelplatz angewiesen. Freilich war es ein weiter und gefahrvoller Weg bis dahin, aber Sehnsucht und Hoffnung beseelten den Grafen, und versüßten ihm jede Gefahr und Beschwerde.

Eines Morgens verließ Carlos, noch mit verbundenem Haupte, die Hütte des hülfreichen Mönchs. Seine Schritte trugen ihn über einen vom Gebüsch engbegrenzten Fußpfad zu einem breiten Fahrweg. Da hörte er plötzlich vielfaches Getrappel eilender Rosse hinter sich. Er blickte erschrocken um, aber freundlich tönte eine spanische Nationalmelodie, von wenigen kriegerischen Instrumenten angegeben, in sein Ohr und er erkannte eine Abtheilung Reiter von dem Heere, welches der Bruder des großen Palafox in der Nähe von Saragossa befehligte. Der Anführer dieses Geschwaders war mit einer geheimen Sendung an die in der Sierra Morena treugebliebenen Vaterlandsvertheidiger beauftragt. Er kannte den Grafen von Montemayor persönlich und freute sich, ihn, den man in Feindeshänden geglaubt hatte, wieder zu finden.

Da die Bistimmung der Schaar gerade in der Richtung lag, welche Carlos nach dem Ziele seiner Reise zu nehmen hatte, so ließ er die günstige Gele-

genheit, sicherer und schneller vorwärts zu kommen, nicht ungenutzt vorübergehen. Der gute Zustand seiner fast ganz geschlossenen Wunde erlaubte ihm zu reiten. Gern überließ einer der Krieger ihm ein, von dem Feinde erbeutetes Handpferd und der Anführer nahm freudig einen so tapfern Kämpfer in sein Geleit auf.

Sie wurden auf ihrem Wege oft von feindlichen Streifpartien beunruhigt und zu leichten Scharmützeln genöthigt, in denen die ungestümme Tapferkeit der Spanier immer den Sieg davon trug, ehe sie in die Gegenden kamen, welche dem allgemeinen Gerüchte zu Folge, noch von Feinden frei geblieben seyn sollten.

Nicht weit mehr entfernt von den Gebirgen der Sierra Morena, zogen sie an einem heitern Morgen in ein anmuthiges Thal hinab; in welchem ihnen hinter einem freundlichen Dorfe die Thürme eines ziemlich befestigten Schlosses entgegen glänzten. Mit aller Ruhe eingebildeter Sicherheit näherten sie sich dem Orte. Da fiel plötzlich ein Kanonenschuß aus dem Schlosse, die Kugel wühlte dicht vor ihnen das Feld auf. Der Anführer, der nun einsah, daß er, ohne gehörige Kunde von dem Zustande der Gegend, zu weit vorgeschritten sey, und daß Feinde ihm gegenüber stünden, befahl bis auf nähere Auskunft den Rückzug ins Gebirg. Aber schon waren die Anhöhen hinter der Schaar von feindlichem Fußvolke besetzt, das einen Hagel von Kugeln auf die Spanier hernieder sendete. Rasch jagten diese nun im gestreckten Galopp durch das Dorf und dicht vor dem Schlosse vorüber, um die andere Seite des Thales zu gewinnen. Die Feuerschlünde der Feinde brüllten mit gewaltigen Donner ihnen nach. Des Grafen Pferd wurde von einer Kanonenkugel zu Boden geschmettert, er selbst sank unter das fallende Thier und verlor alle Besinnung. —

Als Carlos wieder aus seiner tiefen Betäubung zu sich kam, befand er sich in einem kleinen Gemache, dessen Eingang mit einer starken Eisenthüre und dessen enges, dem Tag nur spärlich Raum gebendes Fenster mit dicken Gitterstäben verwahrt war. Er selbst ruhete auf feuchtem Stroh, seine Hände waren gefässelt und neben dem elenden Lager stand ein Krug Wasser nebst einem harten Brode. Da entsann er sich des Geschehenen: er erkannte, daß er ein Gefangener der Feinde sey und Alles zu befürchten habe.

Trübe Gedanken bemächtigten sich seiner Seele. Nicht den Tod fürchtete er, sondern die Ungewißheit über das Schicksal seiner Gattin lastete auf seinem Herzen, und schien ihm mehr als Todesqual.

Mit einemmale wurde er in seinen traurigen Betrachtungen von einer weiblichen Stimme gestört, welche dicht neben ihm in ein lautes Weinen und in wehmüthige Klagen ausbrach. Nur eine dünne Mauer schien ihn von der Nachbarin zu trennen. Er unterschied deutlich die Worte:

„O Gott, wie lange wird deine Hülfe noch zögern? Wann wirst du mich endlich den Klauen eines Ungeheuers entreissen, das mich stündlich zu verderben droht? — Schon wieder naht der Augenblick, wo mein Peiniger mich heimsucht: rüste mich mit Stärke, daß ich lieber das Schmerzlichste leide, als dir untreu werde.“

Carlos hört nun genau, wie die Thüre des Nebengemaches von Außen geöffnet wurde und eine rauhe Mannesstimme in hispanischer Rede zu der Gefangenen sprach:

„Habt ihr eure stolze Sinnesart noch nicht gemildert, Donna Laura d' Olbano? Bedenkt es: Ihr seyd hier Gefangene, ich befehle; euer Leben ist in meiner Hand, — ein Wink von mir, und ihr seyd nicht mehr: ein Ja von euch und ihr gebiethet hier!“

Mit fester Stimme erwiederte die Unglückliche:

„Mein Leben steht in Gottes Hand; — Ihm überlasse ich es getrost, ob er mirs erhalten, ob er mich heimholen werde. Eine Verbindung mit euch eingehen, hieße — mich an die Verrätherei fesseln; denn ihr seyd ein Verräther geworden an mir, an dem Vaterlande und an dem rechtmäßigen Könige: deßhalb muß ich euch verachten.“

Und so war es auch. Der Elende, der leider einen Namen mit der unglücklichen Gefangenen trug, und durch die Bande des Blutes mit ihr verbunden war, hatte, nach dem Tode des alten d'Olbano und seines Sohnes, die Beide innerhalb einer Woche von einer bösartigen Seuche hinweggerast worden waren, sich mit Hülfe der Feinde, denen er bereits die Thore seines Schlosses geöffnet, auch der Besitzungen der Donna Laura bemächtigt, und unter dem Vorwande, ihr in diesen gefährlichen Zeiten Schutz zu verleihen, sie gefangen hieher geführt, wo sie im größten Elende schmachtete. Der Niederträchtige lachte höhnisch, als sie ihn einen dreifachen Verräther schalt.

„Hinweg Elender!“ sprach hierauf die Jungfrau mit der höchsten Würde der Unschuld. „Lieber will ich auf ewig hier begraben seyn in diesem Kerker, als euch — auch ins vergnüglichste — Leben folgen. Des Herrn Auge wacht über die verfolgte Unschuld und läßt ihr Gebeth nicht unerhört. Schon naht der Retter und das Maas eurer Schandthaten ist erfüllt!“

„Wirklich?“ lachte das Ungeheuer auf; „wir wollen doch sehen; ein hochberühmter Vertheidiger eurer altköniglichen Sache ist bereits hier angekommen, und sitzt wohlverwahrt in eurer Nachbarschaft; der andere Retter soll gewiß euer Bruder, der Barnabit seyn? nun, wenn uns die Nachrichten nicht täuschen, könnt

ihr ihn auch bald hier sehen, wir sind ihm so halb auf der Spur, und dann sollt ihr erfahren.“ — Hier hielt er plötzlich inne, weil er das Nahen mehrerer Menschen wahrnahm. Vier Krieger in der Tracht der Vaterlandsfeinde traten in den Kerker, in welchem Carlos lag; sie entledigten ihn seiner Fesseln und gebothen ihm dann, vor das Kriegsgericht sich zu stellen, das sogleich über ihn gehalten werden sollte.

Der Kerker, welchen der Graf verließ, war in einem, nur durch eine hölzerne Brücke mit dem Schlosse verbundenen, Thurme gelegen. Der Thurm selbst wurde von einem starken, aus dem tiefen Wassergraben des Schloßgebäudes hoch emporstehendem, Balkenwerke getragen. Diese Bemerkung machte Carlos unwillkürlich, als er mit seinen Wächtern die schmale Zugbrücke betrat.

Unerschrocken stellte sich der Graf vor das Gericht, welches sich anmaßte, über Leben und Tod eines getreuen Unterthanen seines rechtmäßigen Königs zu sprechen. Er fand mehrere feindliche Offizier versammelt, unter ihnen nur einen finster aussehenden Mann in bürgerlicher Kleidung, den er an den nationellen Gesichtszügen für einen Spanier erkannte. Sein Herz klopfte ungestümer, er ahnete, daß dieser düstere Fremde der Peiniger der unglücklichen Laura d' Olbano sey.

„Graf Carlos von Montemayor!“ so hörte er sich von dem Vorsitzer des Gerichts angeredet: „über eure Persönlichkeit waltet kein Zweifel, ich selbst stand euch bei der ersten Belagerung von Saragossa oft gegenüber und hatte damals auch, wenn ihr euch dessen noch erinnert, als Parlamentär eine besondere Zusammenkunft mit euch. Euer Haupt ist als das eines Landesverräthers und Rebellen gegen den König längst geächtet.

Man

Man weiß, daß ihr aus Saragossa entkommen seyd; jedes Militärgericht hat Befehl, euer Todesurtheil zu sprechen und in Vollziehung zu setzen. Bereitet euch zum Abschiede von dieser Welt!“

„Ich kenne nur einen König von Spanien,“ entgegnete der Graf mit ruhiger Würde, „Ferdinand den siebenten; den hat Gott uns gegeben, dem haben wir Treue geschworen bis in den Tod. Ihm zu dienen habe ich Blut und Leben eingesetzt, den Tod sehe ich heute nicht zum erstenmal vor mir, der gute Gott, den ich immer redlich und aufrichtig geliebt und vor Augen gehabt habe, wird mir um meines Heilandes willen, an den ich glaube, meine Sünden verzeihen und so bin ich jeden Augenblick bereit, in den Tod zu gehen!“

Da erhob sich der finstere Spanier von seinem Sitze und wendete sich, indem er einen verächtlichen Seitenblick auf den Grafen warf, zu dem Vorsitzer mit den Worten:

„Laßt zum Mindesten mit dem Blute dieses Niederträchtigen den Boden meines Schlosses nicht beflecken! Lasset ihn draußen hinrichten im Angesicht des ganzen Dorfes, damit die, welche noch Arg und Tücke im Herzen tragen gegen die neue Ordnung, ein warnendes und abschreckendes Beispiel sehen.“

„Ihr habt recht,“ erwiederte der Vorsitzer: „es geschehe also!“

Als der Spanier zu reden begann, fand Carlos seine Ahnung sogleich bestätigt: er erkannte deutlich die Stimme, welche drohend und höhnisch zu der gefangenen Laura d'Olbano gesprochen; aus welcher Unterredung Carlos den ganzen Umfang der schändlichen Verrätherei inne geworden hatte.

Noch einmal wallte sein Herz in edler Entrüstung auf; er trat mit Ernst und Würde dicht vor den abtrünnigen Landsmann und sagte:

„Wer bist du denn, daß du es wagst einen Montemayor zu beschimpfen? Du hast das edle Geschlecht entehrt, dessen Namen du trägst. Dir war es nicht genug, zum Verräther an König und Vaterland zu werden: Du stahlest noch das Eigenthum der Waise, Laura d'Olbano, und hältst die edle Unglückliche gefangen im schmählichen Kerker, um sie zu zwingen, deiner frechen Lust zu dienen. O wäre ich frei und hätte mein Schwert; du solltest mir schwere Rechenschaft geben ob der Beschimpfung! — Aber Gott ist gerecht; Er hört die Klagen der Unschuld; Er wird richten!“

Der Spanier erblaßte, als er sein tiefstes Geheimniß in der Gegenwart so vieler Zeugen verrathen sah, seine Lippen bebten vor innerer Wuth, allein er schwieg. Die fremden Offiziere verweilten mit neugierigen Blicken auf ihm, welche durch seine steigende Verlegenheit noch vermehrt wurden.

Der Vorsitzer des Gerichtes aber befahl, den Gefangenen abzuführen und das gesprochene Urtheil zu vollstrecken. Voll christlicher Ergebung und mit jenem gefaßten Muth, den einzig nur die Unschuld und ein gutes Gewissen zu geben vermag, folgte Carlos seinen schweigenden Wächtern auf eine kleine, zwischen dem Schlosse und dem Dorfe gelegene Wiese. Der düstere Schall einer gedämpften Trommel, welche vergebens die Dorfbewohner zu dem blutigen Schauspiele rief, kündete seinen Todesgang an. Hier sollte er sterben, hier fallen — ein Opfer der ungerechten Gewalt, unter der sein Vaterland seufzte! Noch wurde der Augenblick der Exekution aufgeschoben; man gedachte, die Neugierde werde endlich doch einige Schaulustige herbeiführen, allein diese Erwartung blieb unerfüllt.

Da traten einige Oberoffiziere hinzu und verbothen die weitere Säumniß. Carlos sah, wie die Feinde

auf ihn anschlugen: er kniete nieder, befahl seine Seele Gott, und seine verlassene Gemahlin seinem allmächtigen Schutze.

In diesem Augenblicke fielen plötzlich zahlreiche Flintenschüsse und ein wildes Geschrei ertönte von mehrern Seiten. Der Graf fühlte sich zu seinem Erstaunen unverletzt. Er blickte auf. Niedergestreckt ächzten seine Mörder rings umher am Boden; aus dem nahen Dorfe und einem angrenzenden Gebüsche stürmte eine große Anzahl Bewaffneter hervor, unter der Anführung des kühnen Barnabiten von Saragossa.

„Seyd mir gegrüßt, Graf Montemayor, Freund meines Herzens,“ rief dieser ihm im Vorbeieilen zu. „Gott hat geholfen; bald sehen wir uns wieder.“

„Jetzt ruft mich die Vaterlandspflicht, einen schändlichen Verräther zu bestrafen, Euer aber harrt eine große Freude!“

Mit der Schnelligkeit des Blitzes eilte der Barnabit an der Spitze seines muthbeseelten Corps, welches auf mehrere hunderte angewachsen war, gegen das Schloß hin.

Carlos, wie aus einem bösen Traume erwachend, wußte nicht, ob er folgen sollte; da fühlt er plötzlich seine Hände von Küssen bedeckt. Knieend vor ihm lag die treue Maura Abencerraga, ihren Augen entquoll ein Strom von Freudenthränen; vor Rührung versagte ihr die Sprache den Dienst.

„Um Gott, Maura,“ rief der Graf, „wie kommst du hieher? Wo du bist, treue Seele, kann Lucia nicht ferne seyn! Oder haben vielleicht Kummer und Leiden ihr die frühe Gruft gegraben?“

Schweigend zog Maura den theueren Herrn zu einem nahen Gesträuche. Aus diesem trat ihnen Lucia, noch bleich und erschüttert von dem Eindrucke der vorhergehenden Ereignisse entgegen. Die Freude des

Wiedersehens gieng bald in laute Dankgebethe und Lobpreisungen der göttlichen Vorsehung über. Maura ganz aufgelöst in Anbethung der Vatergüte Gottes, war unwillkührlich auf ihre Kniee gesunken und Aug, Herz und Hände waren zu Dem erhoben, der Hülfe sendet zur rechten Zeit und dann am nächsten ist, wann die Noth auf das Höchste gestiegen ist.

In ihren frommen Herzensergießungen wurden sie bald durch das Schießen und Getöse bei dem Sturme unterbrochen, den die bewaffnete Schaar auf das Schloß unternahm. Die bei weitem schwächere Besatzung konnte nicht lange mit Erfolg wiederstehen. Die kühnen Bergbewohner durchschwammen den Graben; erkletterten, keine Gefahr scheuend, die Wälle und steckten mit eingeschleuderten Pechkränzen das Schloß von allen Seiten in Brand. Furchtbar wüthete die von einem gewaltigen Sturmwind angeschürte Glut.

Da bemerkte Carlos mit einemmale, wie auch das Gebälke des Thurmes, in dem er gefangen gewesen, von der Flamme ergriffen wurde. Der Gedanke an die unglückliche Laura d'Olbano durchzuckte ihn mit Blitzesschnelle.

„Es gilt ein Menschenleben, die Rettung einer Unschuldigen!“ rief er der erstaunten Gattin zu, und flog nach dem brennenden Schlosse. Auf dem Hofe trat ihm der Barnabit entgegen, und indem er auf den furchtbar zerschmetterten Körper des Burgherrn zeigte, sprach er, in sich zusammenschauernd: „Der Verräther hat sich selbst gerichtet; von jener Zinne stürzte er sich, von den Unsrigen gesucht und verfolgt, herab.“

Mit keuchender Stimme fiel ihm der beinahe athemlose Graf in die Rede: „Um Gotteswillen! in jenem Thurme, der mit jedem Augenblicke dem Einsturz droht, stirbt Laura d'Olbano!“

„Laura d'Olbano!" kreischte der Barnabit mit einem Tone, der das schreckliche Getöse der Flammen, das Jauchzen der siegenden Schaaren, und das Angstgeschrei der Ueberwundenen überklang.

Mit weiten Sprüngen stürzte er die Treppe zu dem Thurm hinan, und überflog die schon schwankende Brücke: „O Allmächtiger! Kraft, nur diesmal Kraft," flehte seine ganze Seele zum Himmel hinauf.

„Laura — Schwester, o bethe — bethe, daß der Herr meinen Arm stählet!" so rief er der Gefangenen, während dem Erbrechen der Thüre zu, „ich rette dich, oder ich sterbe!" und seinen unbändigen Anstrengungen wich endlich die Thür des Kerkers, die ihm der Graf bezeichnet hatte. Schnell hatten sich die langgetrennten Geschwisterten erkannt und eben so schnell hatten sie unter Glutströmen den unseligen Thurm verlassen, der bald darnach mit fürchterlichem Krachen in die hochaufschlagende Wasserfluth hinab stürzte.

Der Graf, welcher dem Barnabiten nachgeeilet war, begegnete ihm mit seiner geretteten Schwester in den Gängen des Schlosses. Beide brachten nun die ganz erschöpfte Gefangene zu der unruhig harrenden Lucia. Hier erst, nachdem sich die Gemüther mehr gefaßt, die Geister gesammelt hatten, klärte sich alles auf.

Don Garzias d'Olbano, der jüngste männliche Sprosse eines altadelichen Geschlechtes hatte sich in seinen Jünglingsjahren mit Auszeichnung den Wissenschaften gewidmet. Allein sein unbändiger Ehrgeiz und sein schnell auflodernder Zorn verdunkelten sehr seine übrigen guten Eigenschaften und verwickelten ihn in manche unangenehme Auftritte. Eine tödtliche Wunde, die er einst in der Hitze des Streites, vom Zorn übermannt, einem seiner Freunde beibrachte, weßwegen er auch unter fremden Namen flüchten mußte, war die erste Veranlassung seiner Sinnesänderung. Von Reue und

Gewissensbissen verfolgt, sah er jetzt den Unsinn und die Strafbarkeit seines bisherigen Wandels ein, und gelobte Gott unter der schmerzlichsten Reue, Besserung.

Die Grundsätze der Gottesfurcht und Frömmigkeit, welche die Mutter ins zarte Knabenherz gelegt hatte, traten wieder mit neuer Lebendigkeit aus dem Gemüth hervor und richteten den gefallenen Jüngling auf. In seinem Herzen reifte immer mehr der Entschluß, die Welt mit ihren Gefahren zu fliehen, und in strenger Selbstverläugnung einzig nur Gott und den Armen, Leidenden und Trostbedürftigen zu dienen. Dieser schöne Entschluß führte ihn in das Kloster der Barnabiten zu Saragossa, wo er sich bald durch seinen musterhaften Wandel, durch seine anspruchlose Bescheidenheit, Demuth und mittheilende Liebe, so wie durch seine gründliche Gelehrsamkeit die Achtung Aller in hohem Grade erwarb. Nach Verfluß einiger Jahre erst erfuhren die Seinigen den Schritt, den er gemacht hatte; bald verkündigte ihm ein Schreiben von der Hand seines greisen Vaters Verzeihung und Segen, nun erst kehrte in seiner ganzen Fülle der Friede Gottes in seinem Herzen ein. —

Der Eifer für die Erhaltung der Religion der Väter, die glühende Liebe für das Vaterland und das alte Regentenhaus, und das Drangsal Saragossas schlossen sogar die Klöster auf und bewaffneten selbst diejenigen, deren Beruf Segnen und Friedeverkündigen war. Der edelste und ausgezeichnetste war Don Garzias — der Barnabit. — —

Der Aufenthalt der Treulosigkeit war nun ein Trümmerhaufen und dessen Besatzung vernichtet.

Die siegreiche Schaar lagerte sich in und um das Dorf. —

Die alte Maura hatte noch immer geschwiegen, und nur durch stumme Bezeugungen ihrer Liebe und

Ehrfurcht die große Rührung ihres Gemüthes an den Tag gelegt. Endlich sprach sie wieder mit ihrer gewöhnlichen starken festen Stimme:

„Ich wußte es wohl, Graf von Montemayor, daß wir dich nahe am Rande des Grabes wieder finden und zurückreissen würden von dem Abgrunde des Verderbens. Aber hell und deutlich ließ mich meine innere Ahnung das Bild der Zukunft nicht erblicken. Da führte uns und unsern Begleitern, denen wir uns zum Zug in die Sierra Morena angeschlossen, dein Schutzgeist die kleine Reiterschaar entgegen, mit welcher du bis zu diesem Schlosse gezogen. Von ihr erfuhren wir die Gefahr, in der du schwebtest. Deine Gattin wollte verzagen; ich aber hielt sie aufrecht mit starkem Trostesworte, denn mein Herz sagte mirs, daß wir dich erretten würden aus der Hand der blutdürstenden Feinde. Unsere brave Schaar brannte vor Begierde nach der ruhmwürdigen That. Unser Anschlag war kühn, aber das Auge des Höchsten ruhete segensvoll auf dem Unternehmen!“

Maura blieb nach dieser Rede mit gebeugtem Haupt und über der Brust gekreuzten Händen vor dem Grafen stehen. Dieser reichte ihr die Rechte und sagte:

„O du edle Freundin meines Hauses, wie soll ich dir deine Treue belohnen?“

„Bald ist der letzte Wunsch der Abencerragerin erfüllt,“ entgegnete Maura: „meine Gebeine werden ruhen neben denen meiner Väter; der fesselfreie Geist wird die Sehnsucht nach den Vorangeschrittenen befriedigt finden.“

Noch am selben Abende setzten diese wunderbar Wiedervereinigten nebst der alten Maura und der beutebeladenen Kriegerschaar ihre Reise in die Gebirge der Sierra Morena fort. Bald aber trennten sie sich von den Kriegern und zogen, von der kundigen Mau-

ra geleitet, dem Bergrücken nach, welcher sich zu dem Strande des Meeres neigte.

Nur selten stießen sie hier auf einzelne Bewohner der rauhen Gegend. Höchst auffallend war es dem Grafen und der Gräfin, wie die Abencerragerin seit dem Einzuge in die Sierra Morena mit einer, ihr sonst durchaus fremden, innern Unruhe bei Allem verfuhr, was sie unternahm. Das Feuer ihrer Augen blitzte in einem erhöheten Glanze; sie sprach fast immer halblaut mit sich selbst und wie bethend erhob sie oft ihre Hände zum Himmel und wischte dann die Thränen der Rührung von ihrem Auge. Dabei schienen ihre Kräfte stündlich abzunehmen und ein fieberhaftes Wesen ergriff sie oft mit den heftigsten Erschütterungen.

Als eines Abends die Wanderer im hohen Gebirge bei dem Trümmerhaufen einer ehemaligen Wohnung anlangten, stürzte Maura, wie vom Blitze getroffen, zur Erde und bedeckte in heißer Inbrunst den Boden mit ihren Küssen.

„Hier,“ rief sie den Freunden mit einer von Thränen erstickten Stimme zu: „hier laßt mich weilen! Vor hundert und zwanzig Jahren wurde ich an dieser Stelle geboren: seit einem Jahrhundert habe ich sie nicht wieder erschaut. Aber die Grausamkeit der Menschen, die Härte des Schicksals konnten dieß alte Gedächtniß nicht abstumpfen, daß es sie nicht wieder erkannt hätte unter Trümmern und Verwüstung. Hier sind meine Eltern begraben; hier will auch ich ruhen! O, laßt mich bethen!“

Alle traten schweigend und diesen heiligen Augenblick mitfeiernd zurück. Lange blieb die alte Maura in ihrer liegenden Stellung, ihr Schluchzen war verstummt, ihr Körper ohne Bewegung. Da trat der besorgte Graf nahe zu ihr hin. Der Tod hatte ihre

Weissagung erfüllt, er hat sie mit sanfter Hand berührt auf der Stätte ihrer Geburt, wie sie das immer ersehnt und geahnt hatte.

Kein Auge blieb trocken bei diesem unerwarteten Ereignisse. Die Freunde fühlten, daß sie ein starkes Glied aus der Kette ihres Bundes verloren hatten.

Dem Wunsche der Verstorbenen zu Folge ließ Carlos an dieser Stelle von den Grbirgsbewohnern ein Grab bereiten. Der Barnabit segnete wehmüthig den Leichnam ein, und ein einfaches Kreuz bezeichnete den Ort, dem der Graf in einer glücklichen Zukunft ein würdiges Denkmal solcher ächt bewährten Dienertreue zu widmen gelobte.

Ohne weitere Zufälle gelangten die Wanderer zu dem Stammgute der Gräfin Lucia, fanden es aber verwüstet und die Besitzer nach dem gastfreundlichen Nachbarstaate entflohen. Dorthin beschlossen auch sie zu folgen, und dort fand Lucia ihre geliebten Eltern wieder.

Als Spanien wieder unter den Scepter des rechtmäßigen Königs kam, kehrten die Flüchtlinge in ihr Vaterland zurück; nur der Barnabit war inzwischen der alten Maura ins wahre ewige Vaterland nachgefolgt. Die tiefgebeugte Laura blieb nun die unzertrennliche Gefährtin Luciens, die an ihr mit schwesterlicher Liebe hieng.

Das Schloß der Medellina stieg neu verjüngt auf seinen Trümmern empor, ein neuer Pallast der Montemayor prangt ein den Strassen von Saragossa, allein Graf Carlos und seine Gattin vergaßen auch nicht der Freundschaft und Treue ihre Denkmale zu setzen und treu im Herzen die Liebe zu bewahren für Maura und den Barnabiten.

6.

Die Büßende.

1.

„Die Schmerzen des Todes haben mich umfangen, und die Gefahr der Hölle hat mich getroffen.“

Ps. 114. 3.

Es war im Jahr 1631 an einem Freitage vor Reminiscere, da ein zahlreicher Zug von Landleuten zu einem Kirchlein am Bergesabhang wallfahrtete, welches zu unserm Herrn auf der Rast genannt wird. Die Zeit da die Christenheit die heiligen Leidensgeheimnisse feiert, war dießmal durch immer näher rückende Kriegsgefahren bedrängt, und eifriger als je, eilten die Einwohner der Gegend dem Orte zu, wo das Bild des Herrn, in Knechtesgestalt, mit Purpurmantel, Dornenkrone und Schilfrohr über dem Hochaltar aufgestellt war, ein überaus rührendes Schnitzwerk von einfältig sinniger Bildnershand. Und in des Kirchleins Nähe erhob der Vorsänger seine Stimme, und sang mit dem einstimmenden Volke ein Lied, ungefähr wie das folgende:

Ermunt're dich, du laues Herz,
Und sey nicht träge,
Dein Meister harrt in Pein und Schmerz
Am Leidenswege.
Mit Purpurkleid' und Dornenkron'
Sitzt müd' und wund der Gottessohn,

Und rufet dir voll Liebe: —
Ich höre deiner Stimme Ton,
Ach Herr, mein Herr, ich komme schon,
Du Herr der treuen Liebe!

* *
*

Ach wie umgeben sonder Zahl
Dich bittre Peinen,
Wie sollt' ich nicht zu solcher Qual
Von Herzen weinen?
Zerfleischt hat dich der Geiseln Wuth,
Gefärbt mit Striemen und mit Blut,
Zum Dank für deine Liebe —
Mir steigt in's Antlitz rothe Gluth,
Denk' ich an meinen Uebermuth,
Denk' ich an deine Liebe!

* *
*

Dein göttlich Haupt, von Dornen wund
Zur Erd' sich neiget,
Der höchsten Weisheit Purpurmund
Erbleicht und schweiget.
Vom Schimpfgewande halb bedeckt,
Von böser Rotte Wuth geneckt,
Siehst du mich an voll Liebe —
Wenn mich dein furchtbar Leiden schreckt,
Dein Aug mich neu zur Hoffnung weckt,
Dein Aug voll süßer Liebe!

* *
*

Dein Auge spricht zu mir voll Huld:
Sey unbeklommen,
Durch Mich wird dein und Aller Schuld
Hinweg genommen,

Nun nimm dein Kreuz auch unverwandt,
Und folg' mir nach ins Vaterland,
Ins Land der ew'gen Liebe! —
Ach Herr! von des Verderbens Rand
Führ' uns hinweg mit starker Hand,
Du Herr der starken Liebe!

* *
*

Laß' mich, o Herr, von Deinem Schmerz
Hier nimmer scheiden,
Verwund' auf immer mir das Herz
Mit Deinen Leiden;
Mit Purpurkleid und Dornenkron'
Giengst du voran, o Gottessohn,
Berufst uns all, in Liebe —
Wir hören deine Stimme schon,
Wir folgen gern, groß ist der Lohn,
Der Lohn der treuen Liebe.

* *
*

Es helfe, wenn Versuchung droht,
Dein Kreuz uns siegen,
Und laß uns in der letzten Noth
Nicht unterliegen;
Herr, eil' uns dann zu helfen gleich,
Wend' ab den ew'gen Todesstreich,
Kraft Deiner großen Liebe —
Führ' uns auch gnädig in Dein Reich
Wo mit dem Vater Du zugleich
Regierst in ew'ger Liebe!

Hinter den Singenden, die nun langsam und paarweise, die Männer voran, in die Kirche hineinschritten, kam ein glänzender und lärmender Trupp auf

leichten Jagdrossen herangesprengt, der die Frauen und Kinder scheu auseinander jagte, und an der Kirchthüre halt machte. „Laßt doch erst die Leute hinein, Ritter Udalrich,“ sprach eine reichgekleidete Frauensperson, „die Leute fürchten sich vor den Pferden.“ „Ei Ludwina, Ludwina,“ erwiederte der gottesvergessene und entartete Waidmann, „vor dem Reiter ängstigen sie sich, nicht vor dem Roß; und haben wohl recht, daß sie zittern. Ich will ihnen schon Furcht beibringen, diesen andächtigen Wilddieben!“ — „Aber es sinds ja nicht alle,“ erinnerte Ludwina. „Einer oder alle,“ rief Udalrich, „der Edelhirsch soll ihnen schlimm bekommen, den sie mir angeschossen haben. Hört ihr's, ihr drinnen?“ — „Laßt doch die Leute wenigstens ihr Lied aussingen,“ sprach Ludwina ernst, „sie hören euch jetzt doch nicht an.“ „Sie müssen hören!“ schrie Udalrich. „Jetzt nicht, erwiederte diese fast gebietherisch, jetzt will ich hören, und in die Kirche will ich auch gehen.“ — Der Junker zog die dunkeln Augenbraunen zusammen, aber die Herrische achtete deß nicht, vom Pferde hüpfte sie flink herab, und begab sich hinein, während jener verdrüßlich mit dem Gefolg zur Seite ritt, und ungeduldig ihrer Rückkehr harrend, aus Un- und Uebermuth von Zeit zu Zeit ins Jagdhorn blies.

Das leichtsinnige Frauenbild schien, in ihren goldgestickten Gewanden in die Kirche herein rauschend, nicht wenig Aufsehen, ja selbst einige Bestürzung unter den Anwesenden zu erregen; und diese Störung bemerkend, blieb sie bei einem Beichtstuhle zur Seite des Eingangs stehen. Nicht lange wendete sie die unruhigen Blicke hin und her, bald war ihr Auge starr gegen das Leidensbild gerichtet. In ihrer Seele mögen verwunderliche Aenderungen vorgegangen seyn, denn bald sah man sie, während der Messe, in die Knie sinken, und mit gesenkten Augenliedern in demüthigster Lage ver-

harren, ohne des Zurufs zu achten, der von Zeit zu Zeit zur offenen Kirchthüre herein schallte. Eine tiefe Wehmuth, ein brennendes Schamerröthen war über ihr Angesicht ergossen, nur selten hob sie den Thränenblick zum Bilde des Menschenfreundes, bis sie von lauterm Zuruf beunruhigt, ihr Haupt im Beichtstuhl verbarg.

Zum Beichtstuhl aber schritt ein greiser Priester heran, ein Ordensmann aus dem benachbarten Benediktinerstift, zu beiden Seiten versammelten die Leute sich. Wollt ihr auch beichten? fragte er liebreich. Bestürzt fuhr die schwer Betrübte auf, und trat vom Stuhle zurück. Da stürmte Udalrich, ganz von Unmuth bemeistert, herein. Was solls, Ludwina? rief er mit zornfunkelnden Blicken, wie lange soll ich noch warten? Erblaßt und schweigend schritt sie aus der Kirche, blaß und schweigend kehrte sie in Udalrichs Behausung zurück. In ihr Gemach begab sie sich dort, und schob von innen den Riegel vor, Trank und Speise versagend, weder für Drohungen noch schmeichelnde Bitten beweglich, mit welchen jener vor ihrer Thüre auf alle mögliche Weise sich mühte. Da polterte er endlich gegen Abend mit grimmigem Gelächter an die Thüre, und rief spöttisch: „nun du fromme Büßerin fahre wohl; ich reite zum Gelag; wenn der Morgen graut, komm ich heim; der Geyer hohle eure Launen!“

Für Ludwina war dieß eine gar freudige Nachricht; nicht sobald vermerkte sie, daß das Feld rein geworden, als sie schon aus ihrer Kammer hervorgieng. Ein grobes, bäurisches Gewand legte sie heimlich zurechte, brachte auch ihre Sachen in Ordnung, und ersah sich Zeit und Gelegenheit. Den größten Theil der Nacht verharrte sie im Gebeth, und kaum waren bei frühester Zeit, um des rückerwarteten Ritters Willen, die Thorflügel des Schloßes eröffnet worden, als es

ihr schon gelang, in jenem Gewande gekleidet, und in einem kleinen Bündel bloß das Nothdürftigste und Aermlichste mit sich tragend, von Niemanden bemerkt das Schloß zu verlassen, festen Entschlußes, es niemals mehr zu betreten, sondern nach abgelegtem, strengen Bekenntniße den seligen Pfad der Armuth und der Buße zu wandeln.

Wie sie aber, hinaustretend in die Nacht, durch den Thorweg den letzten Schritt noch zu machen hatte, da fühlte sie sich wie von ungeheurem Entsetzen gelähmt, und als könnte sie, auch mit Riesenkraft, nicht fürder schreiten; zornig sauste ihr der Sturmwind entgegen, und die scheidende Nacht schien wie ein offenes Grab, alle ihre Schrecknisse zu erschließen. Da hörte die Zagende ein Geräusch von Fußtritten im Hofe, und, das erstemal wieder seit langer Zeit, mit dem Siegeszeichen des Kreuzes sich waffnend, wagte sie den entscheidenden Schritt. Erleichterten Herzens eilte sie nun die Anhöhe hinab, und dem Fußpfade zu, der durch Wald und Gebüsch und manche Thalesschlucht zum Kirchlein führte, wohin ihre Herzensangst verlangte. Furchtbar war die Nacht, furchtbarerer noch die Beklemmung, die bald wieder Ludwinens Gemüth ergriff. Hinter der Mondessichel jagte der Sturm schwarzes Gewölke her, also daß Dunkelheit mit schauerlicher Klarheit wechselte, schier wie in Ludwina's Herzen, wo die verfinsterte Liebe in tausend Bildern ihrer üppigen Lebens- oder vielmehr Todesfreuden mit der klaren und richtenden Erkenntniß ihres tiefen Elendes stritt. Vom thauenden Schnee geschmelzt, stürzten wilde Gießbäche längst der Schluchten herab, ächzend erdröhnten die vom Sturme gerüttelten Föhren, lauter heulte der Sturm durch den Wald, und krachend stürzte hier und dort ein gebrochener Stamm zur Erde. Und auf der Wiese im Thalgrund hatte weithin das Gewässer über

der glatten Schneedecke sich gesammelt, also daß der Mond darin sich spiegelte; zitternd, und von Frost und Nässe starrend, glitt Ludwina über die Fläche hin, und bald hatte sie auch den Pfad verloren. — Wohl ein gewaltiger Muth pflegt so Manchen zu beflügeln, der zu einer geliebten Braut die Schritte fördert, oder zu Sieg und Ruhm, oder zu glänzenden Reichthums Gewinn, also daß er keines Mühsals achtet, aber ach, wer eilt mit solcher Hast der wahren Liebe, dem ewigen Gute, dem Einzigen, das des Menschen würdig ist, entgegen? Wahre Liebe giebt wahren Muth, aber das höchste Gut ist auch nur des größten Kampfes werth. Die Sinnlichkeit erwachte jetzt mit erneuerter Stärke, und ihr Feldgeschrei ertönte in allen Zugängen der Seele: Ludwina, Ludwina, du armselige Närrin! kehr' um, kehr' um, dorthin, wo dein Glück blüht, und deine Lust; willst du fromm werden etwa? es ist doch schon zu spät, er verzeiht dir nicht mehr: willst doch hin? Kömmst nicht hin, der nächste Baum stürzt über dich, wirst erschlagen. Kehr' um, geh ein anderes Mal, bei besserer Zeit, hast ja Zeit genug, hülft dir doch nichts mehr!" —

Die Gnade aber, die den guten Willen nie verläßt, zog jetzt mit heiligen Schauern durch ihre Seele. „O Jesu," rief sie, in die Knie sinkend, „erbarme dich meiner!" und ihre heißen Thränen flossen in den Schnee. Und wieder sich aufraffend, schritt sie rüstig fürder, dem hereindämmernden Morgenlichte entgegen.

2.

„Von dem ungerechten und arglistigen Menschen errette mich"
Ps. 41, 1.

Der Sturm war vorüber gezogen, und hatte einer milden Frühlingsluft Raum gemacht, die mit wieder

der erwachendem Leben Fluren und Haine durchhauchte. Schon wickelten die Anemone ihre Blätter auf, und die Schneeglöcklein hoben den grünenden Schaft empor, und milde Sonnenstrahlen erheiterten die Gegend. — Auch Ludwina's Angesicht war von demüthig milder Heiterkeit umflossen, in ihrer licht gewordenen Seele sproßten im wiederkehrenden Hauch des ewigen Frühlings, neue Tugendblüthen hervor. Aber mit Stürmen und Schauern müssen die freundlichen Grußtage des Frühlings wechseln, und harte Bedrängnisse sind es, in denen der Herr die neubegnadigten Seelen heimsucht, prüfet, und kräftiget. Mit liebreichem Ernste hatte der Priester sie darauf vorbereitet, und mit hohem Muthe, mit reiner Willensmeinung, und gutem Vertrauen beschenkt gieng sie vom Altare des Herrn zurück. Noch einmal kniete sie an der Kirchenschwelle anbethend nieder, noch einmal sah sie mit festem Blicke zum trostreichen Bildniß hinan. „Ach mein Gott und Herr“ seufzte sie, „verlasse mich nicht! sey eingedenk deiner elenden Magd, und nimm sie in deine väterliche Zucht, damit sie nicht neuerdings dein allerheiligstes Auge beleidige. Sende mir Kreuz und Leiden, damit ich erkenne, daß du mich begnadigest. Stärke mich aber in Geduld, und lasse mich nicht vergessen, wie armselig ich bin, damit ich wache und bethe, um in der Versuchung nicht zu fallen; gieb, daß deine heiligste Gebärerin mein Trost und meine Zuflucht sey.“

Die Strenge der Jahreszeit, und das Vertrauen zu ihrem Seelenführer, dessen Beistand sie so sehr bedürftig sich fühlte, bewogen sie noch in dieser Gegend zu verweilen; auch hoffte sie unentdeckt zu bleiben. — Getrost wanderte sie nun den zerstreuten Hütten des weitläufigen Dorfes zu, um in einer derselben, für geringe Kost und Behausung, als Magd zu dienen. Da fand sie aber eine mehr als unfreundliche Aufnah=

me, einige wiesen mit harten Worten sie von der Thüre, und schalten sie eine liederliche Landläuferin; andere aber sahen ihr schärfer in's Angesicht, und brachen vollends in Schandworte aus. „Wie," riefen sie, „unsers hochgestrengen Junkers Gesellschafterin? Hat er euch endlich aus dem Schlosse hinausgejagt? Seht euch nur anderwärts um, wir können so eine gottvergessene Person nicht behalten. Hoffart kömmt vor dem Fall, nicht wahr?" Einer reichte ihr doch ein Stücklein Brod; denn meinte er, „habt ihr bis jetzt von unserem sauren Schweiß euch gute Tage gemacht, so könnt ihr das noch hinnehmen, es geht in eins." — Von Angst und Beschämung fast erdrückt, wagte die Arme keinen Versuch mehr, sie eilte aus dem Dorfe, und warf sich, bitterlich weinend, vor einem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes hin, das nebst einem Bethschemel an einem der Bäume angebracht war. Als sie nach einer geraumen Weile wieder sich umsah, stand ein greiser Bauersmann von ehrwürdigem Ansehen neben ihr. — „Was fehlt euch, mein Kind?" fragte er theilnehmend. Ludwina fand sich mit herzlichem Vertrauen zu ihm gezogen; mit niedergeschlagenem Blicke erzählte sie ihm in wenigen und aufrichtigen Worten, wer sie sey, was sie im Dorfe erduldet, und wie es jetzt mit ihr stehe. So ist's, erwiederte der Greis, barmherzig ist Gott, unbarmherzig sind die Menschen. Christen nennen wir uns, und die Strafgerichte des Herrn sammeln wir selber über unser Haupt. Wollet aber nicht verzagen, sondern geht mit, ich gebe euch Dach und Fach, und es soll euch an Arbeit nicht fehlen. — Da lobte Ludwina Gott, und folgte ihm in die Hütte, die ganz einsam am Ende des Dorfes, am Rande eines Hohlweges, gelegen war.

Auf dem Gelage hatte Udalrich mehr als gewöhnlich sich übernommen, also daß er erst Nachmit-

tags wieder in sein Schloß zurückkam. Noch wüste von Nachtwachen und Völlerei, ergrimmte er über Ludwina's Entweichung über die Maßen, also daß er sogleich wieder satteln ließ, um die Entflohene aufzusuchen, von deren Wanderung durch das Dorf die vielzüngige Kunde schon in's Schloß gelangt war. Seine Bemühung gelang ihm früher, als er erwartet hatte. Denn als er vor der Kirche am Bergesabhang vorüber ritt, in welche das Volk zum sonnabendlichen Gottesdienste sich eben versammelte, ward er einer Frauengestalt gewahr, die ihn, obgleich sie in demselben Augenblicke schon über die Schwelle schritt, an Ludwina mahnte. „Othmar!“ schrie er dem Greise zu, der ihr auf dem Fuße folgte, „steh' Othmar, und gieb Red' und Antwort!“ — „Kennt ihr mich noch, gestrenger Herr?“ erwiederte dieser ruhig. — „Ja ich kenne dich auch noch alter Knabe, und sehe, daß du noch lebst. Und deßwegen sprich unverwandt, und sag mir, wer diese ist, die eben da hinein gegangen?“ „Fragt einen andern,“ entgegnete der Greis, „oder fragt lieber gar nicht, denn Fragen der Art stehen nicht fein.“ — „Nur Geduld, Graukopf!“ rief Udalrich, „du sollst mir's entgelten!“ Und, seine Leute am Eingang versammelnd, trat er spähend in die Kirche, wo das Volk vor dem Anfange des Segens ein Lied sang.

Das Lied war kaum zu Ende, als Udalrich seine donnernde Stimme erhob. „Macht Platz,“ rief er, „oder führt selber sie zu mir her! jene dort, die dort an der Stufe kniet.“ — „Das sey fern von uns!“ erwiederte Othmar. „Wiedersetzt euch nicht,“ fuhr jener fort, „treibt keinen Scherz mit mir!“ Unter den Anwesenden entstand eine vielfältige Bewegung. „Was ficht diese Weibsperson uns an?“ ließ es da und dort sich vernehmen, „soll diese uns in's Unglück bringen?“

Und während die einen dem Andringen des Zornmüthigen Raum machten, faßten andere Ludwinen an, um sie empor zu heben. Da stellte sich der Greis zwischen beide in die Mitte, und jugendliches Feuer flammte aus seinem Auge. „Ihr thörichten Brüder,“ sprach er, „ihr christvergessene Christen! Warum seyd ihr denn hier? Und was habt ihr eben für ein Lied gesungen? Wer seyd ihr, daß ihr keine Erbarmung habt mit einer Seele, die bei uns ihre Zuflucht nimmt? O schämt euch, mit allen euren Liedern, mit allen euren Gebethen! Wenn ihr Christen seyd, so zeigt's in Werk und That!“ — „Wer ist Herr hier?“ schrie der Ergrimmte. — „Dieser“ sprach der Priester, der mit Chorrock und Stola schon bekleidet, eben hinzu getreten war, auf das Tabernackel zeigend. „Ihr seyd Schutzherr des Hauses, aber eines Hauses, wo die Gerechtigkeit wohnt. So beugt denn euer Knie und schweigt.“ — „Priester,“ versetzte jener, „ihr seyd kühn. Aber ich will mich nicht aufhalten darüber, nur diese hier muß mit mir gehen. — „Sie wird nicht mit euch gehen,“ antwortete der Priester, „sofern sie nicht will, und sie will Gott lob nicht. So bleibt dann entweder ruhig und stört den Dienst Gottes nicht, oder entfernt euch! Diese aber gehört euch nicht mehr an, und ihr habt keinen Theil an ihr; ihr sollt sie nicht ängstigen und nicht kränken; sie steht unter Gottes Schutz. So denkt denn daran, und zittert vor den Gerichten des Herrn! O sehet hin, wie er von Wunden bedeckt, auf qualvoller Rast, auch euch suchet; auch ihr seyd ja sein Bruder, wenn ihr nur wollt!“ — Einen finstern Blick warf Udalrich auf den Sprechenden, dann schritt er schweigend hinaus, alsbald mit seinem Gefolge davon jagend.

Als der Abendgottesdienst geendet war, eilten viele von den Leuten ängstlich auseinander, und ihren Woh-

nungen zu. Die geringere Zahl war es, welche mit Othmar gieng, um die Verfolgte zu decken, und auch nur dadurch ermuthigt, daß der ehrwürdige Ordensmann, als ein schützender Engel, ihnen bis zu Othmars Hütte das Geleite gab. „Wir hoffen,“ sprach er, sie verlassend, „und wollen dafür bethen, daß dieser Ort für heute Nacht euch eine sichere Herberg gewähre, morgen bei frühestem Tage müßt ihr euch aber aufmachen, und den Weg einschlagen, den ich euch bedeutet habe.“ Und sie segnend, gieng er im Frieden Gottes seinen sichern Pfad, nicht ahnend, daß Udalrich mit seinen Leuten auf mancherlei Wachposten vertheilt, den Zufluchtsort der Geängstigten erlauert hatte. Die stille Nacht, mit schwerem Gewölke des Mondes Glanz umschleiernd, hatte kaum über die Gegend sich gelagert, als Udalrich auf's neue betrunken, schon mit ungestümmer Gewalt an Othmars Hütte lärmte. „Laßt gut seyn, Herr,“ rief dieser innen an der Thüre „Fenster und Zugang sind wohl verrammelt; hab' auf den nächtlichen Besuch mich fürgesehen. Denkt an des Priesters Wort, und lasset euren alten Knecht in Ruhe!“ — „Othmar,“ rief jener, „thu' auf, oder ich brauche Gewalt! Meinst du etwa, man könne dir die Thüre nicht einschlagen? — „Pfui Herr, das wäre wohl eine Heldenthat! Da wäret ihr ja ärger als der Schwede, der drüben überm Gebürge hauset. Es wird euch aber nicht gerathen, denn ich habe für ein tüchtiges Gebälk gesorgt.“ — „Du bist frech, Othmar,“ rief Udalrich, „aber du wirst bald einen Weg aus deinem Fuchsbau suchen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich, und es schien draußen stille zu werden, doch nicht auf lange. Mit vielen Fußtritten und mancherlei halblauten Stimmen trieb sich's draußen um das Haus herum, innen aber begann mehr und mehr sich ein dicker Rauch zu verbreiten, und vernehmlicher

knisterte es bald vom Gehölze des alten Dachwerkes hernieder.

Kopfschüttelnd trat der Greis aus der Stube, um nach der Dachung sich umzusehen. „Sieh' doch," sprach er, „das hätte ich ihm doch nicht zugetraut. Wahrhaftig, er hat uns die Hütte über dem Kopf angezündet." „Ach mein Gott!" rief Ludwina, und sank zu seinen Füßen, „wie habt ihr das verdient! Um einer elenden Sünderin willen kommt ihr um all' euer Hab und Gut!" — „Jammert jetzt nicht," erwiederte jener; „nunmehr frägt sichs, was besser ist für euch, hier in Rauch und Glut, draußen in Udalrichs Hände zu fallen. Das Dach steht schon in Flammen, es stürzt wohl bald herein. Hier ist sicherer Tod; draußen wird es an der Hülfe Gottes nicht fehlen." — „Ach Othmar! ich habe euch in's Verderben gebracht! Weh mir, daß euch um meinetwillen so schreckliches Unglück trifft!" „Ruhig," begütigte Othmar, indem er eilends das Gebälk von der Thüre räumte; „was ist's um das morsche Nest? wäre doch nicht lange mehr d'rin gesessen. Wollt ihr etwas thun, so packt das erste beste, was zu brauchen ist, unter'm Arm. Jetzt laßt uns aus ganzem Herzen zum Retter aus jeder Noth bethen, und getrost hinaus gehen; es ist die höchste Zeit. — In allem Trübsal, Angst und Noth, komm uns zu Hülf' o guter Gott!" —

So sprechend trat er hinaus, zitternd folgte ihm Ludwina. Da war Flur und Gebüsch ringsum schon von der lodernden Flamme erhellt, die auch in den Hohlweg hinableuchtete, und zu den entfernten Hütten des Dorfes Funken und Brände sprühte. „Wohl aufgepaßt!" ließen hier und da einzelne Stimmen sich vernehmen, „sie kömmt! daß sie euch nicht entwischt!" — Unschlüssig standen die beiden, und wußten nicht,

wohin den Fuß zu setzen; da drangen jenseits des Hohlweges, und aus der Tiefe desselben, noch andere Stimmen durch die nächtliche Stille. „Seyd ihr schon dort? Habt ihr Licht aufgesteckt?“ Und mit dumpfen Huftritten sprengte es den Hohlweg herauf; immer lauter, immer näher, bis in der Nähe der zusammenstürzenden Hütte ein Trupp von Reitern zum Vorschein kam, welche die Nacht zum Ueberfalle und zur Plünderung des Dorfes zu benützen im Sinne haben mochte. —

„Heda!“ rief jetzt Udalrich oben im Gehölze seinen Leuten zu, „Schweden kommen heran! Nur rüstig d'ran und d'rauf, dem Häuflein ist bald der Garaus gemacht!“ Und mit grimmiger Hast sprengte er dem Streiftrupp entgegen, der von einem Widerstande hier nichts geahnet zu haben schien. Mit der Ueberlegenheit des unerwarteten Angriffs wurden die feindlichen Reiter den Hohlweg hinab gedrängt; noch weiter verfolgte sie Udalrich mit seiner kleinen Schaar, bis sich am Bergesabhang, in des Kirchleins Nähe, ein wüthend Gefecht entspann. Aus dem Dorfe liefen die aufgeschreckten Landleute hinzu, und mit mancherlei Waffen versehen, eilten auch sie auf den Schauplatz des Tumultes, wo die grimmig sich währenden Feinde in größerer Zahl sich gesammelt hatten. Von Flintenschüssen und Säbelhieben und wüstem Geschrei hallte es furchtbar durch die Nacht, den Klagetönen der jammernden Kinder und Weiber im Dorfe begegnend; oben bei der verglimmenden, und zum Theil gelöschten Glut der zerfallenen Hütte knieten Othmar und Ludwina, und sahen mit gefalteten Händen still bethend zum Nachthimmel empor.

3.

„Denn Ich will nicht den Tod des Sterbenden, spricht Gott der Herr.“ Ezech. 18, 32.

Als der frühe Morgen sein Dämmerlicht über die Gegende verbreitete, both die Umgebung des Kirchleins zu unserm Herrn einen Schauplatz des Elends dar. Durch den Vortheil der genauesten Kenntniß der Gegend, und durch die Ueberlegenheit der Kraft gegen den, von schnellem Marsche ermüdeten Trupp, hatte Udalrich, von vielen der Landleute unterstützt, die Fremdlinge beinahe aufgerieben, so daß die meisten derselben schwer verwundet auf dem Kampfplatze lagen; er selbst hatte eine Wunde davon getragen, die ihn die Heimath zu suchen nöthigte, auch die Seinigen theilten meist dasselbe Geschick mit ihm. Gesichert für jetzt von ferneren Nachstellungen, wandelte Ludwina, von Othmar begleitet, unter den Verwundeten; zu helfen und zu retten verlangte sehnsuchtsvoll ihr mitleidig Herz, aber groß erschien die Noth, und größer noch der Mangel an allem, was zur Hülfsleistung erforderlich war. Doch wollten sie durch vergebliches Sinnen und Klagen die dringenden Augenblicke nicht versäumen, sondern, der göttlichen Erbarmung ihre Bemühungen empfehlend, trennten sie sich, um hülfreiche Hände in Bewegung zu setzen. Auf ein Pferd setzte Othmar einen Bauernburschen aus dem nächsten Hofe, und befahl ihm, nach dem Benediktinerstifte zu reiten; Ludwina durcheilte von Thür zu Thür das Dorf, um für die Verwundeten ein Labsal zu erbitten, und das Nöthigste für Pflege. Wies man sie auch an vielen Seiten wieder, wie gestern, mit schnöden Worten ab, und schalt sie, daß sie um Mörder und Plünderer sich annehme, so ließ sie sich dießmal nicht abschrecken, es gelang ihr auch, manch ein Herz durch

die beweglichsten Bitten zu rühren, und wo diese nicht fruchten wollten, da half die Vorstellung, daß es der eigenen Sicherheit wegen wohl gethan seyn würde; indem es nicht fehlen könne, daß ein zahlreicherer Trupp nachfolgen müsse, von welchem der gestrige nur den Vortrupp ausmachen möchte. „Wollt ihr nicht,“ sprach sie, „mit Freuden Barmherzigkeit üben gegen eure Feinde, die nun in solch Elend gerathen sind, so gebraucht euch wenigstens der Klugheit, durch solch ein Betragen die Schonung der Nachrückenden zu gewinnen! Oder laßt lieber alle Klugheit hier bei Seite, und thut das Klügste, indem ihr durch christliche Liebeswerke den göttlichen Arm versöhnt, der über euch drohend ausgestreckt ist!“

Als der Priester herzu kam, war schon einer und der andere der leichter Verwundeten in den Hütten untergebracht worden, doch die wenigsten im Dorfe mochten hierzu sich verstehen. Da bewirkte er bei ihnen doch so viel, daß sie hinlängliches Stroh herbei schafften, auch den sonst nöthigsten Bedarf. „Nützet doch,“ rief er ihnen zu, „die schöne Gelegenheit, die der Herr so reichlich euch darbiethet! Thut Gutes euren Feinden, erzeugt Liebe denen, die euch hassen; sehet, was könnt ihr Gottseligeres thun in dieser heiligen Fastenzeit, und in der Zeit schwerer Heimsuchung, als ihnen nachahmen, der für seine Widersacher gebethen, und für uns alle sich zum Opfer gegeben hat? Wollet ihr eure Brüder in Frost und Hunger verschmachten lassen, und dann noch bethen? Weh euch alsdann mit eurem Gebeth, es ist ein Gräuel vor Gottes Angesicht!“ — Und in die Kirche begaben die Leute sich, und breiteten im vorderen Raume und in den Seitenhallen auf sein Geheiß das Stroh und die Decken aus; dorthin wurden diejenigen getragen, die am schwersten verwundet waren; und gleichwie der rüstige priesterliche Greis nach ver-

richtetem Meßopfer mit liebreichem Zuspruch von einem zum andern gieng, so ließ Othmar und Ludwina, so weit es möglich war, an nichts es fehlen, was ihr leibliches Elend erheischte. Als einstmaliger Kriegsmann hatte jener zur Noth Wundkranke zu pflegen gelernt; mit zarter Geschicklichkeit, wie sie nur dem Frauengeschlechte eigen zu seyn pflegt, stand diese ihm bei.

Hier lagen nun, während die Anwesenden aus dem Dorfe im mittleren Raume sich zusammen drängten, die armen, von Schmerz und Blutverlust erschöpften, todtmüden Kriegsknechte, von mancherlei Glaubensbekenntniß, und aus verschiedenen deutschen Landen geworben, wie es in jenem Heere gewöhnlich war, das der große nordische Held befehligte; und wenn einer von ihnen dem Wehklagen, und mancher selbst dem Fluchen sich ergeben wollte, so redete ihm Othmar freundlich zu, und sprach: „Du armer Kriegsmann auf deiner Schmerzensrast, wende dein Aug dorthin, zu unserm Herrn auf der Rast; wirst etwa nicht meinen, daß sie gelinder war, als die deine? Schaue fein hin zu ihm, und sey getrost! Wohl ein allgewaltiger Siegesheld ist er, und die unter seiner Fahne dienen, sind wohlgemuth, und erliegen keinem Kreuz, denn das Kreuz selber ist seine Fahne.“ — Und schien auch mancher unmuthig solcher Rede sein Ohr zu verschließen, so fehlte es doch auch an andern nicht, die dem treuen Rathe folgten, und heilsamen Gedanken Raum gaben, die seit lange ihnen fremd geworden, so daß sie aus ganzem Herzen nach der höheren Hülfe verlangten, die durch des Priesters Wort und Hand ihnen zu Theil ward.

Selbst der Anführer des Streifzuges, ein Jüngling von schönem Ansehen, gesellte diesen letztern sich bei. Nicht so schwer als die übrigen verwundet, saß

er, den Kopf an die Mauer gelehnt, auf seiner Lagerstätte, und als Othmar endlich ihm nahete, sah er mit eben so freundlichem als bedeutsamen Blick ihm in's Auge. „Ihr seyd dießmal noch am besten weggekommen, Herr Rottmeister,“ sprach Othmar „da kann man wohl guter Dinge seyn!“ — „Hast recht, Othmar,“ versetzte der Offizier; „doch daß ich guter Dinge bin, hat noch einen andern Grund, und zwar so, ich bin von Herzen froh, dich, alten Kauz, wieder zu sehen. So schaue mich doch recht an, du guter alter Othmar!“ „Berthold?“ rief dieser, und fiel ihm, vor Freuden weinend, um den Hals. „Gemach, gemach,“ erwiederte der, „ich bin ja wund und schwach.“ „Ach Gott, mein Gott!“ klagte Othmar, „was für Freude, was für Gram! Wie kommt ihr unter dieß Volk hinein? und was für ein Satan treibt euch, gegen Udalrich zu Felde zu ziehen! Bruder gegen Bruder, daß Gott erbarme!“ — „Mach' kein Zettergeschrei, Othmar, mein sündhaft Wesen geht dich nichts an, sondern den frommen Vater dorten. Uebrigens bin ich hieher kommandirt, da darf einen kein Bruder mehr zurück halten, am wenigsten ein solcher. Auch habe ich das Feuer nicht anlegen lassen, weiß nicht, wer's gethan hat. Und endlich, damit du beruhigt seyest, habe ich mich wohl in Acht genommen, dem Udalrich eines zu versetzen, den ich wohl erkannt habe. Bringe mir nur den Verband zu Ende, wirst das Uebrige schon erfahren. — „Lieber, lieber Herr,“ sagte Othmar mit weicher Stimme, „der Hieb hätte euch können zu Tod treffen! Seltsam, wie der Säbel abgeglitten seyn muß! Ja, ja, seht nur hinauf zu unserm Herrn und Heiland; wie oft habt ihr als Knabe davor gekniet? jetzt seyd ihr wieder da, und ich, wäre ich an eurer Statt, möchte mir wohl etwas daraus entnehmen.“ — „Ei laß das Predigen seyn, du alter

Schloßvogt," entgegnete jener, ich will ja alles, was recht ist. Ihr aber seyd auf eurer Hut, denn es kommen noch welche nach, und wollen Brandschatzung holen. —

In ein angelegentlich Gespräch ließ Berthold mit dem Priester sich ein, dann gieng dieser mit den Landleuten in das Dorf zurück, theils um die dort untergebrachten Fremdlinge zu besuchen, theils um Maßregeln zur Sicherheit der Gemeinde zu treffen und ihren Muth aufzurichten; Othmar und Ludwina blieben mit einigen Gehülfen in der Kirchenhalle zürück; letztere mit Austheilung der Brühen und anderer Erquickungen beschäftigt, die aus dem Dorfe herzu getragen, und bei offenem Feuer vor der Kirchthüre gewärmet wurde. Ruhig vergiengen die folgenden Stunden des Tages. Als aber zum nachmittägigen Segen zusammen geläutet ward, entstand ein solcher Tummult von der Gegend des Schlosses herüber, daß der Gottesdienst unterbleiben mußte. Die Gefahr war da, wie Berthold sie bezeichnet hatte. Dem nächtlichen Gefechte entronnen, hatte ein Reitersmann der erst heranziehenden Schaar das erlittene Unglück und Udalrichs Angriff berichtet; da beflügelte diese ihren Marsch, und stürmte auf einem andern Wege gerade dem Schlosse zu.

Udalrich, durch einen Bothen gewarnet, der ihm Vormittags von Othmar gesendet worden, mochte die Gefahr für so nahe nicht halten, wund und krank, wie er war, hatte er jetzt so viele Zeit noch gewonnen, um auf's Pferd sich zu schwingen, und auf dem Wege nach der Kirche zu die Flucht zu versuchen. Aber während eine Abtheilung der Schaar das Schloß besetzte, sprengte die andere, auf Rache bedacht, mit verhängten Zügeln hinter ihm her, und ob er gleich einigen Vor-

sprung gewonnen, so hatten sie doch ihn erreicht, als er der Kirche schon nahe war. Da führte der Nächste seiner Verfolger einen wüthenden Streich nach ihm, daß er vom Pferde sank, und sie wollten ihm vollends den Todesstoß geben, da schrie aber Berthold, der eben von Othmar an die Kirchthüre geführt worden war, laut auf: „Haltet ein Kameraden, haltet ein! es ist mein Bruder! — „Rottmeister!“ riefen jene, „ihr noch am Leben?“ Sie ritten hart zu ihm heran, und stiegen vom Pferde. „Mein Bruder ist's!“ wiederholte dieser; „hab' ich euch's nicht gesagt, daß mein Bruder auf diesem Schlosse wohnt? Und ihr erkühnt euch, ihn nieder zu stoßen? Wo ist euer Wort, das ihr mir gegeben habt?“—„Da gilt kein Wort mehr,“ erwiederten die Kriegsleute, er soll büßen, was er angerichtet!“ — „Tragt ihn herzu,“ sprach Berthold gebietherisch, „hierher bringt ihn, und dieß sogleich!“ — Murrend folgten sie dem Befehle, aus der Kirche traten einige, und brachten den Todtwunden hinein. „Was ist's mit der Kirche da,“ sprach einer der Soldaten; „daß ihr hier an der Schwelle steht?“ —„Das ist die Kirche zu unserm Herrn auf der Rast,“ erwiederte Berthold, „und die sollt ihr verschonen, und die Dorfschaft auch.“ — „Verschonen?“ rief der Andere lachend, „wie kömmt euch das zu Sinne, das wir Kirchen und Dörfer verschonen sollen? Wozu treiben wir dann das Krieghandwerk? Unsereins hat keine Rast, unsere Herren haben auch keine; ist das nicht ein geschnitztes Bild da drinnen? Frisch auf Brüder, laßt sehen, was es sonst noch giebt!“ — „So geht denn,“ entgegnete Berthold, „wüthet und zerstöret nach Herzenslust; den ersten, der am Altare sich vergreift; steche ich nieder. Vorerst aber seht euch rechts nnd lins etwas um!“ — Hinein stürmten die Raubgierigen, aber erstaunt blieben sie in der Mitte stehen.

Mit flehender Gebärde sahen die kranken Gefährten auf sie, laut um Schonung bathen einige derselben. — „Kennet ihr noch ein menschliches Gefühl?“ rief Berthold ihnen zu. „Wenn ihr nicht schonen wollt, weil Großmuth euch fremd ist, so thut es doch um eurer Gefährten willen, welche verschmachten werden, wenn ihr die Leute aus Kirchen und Hütten verjagt. Und was wird das Plündern bei so Dürftigen euch nützen? Sucht, wie ihr wollet, es wird der Mühe nicht lohnen!“ — Die Kriegsleute beriethen sich zusammen, die ernstliche Vorstellung wirkte. Sie entbothen sich, mit einer namhaften Brandschatzung verlieb zu nehmen, die sie am nächsten Morgen abholen wollten, und nachdem sie bei Berthold sowohl, als bei den übrigen der verwundeten Gefährten hoch und theuer es beeidet hatten, der Gemeinde übrigens kein Leid zufügen zu wollen, räumten sie die Kirche wieder, und ritten in's Schloß zurück, wo für sie und die dortigen Zurückgebliebenen an Wein und an Lebensmitteln ein überflüssiger Vorrath vorhanden war.

Neben Udalrich kniete Ludwina, vergeblich sich mühend, das Blut zu stillen, das aus der tiefen Wunde quoll. „Ludwina,“ ächzte er, „ihr seyd an meinem Unglück schuld.“ „Denkt nicht an mich,“ erwiederte diese, „denkt an den Herrn; der Tod ist euch nahe.“ „Mache deine Rechnung, Bruder,“ sprach Berthold, auf der andern Seite zu ihm herab gebückt, „du hast Eile. Ich gedachte es anders zu lenken, als ich hierher beordert war, aber das Lenken ist unsere Sache nicht. Darum verzeihe mir, was ich nicht abwenden konnte, ich verzeihe dir diese Wunde auch, und alles Frühere.“ — „Hast leicht verzeihen, du!“ stöhnte jener, mit einer Miene voll Hohn. „Nicht so,“ rief Othomar, „nicht so, wie ihr etwan meinen möget! Nehmet keinen gehässigen Argwohn mit

hinüber! Um Christi Blut Willen wendet euch zu ihm, wendet euch zu euerm Erlöser!" — Mit heftiger Bewegung wies Udalrich die ihn umringenden von sich, und sie entfernten sich, weil der Priester ihm nahete. Aber auch des Letzteren Bemühen schien fruchtlos zu bleiben; wie er auch bath und beschwor, ein finsterer Trotz hielt des Scheidenden Antlitz befangen, und heftiger immer wies er die liebreichste Mahnung zurück. Die dumpfe Bangigkeit, die solch einen Sterbenden mit unerklärlichem Schauern umgiebt, theilte auch den Anwesenden sich mit, unwiederbringlich waren die kostbarsten Augenblicke verronnen, der letzte war nahe. Da legte der Priester das Crucifix auf die Brust, und schritt zu der letzten Oelung. Und als diese letzte der geheimnißvollen Himmelsgaben ertheilt war, hörte man den Scheidenden noch einmal ächzen aus tiefer Brust, angstvoll sah er noch einmal umher, gleich wie hinter donnerschwangerm Abendgewölk der letzte Sonnenstrahl hervor dringt, und plötzlich die Nacht dann herein bricht. Und wie des Todes Gewalt ihn ergriff, da erfaßte er mit krampfhafter Heftigkeit das Crucifix, und fest es umklammernd drückte er es an seinen Mund, in welchem im nächsten Augenblicke kein Hauch mehr sich regte.

4.

„Siehe meine Demuth an, und hülf mir, denn ich bin deines Gebothes eingedenk." Ps. 118, 153.

Am nächstfolgenden Tage zog die feindliche Streifschaar früher und friedlicher aus der Gegend hinweg, als selbst Berthold erwarten konnte. Das Kriegsglück hatte sich gewendet, und die Stellungen der Heere verändert; in raschem Vordringen rückten die Kaiserlichen heran, und jene Schaar, eben davon in Kennt-

niß gesetzt, machte, um nicht abgeschnitten zu werden, bei frühem Morgen sich auf und davon, ohne den Weg mehr gegen das Dorf hin einzuschlagen. Nur kleinere Truppenabtheilungen rückten noch durch diese, zwischen waldigen Höhen versteckte Gegend; sonst hatte sie von Kriegesschreck und Lasten lange nichts mehr zu befahren, so daß das kleine Hospital nur noch an die Angst der letzten Nächte und an die Kriegsnoth mahnte. — Kaum hatten die Leute von der Betäubung und Verwirrung, die sie gefesselt gehalten, sich erholt, so dachten sie schon freiwillig daran, die Kirche wieder zu räumen, indem sie die Verwundeten, deren Zahl durch den Tod der am schwersten Getroffenen schon verringert worden, in ihre Hütten vertheilten. Udalrichs Leiche wurde, auf Bertholds Geheiß, feierlich zur Erde bestattet, er selbst hatte, als die ersten Truppen der Kaiserlichen durchzogen, seine fremde Kriegskleidung, und somit auch seinen bisherigen Kriegsdienst abgelegt; eines umständlichen Vorgangs bedurfte es unter den gegenwärtigen Umständen nicht, die keinen neuen Einbruch einer schwedischen Heeresmacht befürchten ließen.

Noch hatte er zwar seine Rechte auf Udalrichs Güter nicht geltend gemacht, was in diesen verworrenen Zeiten auch so schnell nicht zu Stande zu bringen war; doch drangen die Aeltesten der Gemeinde, so wie selbst Othmar, in ihn, vom Schlosse Besitz zu nehmen, und die Rechtmäßigkeit dieser Besitznahme bei gelegentlicher Zeit vollgültig zu behaupten. Als Udalrichs jüngerm und einzigem Bruder fielen in der That diese Güter ihm anheim, und mit Freuden huldigte ihm die Gemeinde als einem Gebiether, der bereits schon wie ein Schutzengel unter ihnen erschienen war, und von dem sie nichts als Gutes zu hoffen Grund hatten. Wirklich war Berthold ein Edelmann von gleich fröhlicher als gütiger Gemüthsart; aber mit dem ältern

Bru-

Bruder, unter dessen Aufsicht er gestellt war, in stetem Unfrieden, und mit strenger und drückender Härte von ihm behandelt, war er seit mehreren Jahren aus der heimathlichen Gegend entwichen, worüber um so mehr ein böses Gericht in diese Gegend sich verbreitet hatte, als auch Othmar, der bisherige Schloßvogt, bald hernach verschwunden war. Udalrich hatte ihn, als einen widerwärtigen Sittenaufseher, des Dienstes entlassen, und die Hoffnung, in irgend einer deutschen Stadt den Entwichenen zu finden, bewog den Treuen in die Fremde zu gehen, um den leichtsinnigen Jüngling, den er überaus lieb hatte, an solchen Orten aufzusuchen, wohin dieser immer Sehnsucht zu äußern gepflegt. Da erfuhr er endlich, daß die reichliche Löhnung und noch mehr der glänzende Waffenruhm, welcher so viele zu dem Heere des königlichen nordischen Feldherrn hinzog, auch Berthold unter diese Fahne geführt hatte, und in dieser Betrübniß suchte er die alte Heimath wieder, wo er in der einsamen Hütte am Hohlwege, von Udalrich unbeachtet, ein stilles und ärmliches Leben führte, bis die seltsamen Ereignisse des Krieges den Vielbeweinten auf unerwartete Weise ihn wieder finden ließen.

Kaum hatte Berthold sein ziemlich verwüstetes Stammschloß bezogen, als er schon, in Folge der erhaltenen Wunden und der vielen, nachher noch gehabten Anstrengungen, in eine schwere Krankheit verfiel. Da mußte Ludwina den dringenden Bitten Othmars Gehör geben, und wieder in jenes Schloß sich verfügen, das sie, als den Ort ihres früheren üppigen Leichsinns, nicht ohne Abscheu und Herzensangst zu betreten vermochte. Auch diese, stündlich sich erneuernden Seelenleiden als gerechte Züchtigung dankbar hinnehmend, war äußerlich alle ihre Aufmerksamkeit nur auf die Pflege des Kranken gerichtet, für dessen Ge-

nesung so Viele mit bangem Herzen betheten. Bei Tage mit der Verwaltung des Hauswesens beschäftigt, brachte sie die übrige Zeit und alle Stunden der Nacht am Krankenbette zu, kaum das Nothdürftigste für ihre eigene Erhaltung sich gönnend. Unter ihrer unermüdlichen Pflege erholte der Kranke schon in wenigen Tagen sich so weit, daß die größte Gefahr verschwunden war; sie war ihm aber nun noch minder entbehrlich geworden, seitdem sein wiederkehrendes Bewußtseyn an ihrer milden Theilnahme, ihrem wehmüthig freundlichen Blicke, ihren sanften Trostworten, und all den liebevollen Bemühungen sich erheiterte, denen sie mit ungetrübter Geduld zur Erleichterung seiner Leiden sich unterzog. Die unwillkührliche Achtung und Folgsamkeit, die ihr die Leute im Schlosse erwiesen, die Sorgfalt, die sie für die Verunglückten trug, welche, von der feindlichen Besatzung auf's härteste mitgenommen, noch im Schlosse gefunden worden, die liebreiche Art, mit welcher der Benediktiner und Othmar ihr begegneten, alles dieß flößte ihm eine herzliche Zuneigung zu ihr ein.

Als er zufällig ihre baldige Entfernung aus seinem Schlosse erfuhr, sprach er an einem Sonntags-Morgen, da sie eben allein bei dem Lager stand, zu ihr: „Ludwina, wisset, daß ich euern Vorsatz vernommen habe, und daß ich dadurch betrübt worden bin. Euer liebreich Benehmen, und euer wahrhaft christlicher Wandel sind mir nicht gleichgültig geblieben. So bäurisch eure Kleidung ist, so adelich und holdselig ist euer ganzes Wesen; und seyd ihr mir in Todesnoth treulich zur Seite geblieben, so bleibt es auch nun, in meinem Glücksstande; und schlaget die Hand nicht aus, die ich nunmehr euch anbiethe!“ — Ludwina erschrack sichtlich bei diesen Worten, dann flog eine glühende Röthe über ihr Angesicht. Wisset, Herr, sprach

sie mit bebender Stimme, „daß ihr mich für etwas Besseres haltet, als ich bin. Ihr kennt mich nicht, Herr, sonst würdet ihr mich verachten.“ — Rede nicht also, Ludwina. „Würdest du mich kennen, so müßtest du mich verachten. Du magst gethan haben, was es immer sey, hier liegt einer, der seinen heiligen Glauben in die Schanze geschlagen hat. Es hat ein Mensch dem andern, ein Sünder dem andern nichts vorzuwerfen; richte jeder sich selber. Da, gebt mir eure Hand!“ — „Nicht so, mein Herr,“ erwiederte Ludwina, „niemals kann es mir zu Sinne kommen, zu suchen und anzunehmen, was euch nur zur Schande, mir aber zum ewigen Vorwurf gereichen würde.“ Mehr konnte sie vor Bitterkeit der Empfindung nicht sagen, und von vielfältiger Bewegung bestürmt, verließ sie das Zimmer.

In ihr einsames Gemach eilte sie, und sank in ihre Kniee, zu dem allgegenwärtigen, unsichtbaren Richter und Erbarmer, ihre Hände ausbreitend, und ihr Auge überströmte von heißen Thränen. Lange verweilte sie so, bis Othmar, sie suchend, hereintrat. „Ich weiß schon, was euch betrübt,“ sagte er, „und werde euch nicht dafür und auch nicht dawider rathen. Fürwahr, ihr habt da einen harten Straus zu bestehen, und wüßte ich aus solchem Gedränge keineswegs mich heraus zu finden; denn dem Berthold ist's Ernst mit seinem Antrag; und ob's euch mit eurem Fürsatz Ernst sey, dieß müsset ihr wissen. Entscheidet euch aber, wie ihr wollt, ich werde euch jederzeit lieb behalten, und kann's dem guten Herzen nicht verargen.“ — „Ich bin mit meinem Entschlusse im Reinen,“ sprach Ludwina; „was meint ihr, Othmar, auf welche Weise?“ — Da sah ihr dieser fest in's Auge; dann sagte er, ihre Hand drückend: „Ihr schlagts aus.“ Dann aber, setzte er zögernd und trau-

rig hinzu, dann aber müßt ihr fort. „Ach mein gütiger Gott! wie trübselig ist doch dieses Leben! Und bald, bald müßt ihr fort, herzliebes Kind, sonst möchtet ihr andern Sinnes werden.“ „Nein,“ sprach Ludwina, wie verklärt, unter Thränen: „nein; mein Sinn darf — soll sich nicht ändern. Arm, älternlos, von geringem Herkommen, soll ich das Leben eines adelichen Ritters, der jetzt schon zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt, und eine edle, unschuldsvolle Gattin sich erwerben kann, an mein Leben fesseln, das früher durch Leichtsinn und Ueppigkeit so viele zum Aergernisse, vielleicht auch zum Falle gereichte? — Nein, nur Verborgenheit suche ich, und einen Beruf, wo ich meinem gnädigen Gott und Heilande dienen, und in den Kranken und Nothleidenden ihn erquicken kann. Der mich dem Verderben entrissen hat, wird mir auch dazu verhelfen. So spricht mein Gewissen!“ — „Der alte Othmar aber spricht,“ sagte der Greis mit frommer Rührung, indem er segnend seine Hände auf ihr gesenktes Haupt legte, — „heiliger Gott! dein Wille geschehe!“ —

Ganz in der Stille packte Ludwina ein kleines Bündel zusammen, um zum zweiten Male, doch in ganz anderer Stimmung, und nicht ohne seligen Trost im Innersten des tiefgebeugten Gemüthes, das Schloß zu verlassen. Es war am Sonntag Judica, als sie von heiterer Frühlingssonne begrüßt, den Fußpfad zur Kirche betrat, still bethend schritt Othmar in einiger Entfernung denselben Weg.

Die Segenmesse hatte eben angefangen, da sie die Kirche erreichten. Als sie geendigt war, legte Ludwina noch einmal ihr reumüthig Bekenntniß ab, und gieng mit dem Priester über die letzten Ereignisse und ihren künftigen Lebensweg zu Rathe; dann reichte er

ihr die heilige Communion. Lange verweilte sie knieend und den feuchten Blick unverwandt zum Bildnisse unsers Herrn gerichtet, vor dem Altar, und schien sich nicht losreißen zu können von dem beweglichen Bilde, in dessen Anblick sie der Herr mit so reicher Erbarmung heimgesucht, von der Vorstellung seiner schmerzhaften Rast, die nun auch ihrem Herzen die friedliche Rast der Demuth und Buße gestiftet hatte. Aus der Kirche trat sie nun und nahm mit großer Wehmuth Abschied vom Priester, der sie segnete und ein Schreiben ihr mitgab, von Othmar, dem zu jedem Worte die Stimme versagte. Dann gieng sie einsam ihren Weg, den Ersterer ihr bezeichnet hatte, weit hinweg wanderte sie in eine ferne Stadt, wo sie als Layenschwester in ein Elisabethinerkloster einzutreten gedachte. Nie ist sie mehr in dieser Gegend gesehen worden.

7.

Der Augenarzt.

Theodor Starke galt allgemein für den reichsten Einwohner der Stadt, in der er lebte. Zwei der schönsten Häuser darin gehörten ihm, seine Gärten wurden von jedermann bewundert; er hielt sich eigene Equipage, hatte mehrere Bediente und Geld die Hülle und die Fülle, wie sein Nachbar zu sagen pflegte.

Und doch war Herr Starke und seine Frau, Amalie, nicht glücklich. Das, was andere für einen Segen des Himmels halten — Kinder nämlich — verbitterten ihnen das Leben. Nur zwei hatte ihnen der Himmel geschenkt, einen Sohn, Ludwig, und eine Tochter, Elenore. Ihr Anblick gewährte den zärtlichen Eltern in den ersten Jahren ihres Daseyns unendliches Vergnügen. Mehr als alle Schätze, die sie besaßen, galten ihre Kinder. In ihnen erkannten sie sich selbst, durch sie wurden sie in ihre eigene Kindheit zurück versetzt, und wer an ihren Kindern Gefallen hatte, war ihnen lieb und theuer. Ach, diese Kinder wurden späterhin für sie die Quelle manigfaltiger Leiden!

Aus Ludwig sollte ein vorzüglicher Mann werden. Nichts wurde versäumt, seine Seelenkräfte auszubilden, und um dieses mit desto besserm Glücke zu erreichen, wurde er schon — trotz der Gegenvorstellungen der Mutter — in seinem zwölften Jahre auf eine lateinische Schule geschickt, die zwanzig Meilen von

seiner Vaterstadt entfernt lag. In dem Hause eines Anverwandten wurde für ihn Wohnung und Kost ausgemacht. —

Unglücklicher Weise gerieth Ludwig in schlechte Gesellschaft. Seine Freunde verführten ihn nicht nur zur Vernachläßigung seiner Schularbeiten, sondern auch zu mehrern Untugenden — zur Unmäßigkeit und zum Spiele. Das Geld, das er von seinen Eltern erhielt, verschmauste und verspielte er, und machte noch obendrein Schulden. Er fürchtete die Vorwürfe seiner Eltern, und verließ heimlich seinen Aufenthaltsort, gerade als er in sein fünfzehntes Jahr trat.

Unbeschreiblich groß war der Schmerz, den seine Eltern darüber empfanden. Sie bothen alles auf, seinen Aufenthalt zu erforschen. Vergebens! Es vergieng ein Jahr nach dem andern, ohne daß sie das mindeste von ihm hörten, und endlich gaben sie ganz die Hoffnung auf, ihn je wieder zu sehen. Aber oft erinnerten sie sich an ihn, und diese Erinnerungen waren mit bitterem Schmerz verbunden.

Es blieb ihnen nur noch ein einziges Kind, Elenore, über. Zwei Jahre jünger als ihr verlorner Bruder, hieng sie mit der zärtlichsten Schwesterlieb an ihm, und empfand über seinen Verlust tiefen Kummer. Fiel auf ihn die Rede, so regten sich in ihrem Herzen schmerzliche Empfindungen, sie brach in Thränen aus, und konnte nicht leicht wieder beruhiget werden; daher ihre Eltern sich sorgfältig in Acht nahmen, in ihrer Gegenwart von Ludwig zu sprechen.

Elenore wuchs schnell empor, und war der Trost und die Freude, ihrer guten Eltern. Sie besaß die Tugenden ihrer redlichen Mutter, und nahm durch ihr bescheidenes Wesen für sich ein.

Schon hatte sie das neunzehnte Jahr zurückgelegt, und berechtigte zu den erfreulichsten Hoffnungen. —

Ach, da zog sich über dem Haupte des guten Mädchens und ihrer Eltern eine trübe Wolke zusammen, die nichts Gutes andeutete.

Elenore war eine große Freundin von Büchern. Ihre Erholungsstunden brachte sie fast immer mit Lesen nützlicher und geistreicher Bücher zu. Sie gieng dann gerne mit einem Buche in der Hand im Garten auf und ab spazieren.

Ein bewährter Freund ihres Vaters hatte zufälliger Weise bemerkt, daß sie selbst im Sonnenschein, wenn die Strahlen gerade auf's Papier fielen, zu lesen pflege, und ihr die freundschaftliche Erinnerung gegeben, dieses ja zu unterlassen, weil es für die Augen schädlich sey. So folgsam auch Elenore gegen solche Ermahnungen war, so übersah sie doch diese; sey es darum, weil sie sich vergessen hatte, oder weil sie die Sache für übertrieben hielt, genug, sie las auch fernerhin, wie zuvor, im Sonnenlichte.

Jetzt, da das liebenswürdige Mädchen einer glücklichen Verbindung mit einem edlen Manne nahe war, traten auf einmal die bösen Folgen ihrer Unvorsichtigkeit ein. Sie fieng an, in den Augen leise Schmerzen zu fühlen, die immer heftiger wurden; es umzog dieselben ein feiner Nebel, und oft schien es ihr, als wenn Funken davor umher tanzten. Nach einiger Zeit verlor sie fast ganz das Gesicht.

Wer beschreibt den Schrecken der unglücklichen Eltern, denen nun auch ihr noch einziges Kind keine Freude machen sollte! wer die Trauer Elenorens, als sie ihre süßesten Hoffnungen gleich einem Nebel verschwinden, und den traurigsten Zustand, der sich nur denken läßt, vor sich sah! Der Gedanke, daß sie gänzlich erblinden und so um die schönsten Freuden der Natur kommen könne, dieser Gedanke schlug sie sehr darnieder; doch die Religion, diese mütterliche Tröste-

rin in jedem Leiden richtete sie wieder auf. „Nun,“ sprach sie mit frommer Fassung — „wenn du, lieber Gott vor meinem nachtumflorten Blicke die äußere Welt des Sinnlichen verbirgst, wirst du mir die innere, geistige Welt eröffnen! Dich erkennt, Dich sieht das Auge meines Geistes, und dort — öffnet sich das Auge wieder! Dein Wille geschehe!“ —

Elenore wurde nun fast ganz blind. Mehrere Aerzte, die zu Hülfe gerufen wurden, stimmten dahin überein, daß sie den Staar bekommen habe. Bei der Frage: ob dieses Uebel nicht zu heben sey, zuckten sie die Achseln und gestanden, daß sie nicht im Stande wären, für den guten Erfolg ihrer Kur zu stehen. Ein einziges Mittel, sagten sie, bliebe noch übrig, „nämlich den Staar zu stechen; aber diese Operation sey gefährlich, und könnte, da keiner von ihnen sich darin eine große Geschicklichkeit zutraute, vielleicht unglücklich ablaufen.

Starkens Haus wurde jetzt zur Wohnung der Trauer und des Jammers. Mit schwerem Herzen sah er das Unglück seiner geliebten Tochter, dem er mit all dem vielen Gelde, das er besaß, nicht abhelfen konnte. „Was helfen mir meine Schätze?“ sagte er einmal etwas niedergeschlagen. — „Wer wird sie nach meinem Tode gehörig verwalten? sie machen meine Leiden nur größer. Alles gäbe ich hin, wenn ich der armen Elenore dadurch ihr Gesicht wieder verschaffen könnte.“ Noch trostloser war die Mutter. Kein Tag vergieng, daß sie nicht das Unglück ihrer Tochter beweinte, und lange Zeit hindurch hatte sie fast lauter schlaflose Nächte.

Elenore allein fügte sich mehr als ihre Eltern mit schöner Geduld in ihr Unglück, und beklagte nur, daß sie die Wünsche und Hoffnungen ihrer Eltern nicht erfüllen könne. Stärker als jemals erwachte jetzt

bei ihr die Erinnerung an ihren Bruder. „Wenn der nur hier wäre,“ sagte sie oft zu ihren Eltern, „dann wäre ich getröstet. Er würde ihre Freude, und im Alter ihre Stütze seyn.' Jetzt haben Sie niemand, der ihnen, gute Eltern, zur Seite stände. Und auch mir wäre geholfen, wenn Ludwig bei uns wäre. Ich konnte mich mit ihm unterhalten, und wenn sie einmal — doch an den Tod und an die traurige Lage, die mir dann bevorsteht, will ich jetzt noch nicht denken.“

Die Eltern trösteten sie, und Elenore nahm ihren Trost an, und gieng der finstern Zukunft mit ruhiger Gott ergebener Seele entgegen.

In dieser Zeit verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, daß in der Nähe ein geschickter Augenarzt angekommen, der im Stechen des Staares sehr glücklich sey, und schon viele Kuren mit dem besten Erfolge verrichtet habe.

Diese Nachricht brachte in das Starkische Haus neues Leben und neue Hoffnungen. Er wurde sogleich aufgesucht, und kam nach einigen Tagen an Starkens Aufenthaltsort an. Es war ein junger, bildschöner Mann von den feinsten Sitten und empfehlender Geistesbildung. Er machte den liebenden Eltern zur Wiederherstellung des Auges ihrer Tochter große Hoffnung. Diese fielen ihm freudig um den Hals, und bathen ihn mit der rührendsten Herzlichkeit, daß er doch ja seine ganze Kunst aufbiethen möchte, Elenorens Uebel zu heben. Der Arzt bath es sich aus, daß die Eltern der Blinden bei der Operation nicht zugegen seyn möchten.

Mit Standhaftigkeit setzte sich die unglückliche Elenore auf den Stuhl, zu welchem der Arzt sie führte. Er untersuchte das Auge, griff nach seinen Instrumenten und begann die Operation, die freilich mit empfindlichen Schmerzen verbunden war, aber auch nur wenige Minuten dauerte.

„Es ist alles glücklich vorüber!“ sagte er jetzt, „das Gesicht ist gerettet.“

Elenoren fiel gleichsam eine Decke von den Augen, und wie freudig pochte ihr Herz, als sie wieder etwas sehen konnte. Mit aller Vorsicht war das Zimmer vorher durch Herablassung dichter Vorhänge verdunkelt worden, weil im entgegengesetzten Falle der zu starke Reiz des hereinfallenden Tageslichtes Elenorens Auge zu sehr angreifen, und ihr völlige Blindheit zuziehen könnte. Der Arzt verordnete noch verschiedenes in Rücksicht der Behandlung der glücklich Geheilten und begab sich dann eiligst aus dem Hause.

Herr Stark und seine Gattin kamen jetzt, zitternd vor Furcht und Hoffnung, in das Zimmer. Die Nachricht, daß alles glücklich gegangen sey, und daß Elenore wieder sehe, brachte beide, besonders die Mutter, in eine Art von Ohnmachtstaumel. Sie wußten sich vor Freude nicht zu fassen.

Sie schickten sogleich eine Kutsche nach dem Augenarzte, aber er wollte nicht erscheinen, sondern bath es sich aus, ihnen nur nach völlig geendigter Kur seine Aufwartung machen zu dürfen.

Als Elenore wieder ganz hergestellt war, veranstalteten ihre Eltern ein Freudenfest. Schon waren alle Gäste versammelt, als der Augenarzt in den Saal trat. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, alle giengen ihm freudig entgegen, und dankten ihm für Elenorens Rettung. Diese drängte sich durch den Haufen, und wollte ihrem Retter herzlich danken, als dieser sie mit Heftigkeit und Thränen im Auge ans Herz drückte. „O wie dank ich dem Himmel,“ sprach er mit Rührung, „daß ich die Geschicklichkeit besitze, durch die ich schon manchem Unglücklichen ein neues Leben schenkte. Jetzt habe ich — meine Schwester gerettet.“

Die ganze Gesellschaft staunte über die Rede. Aber der Arzt sagte traulich zu Elenoren: „Sieh mich an, theure Schwester, ich bin dein Bruder Ludwig.“

Jetzt fiel er seinen Eltern zu Füßen, die nicht wußten, was sie zu diesem unverhofften Auftritte denken sollten, und bath und flehte sie, den verlornen aber reumüthig und gebessert zurückkehrenden Sohn nicht zu verstossen.

Es entdeckte sich alles bald, und die glücklichen Eltern zweifelten nun keinen Augenblick länger, daß ihr verlorner Sohn an ihren erfreuten Herzen lag.

Da entstand ein neuer Jubel, und Glück und Freude aber auch Lobpreisungen Gottes und wahre Frömmigkeit kehrten im Hause dieser guten Familie ein, und bildeten sie immer mehr zu einer Familie, deren Namen im Buche des Lebens eingeschrieben sind.

Besonders zeichnete sich Ludwig durch zarte Frömmigkeit und zärtliche Gottesliebe aus. „Ach,“ sagte er oft, mit der schönen Thräne des gerührten Dankes im Auge — „wann, o wann werde ich die Erbarmungen Gottes genug preisen können! — Ich war verloren, und Er hat mich gefunden; — ich war todt und Er hat mich wieder lebendig gemacht!“ —

Elenore ward eine glückliche Gattin und Mutter, und Ludwig die Stütze und Freude seiner Eltern bis in ihr spätes Alter, wo sie sanft in seinen Armen selig im Herrn entschliefen.

8.

Alfred der Große.

Eine historisch-biographische Skizze.

Als eine hohe, ehrfurchtgebiethende und zugleich ungemein liebenswürdige Erscheinung begegnet uns in der Geschichte Englands Alfred der Große, einer der kräftigsten und weisesten Könige, groß im Glück und Unglück, im Krieg und Frieden: ähnlich Karl dem Großen, dem er nur an Thatenglanz, nicht aber an Thatenwerth nachsteht.

Er war der fünfte Sohn Königs Ethelwolf, geboren zu Wantage in Berkschire im Jahre 849. Wegen seiner Schönheit, Munterkeit und Freundlichkeit ward er frühzeitig der Liebling seiner Eltern.

Sein Vater schickte ihn daher als einen vierjährigen Knaben (853) mit einem großen Gefolge nach Rom, wo ihn Pabst Leo IV. zum König salbte; und er selbst nahm ihn mit sich, als er im Jahre 855 eine Pilgerreise nach Rom vollzog.

Schon in zarter Jugend fand Alfred Gefallen an vaterländischen Gesängen, oder altsächsischen Liedern, die er sich wiederholt hersagen ließ und auf solche Art auswendig lernte; aber erst in seinem zwölften Jahre lernte er lesen, und zwar auf folgende Veranlassung.

Er war mit seinen Brüdern einst bei seiner Stiefmutter, seine leibliche Mutter, eine eben so verständige

als gottesfürchtige Frau war schon im Jahre 854 gestorben. Jene zeigte den jungen Prinzen eine schön gemalte Liedersammlung und versprach sie demjenigen von ihnen zu schenken, der diese Lieder zuerst auswendig lernen würde.

„Willst du wirklich," rief Alfred, „demjenigen unter uns das schöne Buch schenken, der es zuerst dir wird vorlesen können?" —

„Ja," erwiederte sie lächelnd. Jetzt erwachte in ihm die Begierde lesen zu lernen, und er gewann vor seinen Brüdern den Preis, und fieng nun auch an, Latein zu lernen. Während er aber seinen Geist bildete, versäumte er die nöthigen Körperübungen nicht. Erst als Jäger, dann als Krieger führte er die Waffen. So stand er seinem Bruder Ethelrod obschon ihm dieser ein großes Erbgut entzogen hatte, bei allen Kriegsunternehmungen kräftig bei, und wendete mehr als einmal Niederlagen von seinem Heere ab.

Als Ethelrod im Jahre 871 starb, ward Alfred, damals 22 Jahre alt, nach dem allgemeinen Wunsche der Nation auf den Thron erhoben. Aber wankend schien dieser Thron: Unglück und Gefahren umringten ihn. Die Dänen, obgleich kurz vorher geschlagen, überschwemmten England von allen Seiten. Schon hatten sie sich auf der östlichen Seite Wohnsitze erstritten, und nahe schien der Zeitpunkt, wo die Eingebornen Sklaven der Dänen werden würden.

Alfred bekämpfte öfter diese wilde Horden, und both ihnen, wenn er sie gedemüthigt, großmüthig die Hand zum Frieden. Allein weder die feierlichsten Vergleiche, und die heiligsten Versprechungen hatten für sie eine bindende Kraft. Die Treulosen fielen immer auf's neue in seinen Besitzungen ein, und wie ihre

Schaaren wuchsen, nahm auch Raub, Plünderung und Verheerung des unglücklichen Landes zu. Endlich sank der Muth der Engländer zu gänzlicher Verzagtheit, sie glaubten sich vom Himmel zum Verderben bestimmt und zerstreuten sich. Einige verließen ihr Vaterland, andere unterwarfen sich den Räubern.

Von seinem Volke verlassen, und nicht vermögend die Zerstreuten augenblicklich wieder zu sammeln, konnte Alfred nur darauf denken, den Verfolgungen seiner Feinde zu entgehen, um sich für bessere Zeiten zu erhalten. Er entließ daher sein Gefolge, legte allen königlichen Schmuck ab, zog Bauernkleider an, und floh in die Moräste von Sommerset. Dort begab er sich in die Hütte eines seiner Hirten und theilte Arbeit und Beschwerde mit dem niedrigsten seiner Knechte. Aber mitten in der tiefsten Erniedrigung verließ ihn nicht die Hoffnung besserer Zeiten, nicht das Streben, den Thron seiner Väter wieder zu besteigen.

So gestimmt saß er einst am Heerde und bereitete sich einen Bogen und Pfeile. Da gab ihm die Frau des Kuhhirten, die ihn für einen Knecht hielt, den Auftrag, auf die Brode, die am Feuer geröstet wurden, zu achten. Er aber, versunken in Heldengedanken, vergaß des Auftrages. Als nun die Hirtin zurück kam, und die Brode verbrannt fand, schalt sie ihn einen faulen Knecht, der wohl Brod essen, aber nicht backen möchte.

Sobald die Feinde ihn weniger sorgfältig aufsuchten, begab er sich mit einigen Anhängern auf eine kleine Insel in Sommerset, fünf Meilen von Taunton, welche von nun an Aethelingey, oder die Insel der Edeln genannt wurde. Ueber ein Jahr lag er hier, aber nicht müßig. Er baute sich eine Feste, und wie aus einem unsichtbaren Schloß that er Ausfälle

auf die umherstreifenden Dänen. So fühlten sie oft die Stärke seines Arms, ohne zu wissen, woher die Streiche kamen.

Um eben diese Zeit war Oddune, Graf von Devonshire, auf seiner Felsenburg Kinwith von den Dänen eingeschlossen, und in Gefahr, aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser zur Uebergabe gezwungen zu werden. Auf's Aeußerste gebracht, wagte er einen unvermutheten Ausfall, und der Muth der Verzweiflung führte ihn zum Sieg. Er schlug die Dänen und erbeutete ihre, von ihnen heilig gehaltene Fahne Reafen genannt, worauf ein künstlich gefertigter Rabe unter Zaubersprüchen gestickt war. Dieser Vorfall erweckte den Muth der Angelsachsen, sie betrachteten das erbeutete Panier als das Zeichen eines siegverheißenden Kampfes.

Mit Freuden vernahm dieß Alfred. Jetzt konnte er die Wiederherstellung seines Reichs betreiben, da Muth und Selbstvertrauen in die Herzen der Seinigen zurückkehrte. Doch bevor er ein großes Unternehmen wagte, fand er für nöthig, die Stärke, Verfassung und die Anschläge seiner Feinde zu erspähen. Kundig des Saitenspiels und Gesangs, kleidete er sich wie ein sächsischer Balladensänger und gieng so mit der Laute in der Hand, in das Lager der Dänen, nach Eddington in Berkschire.

Die Dänen ahneten nicht, wer er sey; sie nahmen ihn freundlich auf, fanden Gefallen an seinen muntern Gesängen und führten ihn sogar in das Gezelt ihres Anführers Guthrum.

Einige Tage verblieb er im dänischen Lager und während er alle durch seine Lieder gleichsam bezauberte, beobachtete er sorgfältig ihr Lager und ihre Gespräche,

ihre

ihre sorglose Sicherheit und ihre thörichte Verschwendung. —

Nicht umsonst hatte er diese Beobachtungen gesammelt. Gleich nach seiner glücklichen Rückkehr sendete er heimlich Bothen zu den Angesehensten der Angelsachsen, befahl ihnen, das Volk zu bewaffnen und an einem bestimmten Tage bei Brixton zusammen zu kommen. Freudig kamen sie, und lauter Jubel erscholl, als sie ihn, ihren geliebten König wieder sahen, den sie schon für todt gehalten hatten, und der sie jetzt auf's neue zum Sieg rief.

Sogleich führte er sie nach Eddington, griff dort den schwächsten Theil des dänischen Lagers an, und erfocht einen herrlichen Sieg über die sorglosen und jetzt erschrockenen Feinde. Geschlagen flohen sie mit ihrem Anführer Guthrum in einen festen Platz.

Alfred rückte ihnen nach, schloß sie ein, und zwang sie nach vierzehntägiger Belagerung zur Uebergabe. Das Leben schenkte er ihnen, doch nöthigte er sie, entweder Britannien zu verlassen, oder als Zeichen der Unterwerfung das Christenthum anzunehmen und nach angelsächsischen Gesetzen zu leben.

Guthrum und die meisten Dänen seines Gefolges wählten das letzte und wurden im Jahre 880 getauft. Alfred selbst vertrat bei Guthrums Taufe Pathenstelle und bestätigte ihn in der Regierung über Ostangeln und Northumberland, die dieser als Lehen von Wesex besitzen sollte. Auch blieben die nun christlichen Dänen, so lange Guthrum lebte, ruhig, und vertheidigten sogar die britischen Küsten gegen die Einbrüche ihrer heidnischen Landsleute.

Alfred, nun wieder König, brauchte diesen ersten Schimmer von Ruhe, um seinem zerrütteten Reiche

aufzuhelfen und künftigen Einfällen der Dänen zuvorzukommen. Er stellte daher die zerstörten Städte wieder her, schützte das offene Land durch feste Plätze und ermunterte seine Großen schon um ihrer eigenen Sicherheit willen, Schlösser zu erbauen. Alle dienstfähige Mannschaft ließ er aufschreiben, übte und theilte sie in zwei Hälften, durch die einen ließ er die Festungen und das Land bewahren, die andere ließ er von den Kriegsbeschwerden ausruhen und Ackerbau treiben, beide aber jährlich mit einander wechseln.

Da er einsah, daß die Stärke seiner Feinde in Schiffen bestehe, so wendete er auch auf das Seewesen, das vorher von den Angelsachsen gänzlich vernachlässigt worden war, seine Regentensorgfalt. Jetzt oder schon früher, erbaute er eine Flotte von 120 Schiffen, die er zum Schutz der Küsten in die Häfen seines Reiches vertheilte und in kurzem waren seine Angelsachsen den Dänen in der Kunst des Schiffbaus und in der Geschwindigkeit des Segelns überlegen.

Aber neue Erschütterungen erfolgten. Hastings, ein berühmter dänischer Anführer, kam von Frankreich, wo er lange Zeit schrecklich gehauset und alle Länder an der Loire und Seine verwüstet hatte, im Jahre 693 mit einer Flotte von 330 Schiffen nach England. Ein Theil dieser Flotte landete an der Küste von Kent; ein anderer, bei dem sich Hastings selbst befand, lief in die Themse ein und landete bei Bilton. Unerschrocken rückte Alfred den Ankommenden entgegen, auch gewann er einige Vortheile über sie; aber ihre Macht war zu groß, als daß er sie sogleich vertreiben konnte, und um das Maß seiner Bedrängnisse zu erhöhen, empörten sich auch die Dänen in Northumberland und Ostangeln nach Guthrums Tode.

Gegen so zahlreiche und mächtige Feinde sich zu vertheidigen, war schwer. Doch Alfred verzagte nicht!

Wie ein Sturm flog er nach allen Seiten hin, und nach vier blutigen und verheerenden Jahren trug seine Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit endlich den Sieg davon. Hastings wurde genöthigt, England zu verlassen, die empörten Dänen in Northumberland und Ostangeln wurden zur Ruhe gebracht, und neue Einfälle zurückgewiesen.

So behauptete Alfred die Sicherheit seiner Krone und ward nun mächtiger, als seine Vorfahren, indem er über ganz Britannien herrschte.

Aber wie sehr auch Alfreds Herrschaft gesichert und erweitert war, so lag doch sein Reich in dem elendesten Zustande. Ueberall sah man Spuren eines wilden, verheerenden Krieges: eingeäscherte Kirchen und Klöster, öde Städte, verwüstete Schlösser und Dörfer. Noch streiften einzelne Dänen räuberisch umher, selbst die Angelsachsen hatten sich an's Rauben gewöhnt; die Gesetze waren ohne Kraft und das Eigenthum ruhiger Bürger eben so wenig, als ihr Leben gesichert. Um diesen Uebeln zu steuern, sorgte Alfred vor allem für bürgerliche Ordnung und öffentliche Sicherheit, und seine Gesetze, gebaut auf schon vorhandene, altsächsische Einrichtungen, wurden die wahre Quelle des englischen Rechts.

Er ließ eine umständliche Landesbeschreibung, oder ein Verzeichniß aller Güter seines Reichs ausfertigen, und theilte demnach ganz England in Grafschaften, die Grafschaften in Trithings, jedes Trithing in Hunderte, die Hunderte in Zehntel. Jedes Zehntel enthielt zehn benachbarte Hausväter, von denen jeder für des andern Aufführung, so wie wiederum jeder Hausvater für die Aufführung seiner Hausgenossen, selbst seiner Gäste, wenn sie länger als drei Tage bei ihm blieben, stehen mußte. Nur wer in ein Zehntel ein-

geschrieben war, (und dieß geschah nur mit Zustimmung der Hausväter eines Zehntels) genoß des Schutzes der Gesetze; Landstreicher wurden festgehalten, Räubereien auf das Härteste bestraft. Zur Handhabung der Gerechtigkeit war zuerst bei geringfügigen Vergehen und Streitigkeiten die Versammlung der Hausväter oder Decenarien bestimmt. Von dieser fand Berufung statt an das Gericht der Hunderte, das aus einem Ausschuß von zwölf Männern bestand und sich alle Monate versammelte. Höher als dieses stand das Grafschaftsgericht, das alle Jahre zweimal unter dem Vorsitz des Bischofs und Grafen gehalten wurde. Wer sich mit den Ansprüchen dieser Gerichte nicht beruhigte, der konnte sich an den König wenden, und Alfred war in Abfertigung solcher Sachen unermüdet. Er selbst verfertigte ein Gesetzbuch, das aber nicht auf unsere Zeiten gekommen ist, und zeigte sich unerbittlich in Bestrafung ungerechter Richter.

Mit dieser Sorge für bürgerliche Ordnung und Gesetzlichkeit verband er auch die Sorge für bürgerlichen Wohlstand. Er zog aus allen Ländern fleißige Fremdlinge in sein Reich, ließ keinen Erfinder einer nützlichen Kunst unbelohnt, ermunterte zum Ackerbau, zur Schifffahrt, zum Handel und setzte einen Theil seines Einkommens zur Unterhaltung von Handwerkern aus, welche die zerstörten Städte, Burgen, Kirchen und Klöster wieder aufbauten.

Nicht minder groß war die Sorgfalt, die er auf die höhere Bildung seines Volkes wendete. Durch die Trübsal der Zeiten hatte Unwissenheit und Rohheit unter den Engländern über Hand genommen. Alfred stellte daher die zerstörten Klöster wieder her, baute neue und begüterte sie. Fernher rief er, weil die vorigen Mönche getödtet, oder zerstreut, und daher sehr oft

verwildert waren, aus Frankreich und andern Ländern Geistliche die den verfallenen Gottesdienst wieder aufrichten und durch Lehre und Beispiel auf die religiöse und sittliche Bildung des Volkes wohlthätig einwirken sollten. Gelehrte Männer sammelten sich um ihn, mit denen er sich oft über die Angelegenheiten der Kirche und der Reichsverwaltung berathschlagte, wie z. B. Pflegmond, Erzbischof von Canterburg, Bischof Asser, der sein Leben beschrieben hat, und seine Kapellane Johannes und Grimbald. Durch letztern, den er aus Frankreich berufen hatte, führte er Kirchenmusiken in England ein; und mit Hülfe aller stiftete er öffentliche Schulen. Dabei verordnete er, daß alle nur einiger Maßen Begüterte ihre Kinder zum Unterricht in diese Schulen schicken sollten; auch bei Aemtervertheilungen zog er diejenigen vor, die sich durch Gelehrsamkeit auszeichneten. Am meisten aber beförderte er diese durch sein vorleuchtendes Beispiel.

Selbst von Liebe zu den Wissenschaften entflammt, beschäftigte er sich mitten unter der Last so vieler Regierungssorgen mit Theologie und Geschichte, Weltweisheit und Dichtkunst. Vieles übersetzte er in seine Landessprache zur Belehrung seiner Landleute, die des Lateins unkundig waren, z. B. das Hirtenbuch Gregors des Großen, die Trostschrift des Boethius, die Kirchengeschichte des ehrwürdigen Beda, einen Theil der Psalmen Davids u. a. m.

Die meisten dieser Uebersetzungen, die er mit Zusätzen ausstattete, sind verloren gegangen, die wenigen aber die noch vorhanden sind, bleiben immer ehrende Zeugnisse seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit.

So war also Alfred groß und bewundernswürdig, nicht bloß als Held und mächtiger Herrscher, sondern auch als Gesetzgeber und Vater seines Volkes.

In sechs und fünfzig Schlachten hatte er größtentheils glücklich und siegreich gefochten, doch ließ er sich dadurch nie verleiten, den Krieg zu lieben, oder ein verderblicher Eroberer zu werden; und in der kurzen Zeit, da er von den Dänen Ruhe hatte, that er für das Wohl seines Vaterlandes mehr, als alle seine Vorgänger in der längsten Regierung.

Um aber so vieles leisten zu können, beobachtete er die sorgfältigste Eintheilung seiner Zeit. Tag und Nacht theilte er in drei gleiche Abschnitte, von denen der eine den Regierungsgeschäften, der zweite gelehrten Arbeiten und Andachtsübungen, der dritte dem Schlaf und den Freuden des geselligen Umgangs gewidmet war. Bei der damaligen Unkunde, die Zeit zu messen, war es schwer dieser Zeiteintheilung genau zu folgen. Er bediente sich daher brennender Wachskerzen von gleicher Länge, welche er in Laternen setzte, und von besonders dazu angestellten Leuten bewachen ließ. Eben so beobachtete er auch eine recht haushalter'sche Eintheilung und Anwendung seiner Einkünfte: Er vertheilte sie in zwei Klassen, wovon die eine zu weltlichen, die andere zu geistlichen Ausgaben bestimmt war. Die erste Kasse diente zur Bestreitung seiner Haushaltung, zur Besoldung seiner Dienerschaft und zur Verpflegung der Fremden, die er herbeizog; vermittelst der zweiten Kasse aber wurden die von ihm gestifteten Klöster und Schulen unterhalten, Arme erquickt, geistliche Gesellschaften, selbst außerhalb England unterstützt und andere Ausgaben, die der katholische Kirchenverband erheischte, besorgt.

Ein wahrhaft religiöser Sinn schmückte sein Leben. In früher Jugend hatte er sehr gegen den verführerischen Reiz sinnlicher Neigungen und Begierden zu kämpfen. Aber er wußte durch Wachen und Bethen sie

zu bändigen. Oft stand er auf beim ersten Hahnenschrei, eilte in eine Kirche, warf sich vor den Stuffen des Altars nieder und flehete inbrünstig zu Gott, er möchte ihm eine Krankheit senden, wodurch die Macht der Sinnlichkeit gebrochen, und das Feuer unordentlicher Begierden gedämpft würde. Auch in seinem spätern Leben suchte er sich durch fleißiges Bethen zur Ausübung seiner Pflichten zu stärken. Er widmete, wie schon bemerkt, täglich einen Theil seiner Zeit frommen Andachtsübungen; nie versäumte er den öffentlichen Gottesdienst, und immer trug er ein Büchlein bei sich, welches Gebethe und Psalmen enthielt, an denen er sich schon in früher Jugend erbaut hatte.

Er war wohlthätig gegen die Armen, ehrerbiethig gegen die Bischöfe; doch sah er auch darauf, daß sie die Pflichten ihres heiligen Amtes zum Wohl seiner Unterthanen gewissenhaft erfüllten. Unter den Sprüchen, die von ihm aufgewahrt werden, verdient besonders folgende Ermahnung, die er wahrscheinlich in der Nähe seines Todes seinem ältesten Sohne gab, eine beherzigungswerthe Erwähnung:

„Mein Sohn, ich fühle es, daß meine Stunde kommt. Mein Angesicht ist bleich; meine Tage sind bald dahin. Wir müssen von einander scheiden. Ich gehe in eine andere Welt und du sollst zurückbleiben in meinem ganzen Reiche. Ich bitte dich, denn du bist mein geliebtes Kind, strebe zu seyn ein Vater und ein Herr deines Volkes; sey du der Kinder Vater und der Wittwen Freund: erquicke die Armen, schirme die Schwachen, und mit deiner ganzen Kraft mache recht, was unrecht ist! Beherrsche dich selbst nach dem Gesetze! Dann wird der Herr dich lieben und über alle Dinge wird dein Lohn seyn. — Gott! Ruf Ihn an, daß Er dir rathe in allen deinen Nöthen; helfen wird Er dir dann, glücklich auszuführen, was du willst!“

Nicht unbemerkt darf es endlich bleiben, daß Alfreds schöne Seele in einem schönen Körper wohnte. Die Würde seines Aeußern, die Anmuth seines einnehmenden, offenen Gesichts, und die Stärke seines Gliederbaues ließ leicht den großen Mann in ihm vermuthen; aber noch höher mußte die Achtung für ihn steigen bei denen, die es fühlten, wie er Tapferkeit mit Wohlwollen, Gerechtigkeit mit Milde, und Liebe zu den Wissenschaften mit einem thätigen und wahrhaft religiösen Leben verband.

Der Abend seiner Tage war ruhig. Seitdem er im Jahre 897 zuletzt mit den Dänen gekämpft hatte, störte kein neuer Krieg seine Anstalten für den innern Wohlstand seines Reiches. Und so starb er im Glanze eines fleckenlosen Ruhmes, und geliebt von seinem, durch ihn glücklichen Volke, im dreißigsten Jahre seiner Regierung und im drei und fünfzigsten seines Lebens, den 28. Oktober 901.

Sein Andenken wird stets im Segen bleiben.

9.

Maria.

Werth einer religiösen Erziehung.

In einer der Provinzen Italiens lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Familie von altem Adel; Lorenzo di Fabiani hieß der Familienvater, Laurette seine Gattin, Ferdinando und Maria seine Kinder.

Mit der innigsten Liebe hiengen diese vier Personen aneinander; der Himmel schien alle für einander geschaffen zu haben; sie lebten ein schönes Leben, ein Leben voll Gottesfurcht, Liebe und Eintracht.

Maria schien die Krone, die über diesem Kleeblatt glänzte. Obwohl erst vierzehn Jahre alt, hatte sie es in der rechten Erkenntniß Gottes und seines heiligen Willens, in der Liebe zu allem, was wahr, edel und gut war, schon weiter gebracht, als manches Erwachsene. Ein tiefes religiöses Gefühl veredelte jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen. Auf ihrem engelreinen Angesichte thronte Unschuld und Reinheit, und ihr ganzes Wesen verrieth die gottvertraute, sittsame Jungfrau. Die Einwohner des Dorfes, das zum Theil ihrem Vater gehörte, nannten sie den kleinen Engel, (und als wohlthuender, tröstender, helfender Engel wandelte sie auch unter ihnen) gute Maria die Eltern, Herzensschwester Ferdinando, ihr redlicher, wackerer Bruder.

Es war am fünfzehnten Geburtstage der liebenswürdigen Maria. Die edle Familie saß in traulicher Freude beisammen, und Kinder und Eltern wetteiferten mit einander an Beweisen der Liebe, und genossen in vollen Zügen das Vergnügen und den Gottesfrieden tugendhafter Herzen.

Maria war recht eigentlich die Königin dieses häuslichen Festes, das der zärtliche Bruder noch durch Saitenspiel und Gesang zu verherrlichen strebte. „Heute bist du Königin,“ hieß der Anfang des Liedes. Jetzt öffnete sich hastig die Thüre. Der Marchese von S * *, Lorenzo's alter treuer Freund, stürzte mit ängstlichen Geberden herein, und mit dem Ausrufe: „Rettet euch! rette dich! Lorenzo! es naht dir ein großes Unglück!“

Noch waren diese Worte kaum ausgesprochen, als Lorenzo's Haus von Soldaten umzingelt wurde. — Schrecken ergriff alle, ausser Lorenzo, dem sein Gewissen nichts vorzuwerfen hatte, und der als Mann, mit Fassung und Ruhe, der Entwickelung dieses Ereignisses entgegen sah.

Ein Offizier trat bald darauf mit einigen bewaffneten Männern in das Zimmer, und kündigte dem rechtschaffenen Lorenzo di Fabiani an, er habe Befehl, ihn mit seiner sämmtlichen Familie zu verhaften.

Man ließ Lorenzo nicht so viel Zeit, als er nöthig hatte, sein Hauswesen einigermaßen zu bestellen. Er mußte sogleich mit Ferdinando die eine, Laurette mit Maria die andere Kutsche besteigen. Im Galoppe fuhr man mit den Unglücklichen fort.

Die Kutschen waren ganz verdeckt und so wohl verwahrt, daß es nicht möglich war, eine Ritze zu finden, durch die man hätte durchsehen können.

Man war bereits einen Tag gefahren, als die Kutsche, in welcher Laurette mit Maria saß, still hielt und die Thüre geöffnet wurde. Es war finstere Nacht. „Steigen sie aus,“ lispelte eine männliche Stimme, „und retten sie sich durch die Flucht!“

Ein schützender, guter Geist nimmt sich unser an, dachte Laurette, und glaubte, daß auch ihr Gatte und Sohn sich der Erlösung zu erfreuen haben würden. Aengstlich verließ sie mit Maria den Wagen. „Leben sie wohl!“ sagte jene Stimme, und entfernte sich schnell.

Laurette floh die ganze Nacht hindurch mit der Tochter durch den dicken, schaurigen Wald. Die Sonne gieng auf, und sie sah in einer anmuthigen Landschaft ein freundliches Städtchen vor sich; ach, aber Lorenzo und Ferdinando sahen sie nicht!

Ein heftiger Durst quälte Maria; eine Wunde am Fuße ihrer Mutter zwang diese, sich auf einen grünen Rasen niederzulassen, um sich zu erholen.

In einiger Entfernung stand ein grünes Gebüsch, aus welchem sanft ein kleiner Bach daher gerieselt kam. Maria, die mit weinendem Gesichte an die Seite der Mutter sich schmiegte, riß sich aus ihren Armen los, und gieng nach diesem Gebüsche, wo sie die Quelle des Baches vermuthete. Sie entfernte sich immer weiter und weiter und verirrte sich endlich in einem Gehölze, in welchem die traurigste Stille herrschte. Eine schreckliche Angst ergriff ihr banges Herz; sie fieng an zu rufen, erhielt aber keine Antwort; auf einmal vernimmt sie den Hufschlag einiger Pferde, und ehe sie sichs versieht, stehen vier Reiter vor ihr, die mit einem gräßlichen Geschrei: „hier ist sie!“ das erschrockene Mädchen anhalten, und mit Stricken binden. Sie erkannte

in ihnen die Begleiter der Kutsche, aus die sie sich mit ihrer Mutter den Abend vorher gerettet hatte, und ihre Glieder erbebten.

Die Reiter drangen in sie, ihnen zu sagen, wo ihre Mutter sey. Aber sie blieb stumm. Kein Versprechen, keine Drohung war im Stande, ihren Mund zu öffnen, und ihr das Geheimniß zu entlocken. Einer von den Reitern setzte sie vor sich auf das Pferd und sprengte mit ihr fort. In einigen Stunden kam er bei der Kutsche an, aus der Maria entflohen war. Sie mußte hineinsteigen, und sich in ihr trauriges Schicksal ergeben. Mit herzzerreißender Wehmuth dachte sie an ihre Mutter. Aber diese peinigende Wehmuth verwandelte sich bald in stille Freude, bei dem Gedanken, daß Laurette gerettet sey.

Es war ein schwüler Tag. Maria war ausser sich. Die schmerzlichsten Gefühle durchwühlten ihre Brust. Eine unerträgliche Hitze und dumpfe eingeschlossene Luft, die sie athmen mußte, brachte ihr eine Beklommenheit hervor, die an Ohnmacht grenzte. Sie bath um einen Trunk Wasser. Ihre hartherzigen Begleiter ließen sie vergebens bitten. Der Gedanke an den großen Dulder auf Golgatha, ließ sie auch dieses Leiden getrost ertragen und überwinden. Es mochte gegen 2 Uhr des Nachmittags seyn, da stand die Kutsche still: die Pferde wurden gefüttert; die Begleiter nahmen das Mittagsessen zu sich; Maria mußte in dem Fahrzeuge bleiben. Verlassen von aller Welt, gepeinigt von der entsetzlichsten Sonnengluth, sank sie in einen unruhigen Schlummer. Sie wurde bald daraus geweckt. Es öffnete sich leise die Kutschenthüre, und einer von Mariens Begleitern, ein alter, grauer Soldat, sah zu ihr hinein und sprach ihr mit wenigen Worten Trost zu. Er sah mürrisch aus und etwas

hartherzig und kalt, wie ein alter Krieger. Aber dessen ungeachtet blickte aus seinem Gesichte eine Art von Mitleiden und Menschlichkeit hervor, deren Anblick für Maria's Herz lindernder Balsam war.

„Hier nehmet etwas, gute Tochter," sagte der Alte mit einer rührenden Treuherzigkeit, „erquickt euch, und laßt den Muth nicht sinken. Vertrauet Gott und euerer Unschuld!" Er reichte ihr eine Flasche Wasser mit zwei Citronen und einer Orange.

Ein Strom von Thränen der Dankbarkeit hinderte die unglückliche Maria, dem alten Krieger ihre Empfindung mit Worten auszudrücken. Nur der Unglückliche, dem in seiner Noth ein Redlicher beisteht, wenn er es kaum erwartet, nur der kann sich die Rührung Mariens über die erhaltene unverhoffte Hülfe vorstellen.

Maria drückte eine von den Citronen in das Wasser, die andere legte sie an die glühende Wange. Beides gewährte ihr Kühlung, nach der sie schmachtete.

Zwei Tage schwanden für die Unglückliche zwischen der quälendsten Furcht und Hoffnung dahin. Am Abend des zweiten Tages hielt die Kutsche still. Der Schlag ward geöffnet. Ein Mann von kaltem Ansehen stieg hinein, verband die Augen Mariens, und führte sie in ein Gebäude. Sie mußte viele Treppen steigen. Endlich ward eine Thüre aufgeschlossen, die Binde um Mariens Auge abgenommen, und die Unglückliche sah sich nun in einer kleinen Stube, deren schwarze Wände auf sie einen unangenehmen Eindruck machten. Ein kleiner, schlechter Tisch, ein Stuhl und ein elendes Bette waren die einzigen Meubeln dieses Zimmers. Sie brach in Thränen aus, und flehte ihren Führer an, ihr zu entdecken, wo sie wäre; allein er antwor-

tete kein Wort, eilte hinweg, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Maria warf sich voll Verzweiflung auf das Bette hin und jammerte laut gen Himmel. Nach einer halben Stunde öffnete sich die Thüre des Gefängnisses. Man brachte der armen Gefangenen etwas zu essen. Ihr Kummer ließ sie nicht viel davon genießen. Sie entkleidete sich, legte sich auf ihr Lager und versank in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst des andern Morgens um 9 Uhr, ach, zu neuen Schmerzen erwachte.

Die wohlthätige Sonne stand schon hoch am Himmel. Aber ihre erwärmenden Strahlen erquickten nicht die unglückliche Maria; ihr Gefängniß war so gebaut, daß nur des Abends, und auch da nur schwache Strahlen der Sonne hineinfielen. Nur ein kindlich ergebener Glaube an den allmächtigen Lenker unserer Schicksale; ein demüthiges Hinschauen auf den, der Thränen in Freuden verwandeln kann, der auch in der Kerkernacht unser Gott ist, und zur rechten Zeit uns gewiß an's Licht führen wird, mit einem Wort — nur ein tiefes religiöses Gefühl konnte hier Trost gewähren, und aus dieser himmlischen Quelle schöpfte auch die unglückliche Maria ihren Trost.

Lorenzo di Fabiani, mit seinem Sohne Ferdinando, beide ihrer Unschuld sich bewußt, waren mehr um Lauretten und Marien, als um sich bekümmert. Kein Verbrechen hatte ihre Verhaftnehmung bewirkt; ein Minister C . . . . i, der einen heimlichen starken Groll gegen Lorenzo in seinem Herzen trug, hatte den Prinzen P . . . gegen ihn einzunehmen, und ihn in den Verdacht der Untreue gegen das Vaterland zu bringen gewußt. Dieser ließ ihn verhaften, und in ein Gefängniß setzen. Seine Güter wurden einge-

zogen, und er mit seiner ganzen Familie auf unbestimmte Zeit zu dem härtesten Arreste verurtheilt.

Alles, was er zur Vertheidigung seiner Ehre und Freiheit unternahm, blieb ohne Wirkung.

Maria befand sich in demselben Gefängnisse; allein in einem andern Theil desselben, und es gelang weder ihr, noch ihrem Vater und Bruder dieses zu erfahren.

Ein halbes Jahr lang ward sie einzig und allein des Tages dreimal von einem alten, kalten Gefangenwärter besucht. Er sprach immer nur wenige Worte zu ihr, und ließ ihre Fragen gewöhnlich unbeantwortet.

Ein einziges Geschöpf verkürzte ihr in ihrer Einsamkeit noch etwas die Zeit. Dieß war eine Spinne, die sich in Mariens Stube eingefunden hatte. Sie gewann das Thierchen ungemein lieb, machte es zahm, und unterhielt sich mit ihm auf eine unschuldige Weise. Doch auch diese Gesellschaft war ihr nicht lange vergönnt. Eines Tages wurden die Gefängnisse untersucht. Auch zu Marien kamen einige dazu bestimmte Gerichtspersonen. Sie fanden das bedauernswürdige Mädchen eben in einem Gespräche mit der Spinne begriffen. Kaum erblickte einer von den Angekommenen das Thier, als er einen Diener befahl, es zu tödten. Maria that einen Schrei, und bath, ihr dieses Geschöpf, das ihr so lieb sey, am Leben zu lassen. Allein sie fand kein Gehör. Unter dem Vorwande, die Stube müßte rein gehalten werden, ward die Spinne zertreten. Maria wandte schluchzend ihr Auge davon weg, und bedauerte lange den Verlust des Thieres, das ihr in ihrer Einsamkeit so viel Unterhaltung und Trost gewährt hatte.

Nach einem halben Jahre ward sie zuweilen von der dreißigjährigen Tochter des Gefangenwärters, einer guten, mitleidigen Frau besucht. Die Theilnahme, die sie Marien zu erkennen gab, war für diese eine unschätzbare Herzstärkung. Ach, nur dann weiß der Mensch den Werth der menschlichen Gesellschaft zu schätzen, wenn er ausser derselben, von allem Umgange entfernt, zu schmachten gezwungen ist! — —

Sechs Jahre waren verflossen, daß Maria mit Vater und Bruder, ihrer Freiheit beraubt, im Gefängniß schmachtete. Eines Abends, es war 10 Uhr, öffnete sich die Thüre zu Mariens Kerker. Sie lag auf ihren Knieen und bethete; heilige Andacht lag auf ihrem Gesichte. Eine große Bangigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, eine traurige Ahndung sie länger wach erhalten, als gewöhnlich.

Eine vermummte Gestalt trat zu ihr. Sie erschrack. „Erschreckt nicht, Maria,“ redete diese Gestalt sie an; „ein Freund tritt zu euch, habt Zutrauen zu mir! die Stunde eurer Rettung wird bald schlagen! ich bin der Marchese von G * *.“

„G * *!“ rief Maria und sprang auf.

„Leise! leise! gute Maria! sonst verräth uns eure laute Rede, und mein Plan ist vereitelt. Wisset, es ist unwiederruflich beschlossen, daß euer Vater und Bruder, und ihr selbst morgen heimlich hingerichtet werden sollt. Ich habe es von einem der Richter erfahren, die das Todesurtheil gesprochen haben. Aber nein! ich setze mein Leben daran, es soll euch kein Haar gekrümmt werden!“ —

„O Freund in der Noth!“ rief zitternd Maria, und schmiegte sich fester und fester an den edlen Marchese.

„Mei=

„Meine Anstalten sind getroffen, fuhr er fort. Euer Vater und Bruder sitzen auch in den Gebäuden. Es ist mir gelungen, die Kerkermeister dahin zu vermögen, mir eure Gefängnisse zu öffnen. Ich habe bereits euern Vater und Bruder gesprochen. Zwei Männer, auf die ich mich verlassen kann, werden um Mitternacht sie abholen, und in einen Wald führen, wo auf einem bestimmten Platze alles zur fernern Flucht bereit seyn soll. Ich selbst komme hieher und befreie euch, gute Maria! Hier nehmet diesen Anzug, er soll euch unkenntlich machen.“ — Er gab ihr einige abgetragene Kleidungsstücke, und schied von ihr mit den Worten:

„Seyd gefaßt, Maria, nur noch zwei kleine Stunden, und ihr seyd gerettet. Gott befohlen!“

Maria, im Taumel der Freude über ihre bevorstehende Rettung und das nahe Wiedersehen ihres geliebten Vaters und Bruders, sank auf ihre Kniee, und ihre Seele zerfloß in das andächtigste Gebeth zu Gott, dem Vater der Leidenden, dem Vater und Urheber alles Guten.

Mit banger Sehnsucht ward die zwölfte Stunde erwartet. Sie schlug. Der edle G * * trat herein. Maria ward von dem redlichen Freunde gerettet.

Leise und unbemerkt schlich man sich aus dem Gefängnisse. Nach einer halben Stunde kam G * * mit Maria in dem Walde und auf dem Platze an, wo auch Lorenzo und Ferdinando erscheinen sollten. Sie fanden eine Kutsche da, bereit, sie aufzunehmen und die Unglücklichen in Sicherheit zu bringen.

Kaum waren ein paar Minuten verflossen, als G * * in der Nähe ein Geräusch hörte. Wer konnte es anders seyn, als Lorenzo und Ferdinando mit

ihren zwei Führern? G * * begab sich allein in das Gebüsche, woher das Geräusch kam. Maria blieb bei der Kutsche.

G * * that mit leiser Stimme eine Frage. Er erhielt eine eben so leise Antwort. Kaum hatte er diese vernommen, als er bestürzt zu Marien eilte, sie hastig in die Kutsche hob und zu ihr sagte: „Wir müssen fort, gute Maria! Wir müssen schnell fort!“

Die Kutsche rollte ab. Maria bemerkte in G * *'s Gesichte Unruhe und Schrecken. „Was ist euch, guter Marchese,“ sagte sie ängstlich sanft, „warum eilen wir fort? wo ist mein Vater, mein Bruder? ach, ich ahnd' es! ich ahnd' es!

Thränen stürzten dem gefühlvollen Mädchen von den abgehärmten Wangen. G** suchte sie zu trösten. „Fraget mich nicht, Maria,“ sprach er, „heut' und morgen und übermorgen kann ich euch eure Fragen noch nicht beantworten. Aber erfahren sollt ihr mit der Zeit alles!“

Zwei Tage befanden sie sich schon auf der Flucht, als der Marchese in einem Dorfe erfuhr, daß man ihm nachsetze. Diese Nachricht kam ihm unerwartet. Er sah sich in Gefahr, doch faßte er sich als ein Mann. Er ließ sich Papier, Tinte und Feder geben, und schrieb nicht ohne merkliche Rührung, einige Zeilen nieder, schlug das Blatt um, und versiegelte es.

Am dritten Tage fuhr man durch einen Wald. Man befand sich in der Gegend, in welcher der feuerspeiende Vesuv liegt. Gleich Nebelsäulen stieg aus seiner Oeffnung der Rauch gen Himmel, und gewährte einen düstern Anblick.

G * * stieg aus der Kutsche und sah sich um. In der Entfernung von einigen hundert Schritten er-

blickte er mehrere gewaffnete Reiter. Er zweifelte nicht, daß sie ihn verfolgten. Mehr auf die Rettung Mariens, als auf seine eigene bedacht, hob er das erschrockene Mädchen schnell aus dem Wagen, drückte ihr einige Goldstücke, und jenes versiegelte Papier in die Hand und sagte: „Fliehet, gute Maria, tiefer in den Wald; das versiegelte Blatt öffnet nur nach zwei Jahren; ich muß fort, sonst sind wir Beide verloren; Gott befohlen, Maria!“

S * * stieg in die Kutsche und eilte davon. — Maria floh tiefer in das Gehölze. Sie war außer sich. Es währte nicht lange, so stand sie auf einem kleinen Hügel, von welchem sie die Kutsche, in der S * * saß, erblickte. Welch ein Schrecken für sie, als sie bald darauf sah, daß S * * von den Reitern eingeholt und die Kutsche umgewendet wurde! Das unglückliche Mädchen, getrieben von Dankbarkeit, wollte jetzt umkehren, um mit dem redlichen Freunde S * * sein trauriges Schicksal zu theilen. Allein die Kutsche mit den Reitern verschwand bald aus ihren Augen; Maria stand wieder verlassen von aller Welt da, gefoltert von dem peinlichsten Schmerz.

Das verlassene Mädchen irrte in den Wäldern herum, ihre Angst und ihr Schmerz war unbeschreiblich; ihr Mund konnte nicht bethen, sie war stumm geworden vor dem Herrn, wie ein Lamm, aber die unaussprechlichen Seufzer und Thränen, die sie in ihrem Jammer zum Himmel schickte, der heilige Ernst, mit dem sie nach Ergebung und Trost rang, war auch ein Gebeth, das schnell zum Herzen Gottes drang und nicht unerhört blieb.

Zwei Tage waren verflossen. Maria befand sich dicht an dem rauchenden Vesuve. Sie verlor sich in einer etwas öden Gegend. Tiefe Stille war über die

ganze Natur verbreitet. Maria wurde ganz weichmüthig. Die schönen Tage, die sie im älterlichen Hause verlebt hatte, traten ihr vor die Seele, die Zukunft stand schwarz und schauerlich, gleich dem Verderben brüllenden Vesuv vor ihrem Geiste, sie kniete in den Staub nieder vor dem Herrn, und demüthigte sich unter seinen verborgenen Rathschluß, endlich versank sie entkräftet, in süßen Schlummer. Ein schöner Traum zauberte ihr die genossenen Freuden ihrer zartern Jugend vor; sie wähnte sich in den Armen ihrer Mutter, umringt und freundlich angelächelt von Vater und Bruder. Ach! daß dieß nur ein Traum war! sie erwachte und erschrack vor der Wirklichkeit.

Sie erblickte sich einsam, verlassen von der ganzen Menschheit, und es fuhr ihr durch die Seele, wie der Stich eines vergifteten Dolches. Ein Schauer ergriff sie. Aber es währte nicht lange, als sie in einiger Entfernung einen melodischen Gesang vernahm, der ihr Herz rührte, und mit den sanftesten Regungen erfüllte.

Sie sprang auf und eilte, getrieben von süßer Hoffnung, dem Platze zu, von welchem der Gesang herkam. Sie erblickte bald am Abhange eines anmuthigen Hügels eine kleine Heerde Schaafe weiden. Ein lieblicher Anblick für sie! Bald darauf entdeckte sie mit ihren Blicken auch ein weißgekleidetes Mädchen von ihrem Alter, welches harmlos unter einem Baume saß und sang. Ein paar Lämmer mit rothen Halsbändern standen sanftmüthig neben ihr, und fraßen Brod aus ihrer Hand.

Maria, die in ihrer trostlosen Verlassenheit wieder einmal so unvermuthet, so nahe ein menschliches Wesen sah, eilte demselben, gleich einem rettenden Engel zu, ergriff mit zitternder Hand das hierüber er-

schrockene Mädchen, und bath und flehete um Obdach und Schutz. Julia — so hieß die freundliche Schäferin, sagte ihr beides bei ihren Eltern zu, und bath sie vor der Hand sich an einigen Datteln und etwas Milch zu laben. Maria dankte mit einem Händedruck, indem eine große Thräne über ihre blasse Wange herabrollte, und griff begierig nach der dargebothenen Gabe. — „O wie das schmeckte, erquickte und stärkte! Gutes Kind," sagte Maria, nachdem sie sich gelabt hatte, „diesen Liebesdienst wird dir der vergelten — o gewiß himmlisch vergelten," der gesagt hat: „alles, was ihr dem Mindesten der Meinigen erweiset, das will ich so ansehen und einst so lohnen, als hättet ihr dieses mir selbst erwiesen."

„O rede doch nicht von Lohn, du arme Unglückliche; kann es denn ein reineres Vergnügen geben, als Wohlthun und Mittheilen? Sind wir ja Christen, deren höchstes Geboth Liebe ist! O liebe Maria, lerne nur erst meine Eltern kennen, — ach die sind so menschenfreundlich, so liebreich und gut! — sie werden dich gewiß, wie eine Tochter aufnehmen, und Brod — ja — Brod haben wir auch für dich. Sey nur recht wohlgemuth, der liebe Vater im Himmel wird alles recht machen!" —

„Amen" — antwortete Maria mit der innigsten Rührung — „sein Rath ist wunderbar, sein ganzes Thun ist Liebe!" —

Unter dergleichen frommen Gesprächen, in welchen sich die Schwesterseelen immer mehr näherten, senkte sich allmählig die Sonne, ihre goldnen Strahlen beleuchteten den Vesuv; er stand da in voller Glorie. Julia trieb ihre Heerde zusammen und kehrte heim mit ihr und Maria.

Vor dem Dorfe lag ein kleines Laubwäldchen. Julia pflückte einige Blumen, gieng mit Maria in dieses Wäldchen, und streute mit wehmüthigen Blicken diese Blumen auf einen kleinen Hügel, über dem eine Zypresse und ein einfaches Kreuz stand.

Maria fragte nach der Bedeutung dieser Handlung, und Julia gab ihr folgenden Aufschluß:

„Vor einigen Jahren,“ erzählte sie, „kam in unser Dorf eine Frau, die niemand kannte. Sie kehrte in unserm Hause ein, und ward von meinen Eltern freundlich aufgenommen. Es war etwas in ihrem Gesichte, das für sie gleich einnahm; daß ihr Herz voll Gram und Trauer sey, sah man ihr wohl an, aber dabei zeigte sie so viel Sanftmuth, Geduld und Gottergebenheit, daß man sie mit ganzer Seele liebgewinnen mußte. Sie sagte uns oft, sie sey sehr unglücklich; auch sprach sie von ihrer Tochter, die ihr stark am Herzen lag, und weinte, wenn sie von ihr redete. Oft drückte sie mich an ihre Brust und sagte: O Julia, so gut wie du, war auch meine Tochter. Sie ist mir entrissen. Vertritt du ihre Stelle. Sey du meinem Herzen ihre Schwester!“

Ein heißer Strom von Zähren drängte sich aus Mariens blauem Auge. Ihr und ihrer Mutter Schicksal schwebte ihr vor, und schlug ihre Seele nieder.

„Das ganze Dorf,“ fuhr Julia fort, „verehrte und liebte die Frau, ihres Unglücks und ihrer Frömmigkeit wegen. Aber etwas Näheres konnte man von ihrem Unglücke nicht erfahren; sie war verschlossen, wann sie von ihren erlittenen Leiden sprach.

Bloß das weiß man, daß sie oft in diesem Wäldchen auf ihren Knieen lag und laut bethete und weinte. Sie soll oft die Namen Lorenzo, Maria und Ferdinando genannt haben.“ — —

Hier that Maria einen lauten Schrei, und das Wort Mutter entfuhr ihrer gepreßten Brust.

Julia erschrack, als sie Marien in einem Zustande des höchsten Schmerzes erblickte. „Was ist dir, o was ist dir, Maria?“ fragte sie dieselbe bekümmert. Maria fiel, fast leblos, in ihre Arme.

„Ist sie todt? o sag' es schnell, ist sie todt?“ fragte sie mit leiser, aber inniger Stimme Maria. „Sie lebt!“ versetzte Julia. — —

„Sie lebt?“ rief mit dem Ausdrucke der größten Freude Maria.

„Sie lebt dort oben im Himmel,“ sagte mit andächtiger Ruhe Julia; „nur ihr Körper ist todt und liegt unter diesem Hügel. Hier wollte sie begraben seyn, wann sie stürbe. Vor einem Jahre gieng sie zu Gott. Wir legten, wie sie wünschte, ihren Leichnam hier auf dem sogenannten Gottesacker der Pilgrime unter die Erde; mein Bruder, der sie als eine Mutter liebte, pflanzte ihr diese Cypresse auf ihr Grab, und ich streue zuweilen Blumen darauf, und erinnere mich dabei nie ohne Wehmuth an die gute, unglückliche Frau.“

Mit zerrissenem Herzen schwankte Maria an Juliens Arm in's nahe Dorf. Juliens Eltern nahmen sie mit Liebe und Freundlichkeit auf: aber an Mariens Herzen nagte ein unbeschreiblicher Kummer.

„Da sieh, liebe Maria,“ sagte Julia, „hier ist das Bildniß der Frau, die in dem Wäldchen begraben liegt. Sie hat es mir als Andenken verehrt, und ich hebe es auf als ein Heiligthum.

Julia ahndete die Folgen nicht, welche die Vorzeigung dieses Andenkens nach sich zogen.

„O Gott! Stehet mir bei, ihr Heiligen!“ rief Maria, als sie das Bildniß erblickte. „Es ist meine Mutter! —

Maria sank in eine gefährliche Ohnmacht. Sie erholte sich aber bald wieder und lebte auf zu trostlosen, peinvollen Tagen.

Juliens Eltern hatten zärtliches Mitleiden mit der armen, unglücklichen Maria. Sie wiesen ihr in ihrem kleinen Hause eine Kammer an, begegneten ihr mit Liebe und Zutrauen, und Julie, die ihre innigste Freundin geworden war, unterließ nichts, ihren Kummer zu lindern, und ihr das traurige Daseyn so viel als möglich angenehm, wenigstens erträglich zu machen.

Aber vergebens waren alle Bemühungen dieser liebenswürdigen Menschen, die von dem ganzen Dorfe, ihrer Menschenfreundlichkeit halber, ungemein geschätzt und geliebt wurden. Maria nahm zwar all die Beweise besorgter Liebe mit innigster Rührung an, und suchte soviel möglich vor ihnen ruhig zu seyn, aber im Innern nagte der Schmerz fort, sie wurde mit jedem Tage schwermüthiger; und doch war die Prüfung noch nicht vollendet, der Leidenskelch noch nicht ausgetrunken; die letzten, herbsten Tropfen sollte die arme Dulderin jetzt erst kosten.

An einem schönen Nachmittage gieng Julie auf jenen Hügel, wo sie Mariens Bekanntschaft gemacht hatte. Maria begleitete sie. Man besuchte auf dem Rückwege auch den Grabhügel der seligen Mutter. — Maria bestreute ihn mit Blumen und weinte bitterlich. Kaum war Julie im Stande, sie von diesem Platze der Trauer zu entfernen.

Man war ganz nahe dem Dorfe, da kam den wandelnden Freundinen ein munterer Knabe nachgesprungen, und fragte sie, ob sie nichts verloren hätten? Er zeigte ihnen ein Papier, das wie ein Brief zusammengeschlagen war.

Maria sah es kaum, als sie sogleich darin jenes Papier erkannte, welches ihr G** mit dem Bedeuten zurückgelassen hatte, es erst nach zwei Jahren zu öffnen. Der Knabe hatte es in voller Unschuld entsiegelt. Maria erhielt es eröffnet. Sie hätte G**'s Wunsch erfüllt, und es noch nicht gelesen; allein sie erblickte darin ganz zufällig die Worte:

„Tröstet Euch über Euren unersetzlichen Verlust, Maria! in einem bessern Leben kommt Ihr mit ihnen wieder zusammen.“ Maria konnte sich nun nicht enthalten, alles zu lesen. Mit einem angstvollen Schrei sank sie, als sie kaum einige Zeilen gelesen haben mochte, zu Boden.

Das Papier enthielt Folgendes:

„Gute unglückliche Maria! Diese Zeilen werden Euch eine schreckliche Nachricht vertrauen. Ich bitte Euch, suchet Eurem Schrecken Grenzen zu setzen, und blicket auf gen Himmel, wo ein Vater wohnt, der alles lenkt, und ein Tröster der Leidenden ist. Euer Vater und Bruder sind nicht mehr. Sie sind in eine andere Welt gegangen. Die Männer, welche sie retten wollten, wurden entdeckt! sie flohen; aber Euer Vater und Bruder wurden augenblicklich enthauptet. Ich weine und traure mit Euch um die Unglücklichen! Ach, sie sind es werth! — Tröstet Euch über Euren unersetzlichen Verlust, Maria! in einem bessern Leben kommt Ihr mit ihnen wieder zusammen. Euer Schutzgeist sey immer Unschuld und Tugend.“

„G**.“

Julia sprang betäubt in's Dorf. Sie begegnete ihrem Bruder, und riß ihn mit sich auf den Platz, wo Maria ohne Bewußtseyn lag. Er nahm sie in seine Arme und trug sie in's älterliche Haus. Der wackere Franzesko eilte darauf in das nächste Dorf, wo ein Arzt wohnte und holte ihn zu Maria.

Der Arzt brachte sie wieder in's Leben. Aber, ach, wie sehr hatte der Schrecken und die krampfhafte Erschütterung ihres Körpers die sanfte Maria entstellt. Man erkannte sie kaum; so viel hatte sie auf einmal von ihrem liebenswürdigen Wesen verloren.

Nicht nur der Körper der Unglücklichen, auch ihre Seele war zerrüttet. Wahnsinn trat bald an die Stelle der sonstigen tiefen Schwermuth. Die Kunst des Arztes vermochte es nicht, sie jetzt zu retten.

Mariens Wahnsinn grenzte an den ersten Tagen in manchen Augenblicken an Raserei; sie rang krampfhaft die Hände gen Himmel. „Vater! Mutter! Ferdinando!“ war alles, was sie am ersten Tage mit fürchterlicher Stimme vorbrachte. Am zweiten Tage funkelten ihre Augen wild herum; ihr Anblick erregte Mitleiden.

„Ferdinando! Ferdinando! mein Bruder! ich bin Maria!“ rief sie mit herzdurchdringender Stimme. — „O! o! sie schleppen ihn auf's Blutgerüste! — Halt ein, Henker, halt ein! Morde den Vater nicht! — Ach, dein Haupt, Vater! dein ehrwürdiges Haupt! — Mutter, steh auf aus dem Grabe! Ferdinando und Vater weinen um dich; trockne ihnen das Blut von den Wangen; verbinde ihnen die blutenden Wunden. — Ach, ach! ach! Alles verloren! alles verloren!“ Und nun sank sie matt zurück; lieblichere Bilder standen jetzt vor ihrer Seele; — leise lispelte sie: „Seht! seht! Geister! abgeschiedene Seelen! seht ihr sie? — Sie gehen Hand in Hand. — Sie bethen! — Sie weinen! sie umarmen sich! — O ihr Seligen kennet ihr eure Maria nicht mehr? O nehmt mich zu euch! — Ach verschwunden — verloren alles.

Zum Glücke währte dieser fürchterliche Zustand Maria's nur wenige Tage. Sie ward allmählig

sanfter; sprach ruhiger und leiser, zuweilen noch mit Verstand; dann fiel sie Julien oft um den Hals und weinte bitterlich. Oft bethete sie in ihren lichten Augenblicken mit einer Kraft, Innigkeit und Salbung, daß die ganze Familie unwillkührlich auf die Knie sank, und mit bethete. Dann ward sie oft auf mehrere Tage mit himmlischer Seelenruhe erfüllt.

Das ganze Dorf nahm herzlichen Antheil an der guten Maria. Man nannte sie insgemein „das unglückliche Mädchen," und begegnete ihr mit Gefälligkeit und Liebe. Selbst die Jugend, die bei solchen Gelegenheiten oft einen tadelhaften Leichtsinn und Muthwillen zeigt, ehrte das Unglück Maria's, und betrug sich gegen sie theilnehmend und gesittet.

Es vergieng fast kein Tag, daß Maria nicht an das Grab ihrer Mutter wallfahrtete, begleitet von Julia, oder Franzesko. Hier äußerte sich ihr Wahnsinn gewöhnlich am ergreifendsten. Alles, was kindliche Liebe nur immer sagen, versprechen und leisten kann, äußerte sie hier am Grabe ihrer Mutter, die ihr gegenwärtig schien. Nur manchmal schien sie durch den unendlich schmerzvollen Ausdruck: „armes, armes Herz, noch immer schlägst du?" — ihren wirklichen Zustand zu fühlen. Manchmal redete sie mit kindlicher Vertraulichkeit, oft im höchsten Schwunge der Entzückung mit ihrem lieben Heilande, oder ihrem heiligen Engel, daß man wohl erkennen konnte, welche großen Fortschritte sie im geistigen Leben gemacht haben mußte, und wie stark ihr religiöses Gefühl sey. —

Lauretten's Bildniß war für Julia zwar ein heiliges Andenken; allein da Maria mit der Herzlichkeit einer gefühlvollen Tochten die Besitzerin darum bath, so überließ Julia ihr dasselbe. Sie drückte es mit schmerzlicher Rührung an ihre Brust, küßte es mit

Innigkeit und trug es von nun an immer auf ihrem Herzen. Stundenlang unterhielt sich das unglückliche Mädchen mit dem leblosen Bilde, und es schien, als wenn diese Unterhaltungen noch die meiste Linderung verschafften.

Ein Jahr war verflossen. Nur selten war in dieser Zeit Marien's stiller Wahnsinn stärker geworden; allein nach Verlauf dieses Jahres wurde ihr Zustand immer bedenklicher und gefährlicher. Ihr sanftes Wesen verlor sich mit einem Male. Sie fieng an unruhig und immer trübsinniger zu werden. Sie redete nur selten, und suchte ängstlich die Einsamkeit.

An einem schönen Frühlingsmorgen verließ sie unbemerkt das Dorf, und schritt mit traurigen Gedanken immer weiter. Julia und Franzesko mit ihren Eltern erschracken, da sie das unglückliche Mädchen vermißten. Die zwei ersten durchliefen alle Plätze, die von Maria zuweilen besucht wurden; aber sie war nirgends zu finden. Auch die Alten giengen aus, sie zu suchen; auch sie fanden nichts.

Während sich diese redlichen Seelen Maria's wegen ängstigten, erklomm diese mit niedergedrückter Seele den rauchenden Vesuv. Sie befand sich endlich am Rande des Craters und der Himmel weiß, was aus dem armen Mädchen in ihrem Wahnsinne geworden wäre, wenn nicht ihr guter Engel über sie gewacht, und sie beschützt hätte.

Sie warf sich auf den Boden, blickte nach dem Brustbilde ihrer Mutter und rang ihre Hände gen Himmel. Da drangen liebliche Töne aus einiger Entfernung in ihr Ohr und in ihr zerrissenes Herz. Eine sichtbare Hand griff sie auf einer reintönigen Zitther.

Das Spiel dieses Instruments versetzte die Unglückliche in ihre zarte Jugend zurück. Der Wahnsinn wich

immer mehr; eine süße Wehmuth begleitete die Erinnerung an die ersten Jahre ihres Lebens. Ihr Herz fühlte sich erleichtert. Ferdinando! rief sie mit bebender Stimme; auch du hast einmal so schön die Zitther gespielt! Ach, wie lieblich klang sie am letzten Tage meines glücklichen Lebens am dreizehnten Geburtstage! —

Einige Zeilen von dem Liede waren ihrem Gedächtnisse geblieben. Sie sang jetzt mit bebender Stimme:

Heute bist du Königin!
Wandle friedlich durch das Leben!
Tugend wird dir Friede geben,
Wird erfreuen deinen Sinn!
Heute bist du Königin!

Diese Zeilen:

„Tugend wird dir Friede geben,
„Wird erfreuen deinen Sinn!

machten einen unaussprechlich tiefen Eindruck auf sie; ein Strom der schönsten Zähren begleitete sie.

Sie wiederholte die Zeilen, und drückte dabei mit inniger Empfindung Laurettens Bild an ihr Herz.

„Holde Sängerin!“ erscholl's in diesem Augenblicke, und ein Mann, gehüllt in einen Mantel, mit verborgenem Gesichte, stand vor Maria. In der Rechten hielt er eine einfache Zitther, und Maria erkannte so in ihm den Urheber ihrer mildern Stimmung.

Er zitterte am ganzen Leibe. Maria blickte ihn ängstlich an. „O gutes Mädchen,“ sprach er mit unerklärbarem Feuer, „sage, o sage, wer bist du?“

Das unglückliche Mädchen!

„Dein Name? Dein Name?“

Man hat mich immer Maria geheißen.

„Maria? Maria? — Gilt dir das Lied, das du gesungen?“

Es hat mir gegolten, ach, in glücklichen Tagen!

„Und wer hat es gedichtet? o sag' es mir! sag' es mir!“

Ferdinando, mein Bruder.

„O Maria! Maria!“ rief der Unbekannte, ausser sich vor Empfindnng, „meine Maria! meine Schwester! Ich bin Ferdinando, dein Bruder.“

Leser, der du Gefühl hast, denke dir die Empfindung des unglücklichen Mädchens in diesem Augenblicke der freudigsten Ueberraschung. „Ferdinando?“ rief sie mit schwacher Stimme. „Bist du wirklich Ferdinando.“

Er enthüllte sein Gesicht.

„Du bist's! du bist's!“ rief Maria, „Ferdinando du bist's!“

Ein ganzer Himmel von Seligkeit erfüllte das Herz der guten Geschwister; weggewischt waren alle Leiden der Vergangenheit, nur die frohen, seligen Tage des frühen Daseyns erschienen in der schönsten Erinnerung als liebliche Bilder, und sie fühlten nichts als Wonne des Himmels, wie sie vielleicht einmal der unsterbliche Geist fühlt, wann er die schöne Welt betritt, in der er mit verjüngter Kraft, aufgehellter Einsicht, und glücklicherem Erfolge wirken soll.

Ach, daß in diesem Leben voll Unbestand oft die heiligsten Freuden erbittert und zu Quellen des Jammers und Elendes werden! daß Wonne und Schmerz, auf dieser Welt so nahe an einander grenzen!

Noch lagen Maria und Ferdinando sich in den Armen, als sie in der Nähe ein Geräusch vernahmen, und in wenigen Augenblicken sechs vermummte Männer vor sich erblickten, die über Ferdinando

herfielen, ihn von der Brust der Schwester trennten, und, so sehr er sich auch dagegen sträubte, mit sich fortrissen.

Betrübt und ausser sich vor Schrecken, stand die unglückliche Maria da, sah den Männern, die ihr den gefundenen Bruder raubten, nach, sah sie bald verschwinden, und wollte vergehen vor Angst und Schmerz.

Maria war wieder einsam, war wieder verlassen von allem, was ihrem Herzen lieb und theuer war. Sie sank auf ihre Kniee und faltete die Hände gen Himmel und konnte nicht weinen vor Wehmuth und Kummer. „Ihm nach! ihm nach?“ rief sie in ihren wiedererregten Wahnsinne, raffte sich auf von dem Boden und flog nach der Gegend hin, wohin Ferdinando's Entführer sich gewendet hatten.

Eine Weile war sie geflohen, als sie sich von einigen Soldaten umringt sah. Mit rauher Stimme fragten diese, ob nicht ein junger Mann bei ihr vorbei geflohen wäre. Sie beschrieben sein Aeusseres; es war Ferdinando, nach dem sie sich erkundigten.

Maria versicherte, es wäre bei ihr niemand vorbei geflohen. Die Soldaten begnügten sich damit, und eilten weiter. Dieser neue Schrecken hatte Maria auf einige Augenblicke zur lichten Besinnung gebracht. Jetzt erst fieng sie an zu ahnden, daß ihrem Bruder wahrscheinlich nachgestellt werde, und daß seine Entführer vielleicht Freunde gewesen wären, die ihn durch die bewerkstelligte Entführung zu retten gesucht hätten.

Sie irrte weiter und weiter. Am Abend kam sie mit wunden Füßen und gänzlich entkräftet in einem kleinen Dorfe an, wo sie bei einem katholischen Pfarrer eine freundliche Aufnahme fand. Dieser Mann, der die Religion Jesu, nicht bloß lehrte, sondern auch treu-

lich ausübte, begegnete dem unglücklichen Mädchen vor dem Dorfe, ließ sich mit derselben in ein Gespräch ein, und merkte bald, daß Maria sich in dem traurigen Zustande des Wahnsinnes befinde. Liebreich faßte er sie an dem Arm und sprach zu ihr Worte des Trostes und der Liebe. Er räumte ihr in seiner Wohnung eine kleine Stube ein, ließ einen Arzt holen, und sie mit aller Sorgfalt pflegen. Ihr Zustand verschlimmerte sich; der erste, an Raserei grenzende Wahnsinn kehrte wieder, und dauerte über einen Monat. Nach dieser Zeit milderte er sich, und Maria hatte wieder Stunden, ja Tage, an welchen sie ihres Verstandes ziemlich mächtig war.

Die Sonne stieg auf. Eine milde Anmuth überzog Hügel und Thäler, Fluren und Felder. Die Natur athmete Liebe und Freude. Aber Marien's Herz war beklommen, und die Welt erschien ihr, der Unglücklichen, in einer traurigen Gestalt.

Sie hatte noch vor Sonnenaufgang die Wohnung des Predigers verlassen, und war zu einer hellen Quelle gegangen, die eine Stunde vom Dorfe entfernt lag.

Maria erblickte in der Quelle ihre Gestalt. Tiefer Gram drückte sich in ihrem zarten Gesichte aus; sie erschrack vor sich selbst.

Sie wollte umkehren; aber eine mächtige Sehnsucht hielt sie zurück, die Sehnsucht nach Ferdinando, dem geliebten Bruder. „Suche ihn auf, Maria!“ erscholl's in ihrem Innern, und sie wollte dieser Stimme gehorchen.

Maria entfernte sich immer mehr von dem Dorfe. Die Gegend, in die sie kam, wurde immer öder und öder; rauhe Felsen und Klippen lagen vor ihr und ihr Gesichtskreis verengte sich. Einige Datteln und Feigen war alles, was sie an Lebensmitteln bei sich hatte.

Der

Der Abend rückte heran. Maria befand sich auf einem jähen Abhange. Eine milde Stimmung hatte ihrer Seele sich bemächtiget; mit einer süßen Wehmuth blickte sie hin in die grausend schöne Natur.

Sie war ungewiß, wohin sie sich jetzt wenden sollte. Ein halbes Stündchen wollte sie ausruhen. Kaum hatte sie einige Minuten da gesessen, als sie einen Gesang hörte, der an das Melancholische grenzte. Sie verstand folgende Zeilen davon:

Einst sah mit heiterem Gemüthe
Ich dich, o reiner Himmel, an;
Da schien die Welt mir voller Güte,
Und freudig gieng ich meine Bahn;
Jetzt nagen tiefe, ew'ge Schmerzen
An meinem stillen, wunden Herzen;
Ach, in der traurigsten Gestalt
Erscheint mir Himmel, Flur und Wald!

Ein Etwas in der Stimme des Sängers brachte in Maria's Seele eine große Unruhe hervor. Sie schien ihr bekannt, doch sie wußte es nicht zu erklären. Dieser Umstand riß sie unwiderstehlich hin, den Sänger zu sehen. Sie ließ sich ohne die Gefahr zu bedenken, die damit verbunden war, von der Anhöhe herab. Ach, wie leicht hätte dieses Wagestück ihr das Leben kosten können! Pfeilschnell fuhr sie hinunter, zerschlug sich an den hervorragenden Steinen, und erreichte mit einem heftigen Schrei halb ohnmächtig den Boden.

Sie war nicht im Stande, sich aufzurichten, und weiter zu gehen. Doch nicht lange blieb sie hülflos auf diesem Platze liegen. Ein alter Mann, gekleidet wie ein Eremit, mit silberweißen Haaren und einem langen herabhängendem Barte erschien, und nahm sich ihrer liebreich an. Er hatte ihren Schrei vernommen, und war gleich an den Platz, woher er kam, hinge-

eilt, um, wenn er einen Unglücklichen fände, ihm beizustehen. —

Dieser Eremit war es, der gesungen hatte. Er trug Maria in seine kleine, reinliche Hütte die von einem gut gebauten Garten umgeben war. Hier versank sie in einen süßen Schlaf, aus dem sie erst spät des andern Tages erwachte.

Als Maria aufwachte, hörte sie den Einsiedler im Garten singen. Dieselbe Empfindung, die sie gestern bei seinem Gesange hatte, kehrte heute wieder. Sie verließ ihr Lager und gieng in den Garten. Sie sah den Eremiten arbeitend. Mit gerührtem Herzen dankte sie ihm für die freudliche Aufnahme, die sie bei ihm gefunden habe.

Der Einsiedler sah sie, als er ihre Stimme vernahm, mit verwunderter Aufmerksamkeit an, und schien mit forschendem Blicke jeden ihrer Gesichtszüge zu beobachten.

„Wer du auch bist, liebe Unbekannte,“ sagte er, „du bist mir in meiner einsamen Hütte, die nicht jedem offen steht, willkommen! Dein Gesicht voll Gram und Kummer erinnert mich an mein eigenes Unglück und an eine Tochter, die ich von Herzen liebte, und die vielleicht nicht mehr ist.“

„Und wie hieß die Tochter, guter Alter?“ fiel Maria ihm in die Rede. Sie hieß — „Maria.“

„Maria?“ rief sie. „O nun bin ich gewiß! Ihr seyd mein Vater! mein Vater! ich bin Maria! Eure Maria.“

Und mit diesen Worten der freudigsten Rührung fiel Maria dem Vater an die Brust, und der Vater war wie betäubt, und die Glieder des Greises bebten; sein Herz wollte vergehen vor Wonne, und Maria schlang sich fester und fester an ihn, und Thränen des Entzückens rollten aus Beider Augen, und sie blieben

so in der heiligsten Umarmung, stumm und wie vernichtet durch die Freude des nie gehofften Wiedersehens. Beschreiben läßt sich diese rührende Scene nicht; das fühlende Herz muß sie nachempfinden. —

Lange konnten beide kein Wort sprechen. Als sie sich von den ersten tiefen Eindrücken erholt hatten, erzählten sie einander ihre Schicksale.

„Wir sind,“ erzählte der Vater, Ferdinando und ich, wirklich aus dem Gefängnisse gerettet worden. Die zwei Männer, die zu unserer Rettung von dem redlichen G * * auserlesen waren, führten uns auf den Platz, wo eine Kutsche unser warten sollte. Allein wir fanden hier nichts. Wir warteten beinahe eine Stunde; aber es kam weder Kutsche noch G * *. Mir blutete dabei das Herz, denn es schien mir gewiß, daß der redliche Freund bei deiner Befreiung, liebe Maria, unglücklich gewesen sey, und sich und dich in's Unglück gestürzt habe. Wir eilten mit niedergeschlagenem Gemüthe, so schnell als möglich, von diesem Platze fort. Den zweiten Tag darauf erfuhren wir, daß man uns nachsetze. In einem Walde erblickten wir einige Reiter. Wir flohen ins Gehölze; hier verloren wir uns, und seit diesem unglücklichen Tage weiß ich nicht, wo Ferdinando ist; ach, vielleicht ist er seinen Verfolgern in die Hände gefallen, und ein Opfer des Todes geworden.“

„Nein, das ist er nicht!“ unterbrach ihn Maria, und erzählte, was sie von ihm wußte. Der Alte gerieth darüber ausser sich vor Freude. „Wie es zugegangen sey, fuhr er in der Erzählung fort, daß G * * mit uns an dem festgesetzten Platze nicht zusammentraf, weiß ich nicht. Wenn ihm die Nachricht von unserer Hinrichtung in einiger Entfernung von der Kutsche, wie es scheint, gemeldet worden ist: so ist wohl jemand anders, als wir unter den Hingerichteten gemeint

gewesen, und ein unglückliches Mißverständniß hat uns, gute Maria, lange genug voneinander getrennt erhalten.“

So verhielt sich die Sache wirklich. Nach einigen Jahren enträthselte sich das Geheimniß. In der Nacht, in welcher Lorenzo di Fabiani mit den Seinigen gerettet wurde, sollten auch mehrere andere Gefangene befreit werden, und gleichfalls in dem Walde an jenem Platze sich einfinden, der von G * * zum Zusammentreffen seiner Freunde bestimmt worden war. Allein ihren Rettern mißlang ihr Plan, und die Gefangenen, die befreit werden sollten, wurden sogleich hingerichtet. Die unbestimmte Nachricht, die G * * davon erhielt, bezog er fälschlich auf Lorenzo und Ferdinando.

„Ich bin glücklich, fuhr Lorenzo fort, daß ich dich, liebe Tochter, wieder gefunden habe! dieß vermehrt meine Freude. Ich hoffe, daß wir einmal, vielleicht bald, ihn wieder in unserer Mitte sehen. O meine Tochter! der Himmel hat uns harte Prüfungen auferlegt. Wir werden sie bald überstanden haben! An welchen feinen Fäden hieng unser Leben! — Als G * * mir seinen Entwurf zu unserer Rettung mittheilte, war ich unschließlich, ob ich seinen Plan billigen und ihm folgen sollte. Nur als er mir versicherte, daß unsere Verhaftnehmung nicht gesetzmäßig, nicht von der Regierung befohlen, sondern von dem Prinzen P * * heimlich angeordnet worden sey, erst dann trug ich weiter kein Bedenken, mich aus den Händen eines Menschen befreien zu lassen, der nicht das Recht hatte, meine Freiheit zu beschränken. Hätte die Regierung, die dazu das Recht hatte, die Verfügungen, denen ich mich unterwerfen mußte, getroffen: so würde ich es wohl für meine Pflicht gehalten haben, G * *'s Anerbiethen, mich aus dem Gefängnisse zu befreien, abzuweisen, und zu bleiben, wo ich war. — Doch jetzt genug

hiervon! Wir sind frei! — Ueber ein halbes Jahr lang irrte ich nach meiner Befreiung im Lande herum, um dich, meine Gattin und Ferdinando irgendwo zu finden; allein alle meine Erkundigungen waren fruchtlos; ich gab euch verloren, und faßte den Entschluß, mich aus der menschlichen Gesellschaft zurück zu ziehen, und die übrigen Tage meines Lebens als Einsiedler zuzubringen. Nur ein Paar redliche Menschen aus einem Dorfe, welches zwei Meilen von hier entfernt liegt, haben mich während dieser Zeit besucht; den andern war meine Hütte verschlossen."

Einzelne Worte, die Maria in Rücksicht ihrer Mutter entfuhren, ließen Lorenzo di Fabiani ihr Schicksal ahnden. Es kam endlich zu einer bestimmten Erklärung über diesen Gegenstand. Unter heißen Thränen erzählte die dankbare Tochter die Geschichte ihrer entschlummerten Mutter, so viel sie davon wußte. Der Vater ward tief gerührt; auch seinem Auge entfielen Zähren der Liebe und der dankbarsten Erinnerung. „Ihr Andenken soll uns immer heilig seyn, meine Tochter!" sagte Lorenzo, und Maria nahm das Bildniß der Verstorbenen von der Brust, hieng es in der Einsiedelei unter einem einfachen Kreuze auf und wand einen Blumenkranz darum.

Mit innigster Betrübniß bemerkte Lorenzo bald, daß Maria sich in Rücksicht ihres Geistes nicht in dem gesundesten Zustande befinde. Von nun an lag ihm nichts Wichtigeres am Herzen, als das unglückliche Mädchen von ihrem Wahnsinne, der sich zwar stark vermindert, aber doch nicht gänzlich verloren hatte, zu heilen.

Lorenzo vernahm das Schicksal seines Freundes G**. Er fühlte sich von Hochachtung gegen den Edelmuth dieses redlichen Mannes durchdrungen, der so viel für das Beste seiner Freunde aufopfern konnte,

und wäre gern sogleich hingeeilt, um sich für den Edlen zu verwenden, ihn, wenn möglich, zu befreien, und auf diese Weise Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Allein der Zustand seiner Tochter hielt ihn zurück. Er konnte sie unmöglich verlassen, wenn er sie nicht in die qualvollste Lage versetzen, ihren stillern, sanftern Wahnsinn in Raserei verwandeln wollte.

Mit Liebe und Sanftmuth pflegte Lorenzo die kranke Seele Maria's, und hatte nach einigen Wochen die Freude, zu sehen, daß sich ihr Wahnsinn immer mehr milderte, daß ihre Reden immer verständiger, ihre Gedanken zusammenhängender wurden. Die Hoffnung, daß sie bald wieder völlig hergestellt seyn werde, lächelte ihm freundlich entgegen, und band dem gefühlvollen Vater von neuem fest an die Erde und an die Menschheit.

An einem späten Abend, nachdem bereits Lorenzo's Hütte geschlossen war, wurde angepocht. Er öffnete die Thüre. Ein junger Mann, mit einem redlichen Gesichte, trat herein, und erzählte dem Alten, daß er sich verirrt habe, und nun auch so müde sey, daß er für heute seine Wanderung unmöglich fortsetzen könne; er bitte daher für diese Nacht um ein freundliches Obdach. — Die Bitte wurde ihm herzlich gerne gewährt.

Der Reisende erkundigte sich bei seinem gefälligen Wirthe, ob er vor einigen Wochen in dieser Gegend nicht ein Frauenzimmer gesehen habe. Er suche es schon seit einigen Tagen, sey aber bis jetzt noch nicht so glücklich gewesen, es zu finden.

Mit diesen Worten trat er in das Zimmer. Seine ersten Blicke fielen auf Laurettens Bildniß. Mit einer freudigen Bestürzung rief er in diesem Augenblicke: „Gefunden! gefunden!“

Hier trat Maria, die im Garten gewesen war, in das Zimmer. „Dank sey es dem Himmel, rief der Fremde, als er sie erblickte. O Maria, wie glücklich bin ich, daß ich Euch finde! Wir haben Todesangst um Euch ausgestanden!“

Mit Freudigkeit eilte das überraschte Mädchen zu dem Fremden, drückte und schüttelte mit Wärme seine Hand, und hieß ihn herzlich willkommen! Es war Franzesko, Julias Bruder. Lorenzo war erfreut, diesen wackern jungen Mann bei sich zu sehen; denn Maria hatte ihm viel von dem Guten erzählt, das sie in seiner Eltern Hause genossen, viel von den Gefälligkeiten, die die beiden Geschwister ihr erwiesen hatten.

Man brachte noch ein paar frohe Stündchen unter den herzlichsten Unterhaltungen beisammen zu, und legte sich darauf vergnügter, als jemals zu Bette.

„Meine Eltern wünschen Euch wieder bei sich, gute Maria!“ sagte am folgenden Morgen Franzesko, und lud sie und ihren Vater mit überredender Herzlichkeit in das väterliche Haus ein. Man konnte seiner Einladung nicht widerstehen; ohnedieß sehnte sich Maria schon längst wieder zu den guten Menschen, die ihr über ein Jahr lang die rührendsten Beweise von Liebe und Freundschaft gegeben hatten. Lorenzo glaubte, daß dieser Besuch vielleicht vieles zur Erheiterung des Gemüthes seiner Tochter und zu ihrer völligen Wiederherstellung beitragen werde, und die Reise nach Franzeskos Wohnorte wurde angetreten.

Man kam an das Dorf. Franzesko bath um die Erlaubniß, vorauszueilen, und seine Eltern auf den Besuch vorbereiten zu dürfen. Lorenzo wollte dieses nicht zugeben; allein Franzesko ließ sich nicht abhalten, er eilte davon.

Mit unbeschreiblicher Freude ward Maria von ihrer Freundin Julia und ihren redlichen Eltern empfangen.

Als man sich von der Freude wieder etwas erholt hatte, schlug Maria einen Spaziergang nach Laurettens Grab vor. Mit Wehmuth begrüßte sie diese heilige Stätte. Lorenzo stand gerührt an derselben, seinen Blick gen Himmel gerichtet. Es wurde kein Wort gesprochen. Der Vater schlug seinen Arm um die weinende Tochter. Es entfuhr seiner beklommenen Brust der leise, innige Ausruf: „Laurette!“ und Maria drängte schluchzend sich heftiger an sein Herz, das in seinen Gefühlen mächtiger und unruhiger, als je, schlug, und in diesen wehmüthigen und doch süßen Augenblicken stürzte aus einem nahen Gebüsche ein Jüngling hervor, und umschlang mit Heftigkeit Lorenzo und Maria.

„Ferdinando! Ferdinando!“ riefen Vater und Tochter, und keine Feder beschreibt die Seligkeit der drei Glücklichen über ihr unverhofftes Wiedersehen. Ferdinando war es wirklich, der aus dem Gebüsche hervorstürzte. Ach, es wurden dadurch fromme und heilige Wünsche erfüllt, und der Himmel schien Lorenzo's und der Seinigen Prüfungen enden, ihre Leiden in Freuden verwandeln zu wollen.

Ferdinando erzählte auf dem Grabe seiner Mutter seine Schicksale. Was Maria vermuthet hatte, war nicht bloße Vermuthung gewesen. Wirklich hatten Freunde von ihm ihn auf dem Vesuve von Maria's Herzen gerissen, weil seine Verfolger, die seinen Aufenthalt erfahren hatten, in der Nähe waren, und ihn für immer unglücklich machen konnten. „Ich habe seit dieser Zeit,“ erzählte er, „alle umliegenden Gegenden durchirrt, um meine Schwester wieder zu finden; aber vergebens. Etwas unpäßlich

traf ich in diesem Dorfe ein, und wurde von Franzeskos wackern Eltern liebreich aufgenommen und gewartet. Hier erfuhr ich, zu meiner Freude, vieles von Maria. Meine Kränklichkeit, die nun fast ganz gehoben ist, verhinderte mich, meine Wanderungen fortzusetzen. Franzesko erbot sich, die Gegend dicht am Vesuve durchzusuchen, in der Hoffnung, Maria irgendwo zu entdecken. Sie ist gefunden! der Vater mit ihr! o habe Dank dafür, gütiger Himmel! habe Dank, trefflicher Franzesko?“

Ferdinando umarmte von neuem mit Inbrunst Vater und Schwester und hierauf den wackern Franzesko. „O du geliebte Gattin, sagte Lorenzo mit gerührter Seele, die du nun über uns wohnst, und auf uns Sterbliche herabblickst, o segne mit himmlischer Zärtlichkeit die Deinigen, in deren Herzen dein Andenken nie ersterben wird! Mit reiner Freude kehrte man vom Grabe zurück in die freundliche Wohnung des noch freundlicheren Wirthes.

Maria's Wahnsinn wich nun ganz, ihre Seele ward immer heiterer, ihre Gestalt immer anmuthiger und holder. Niemand fehlte noch zu dem Glücke der drei liebenswürdigen Seelen, als G * *, der edelgesinnte Freund.

Ferdinando war nicht zurück zu halten; denn es rollte in seinen Adern ein edles Blut; es schlug in seinem Busen ein hochsinniges, dankbares Herz; er trennte sich von Vater und Schwester und Freunden, um G * * zu retten.

Ein halbes Jahr war verflossen. Ferdinando war noch nicht wiedergekehrt. Lorenzo und Maria fürchteten ein Unglück. Allein der Himmel hatte über sie ein Besseres beschlossen. An einem milden Sommerabend, als Vater und Tochter vor dem Dorfe einen Spaziergang machten, erblickten sie in einiger Entfer=

nung ein Fahrzeug. Sie kamen ihm ganz nahe. Es hielt an. Ferdinando und G** sprangen heraus, und flogen Lorenzo und Marien an das erfreute Herz. O wie groß und wie rein war das Entzücken der glücklichen Freunde in diesen Augenblicken der schönsten Ueberraschung!

Die durch Unglück geläuterten Seelen, die für einander geschaffen waren, befanden sich nun beisammen. Ferdinando hatte für G**'s Rettung viel, er hatte Freiheit und Leben dafür gewagt, und dadurch bewiesen, daß er ein Herz besitze, voll Edelmuth und Hochsinn, ein Herz, wie ich es Euch wünsche, die Ihr dieses leset und mit wahrem Ernste an Eurer Veredlung arbeitet.

Der Minister C....i, Lorenzos unversöhnlicher Feind, und der Urheber seines Unglücks, hatte seinen ehemaligen Einfluß auf den Prinzen P. verloren; seine Ungerechtigkeiten kamen an's Licht, er ward gestürzt und des Landes verwiesen. Ferdinando hatte nun die Freude, den edlen Marchese von G** aus einer harten Gefangenschaft erlöst zu sehen. Er drang mit seinen Vorstellungen bis vor den König. Lorenzo's Sache, welche diesem ganz unbekannt geblieben war, ward sogleich untersucht, er für unschuldig erklärt, der Besitz seiner Güter ihm zugesichert, und er zur Besetzung derselben eingeladen. Das Unglück mildert die Herzen der Menschen, und die Religion heiligt und einigt sie für Zeit und Ewigkeit. Sanft und freundlich wandelten Lorenzo und die Seinigen durch das Leben. Wohlthätigkeit und viele schöne Thaten bezeichneten ihre Tage. Seine Kinder wurden glücklich versorgt, und im hohen Greisenalter erst entschliefen Lorenzo nnd sein Freund in ihren Armen, beweint und gesegnet von ihnen.

10.

Rosemunde.

Im südlichen Deutschland hauste in den alten Ritter-Zeiten Conradin von Tallingen auf einer durch Natur und Kunst wohlbefestigten Burg, die Zackenburg genannt. Er war ein edler Ritter, voll Religion, Muth und Rechtschaffenheit. Wo es einen Unterdrückten zu beschützen, einen Ungerechten zu bestrafen gab, da war Conradin von Tallingen mit aller Macht, die ihm zu Gebothe stand, bei der Hand. Alle Guten liebten und ehrten ihn als ihren Beschützer; raubgierige Ritter hingegen, die durch Bedrückung und Plünderungen sich zu bereichern suchten, haßten ihn, der ihnen immer im Wege stand, mit ganzer Seele, und schworen ihm Rache.

Sein häusliches Leben veredelte und beglückte eine fromme, tugendhafte Gattin, Rosalia mit Namen, und zwei hoffnungsvolle Kinder, Albrecht und Rosemunde geheißen, an denen er mit der innigsten Zärtlichkeit hieng

Zu seinem großen Leidwesen starb Albrecht schon in seinem vierten Jahre an den Rötheln, und es blieb ihm nur Rosemunde, die zweijährige Tochter, ein holdes, schön aufblühendes Mädchen, übrig, für die von nun an sein ganzes Herz mit der zärtlichsten Liebe erfüllt war. Sie war nur noch der einzige Zweig dieses uralten edlen Stammes; wurde sie ihren Eltern durch den Tod entrissen, so kamen Conradins Be-

sitzungen in die Hände des Ritters Hanns von Hartingen, eines hartherzigen, raubsüchtigen Mannes, der schon längst einen heimlichen Groll gegen Conradin im Herzen trug, und nur auf eine Gelegenheit harrte, ihn unglücklich zu machen. Um so sorgfältiger ward Rosemunde von ihren Eltern gepflegt, und was ihrer Gesundheit, ihrem Leben nur von ferne Gefahr drohte, fast mit zu großer Aengstlichkeit bei ihrer Erziehung vermieden.

Eines Abends hatte Ritter Conradin Rosemunde auf dem Schooße, und erzählte ihr schöne Geschichten von dem lieben Heilande, und wie Er ein so zärtlicher Kinderfreund gewesen wäre. Das wohlgestaltete Mädchen, das vor einigen Tagen in's dritte Jahr getreten war, spielte mit den Locken des Vaters, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vater jedes Wort vom Munde ab. Rosalia saß an der Seite desselben, säumte ein neues Taschentuch für den geliebten Gatten, und hatte an ihm und der holden Tochter ihre herzliche Freude. Da trat Martin der erste Knappe des Ritters, in's Zimmer, und meldete, daß Ritter Hanns von Hartingen vor der Burg sey, und als Freund hereingelassen zu werden wünsche.

„Ritter Hartingen?“ sagte Conradin verwundert. „Traun! der war schon zehn Jahre nicht bei mir und geht — wie ich weiß — nicht mit guten Gedanken um.“

„Der Ritter scheint große Eile zu haben,“ versetzte Martin. „Wenn Euch Euer Wohl lieb wäre, sagte er, so sollet Ihr ihn schleunig herein lassen. Er hat Euch Dinge von großer Wichtigkeit zu entdecken.“

„Wollens sehen!“ sprach Conradin. „Laßt die Brücke hinunter, und empfangt den Gast wie sich's gebührt. Aber weiset alle Reisige, die er etwa mitge-

bracht hat, ohne Umstände ab. Zwei Knappen mögen ihn in's Schloß begleiten." —

Bald war Hanns von Hartingen in Conradins Zimmer. Sie begrüßten sich mit ritterlicher Höflichkeit. „Ritter," sagte hierauf Hanns von Hartingen, „wohlt ihr wohl mit mir einige Augenblicke allein seyn? Ich habe mit Euch wichtige Sachen zu bereden."

„Redet nur frei heraus," versetzte Conradin, „und erlaubt meinem Weibe, mit zuzuhören. Ich habe vor ihr keine Geheimnisse.

„Wär mir's gleich, um ihrer selbst willen, lieber, wenn sie sie nicht hörte," sprach Hanns von Hartigen, „so will ich doch reden. Ritter, Euch droht Gefahr. Franz von Zolling, Euer alter Feind, dem ihr schon manche Beute abgejagt, hat Euch längst schwere Rache geschworen; endlich ist er aufgebrochen mit einem ansehnlichen Heere, und steht nicht weit von Eurer Burg.

Nach Mitternacht will er Euch überfallen. Euch beizustehen, bin ich hergekommen. Laßt Ritter, alsobald Eure Leute zusammenkommen, und zieht dem Feinde entgegen. Ein Ueberfall von Euch wird ihm unerwartet kommen, und ihn in Unordnung bringen. Mir überlaßt die Beschützung der Burg. Ich habe eine ansehnliche Schaar mitgebracht, lauter tapfere Kumpane, die Tod und Hölle nicht fürchten. Eure Frau und Tochter sollen die beste Schutzwehr haben."

Mit kühner Entschlossenheit hatte Conradin, mit heimlichem Grauen Rosalia diese Rede vernommen. Tallingen traute seinem Verwandten nicht sehr, und ließ ihm dieß nicht undeutlich merken. Dieser aber nahm ein so ehrliches Gesicht an, wußte alle Besorgniße so gut zu entfernen, daß der gutmüthige, großherzige Conradin endlich seinen Versicherungen Glau-

den beimaß, und zu thun beschloß, was er ihm angerathen hatte.

Tallingens Leute wurden schnell versammelt, und Hartingens Reisige in die Burg gelassen. — Conradin ließ sich den Harnisch anlegen. Rosalia war dabei behülflich. Noch nie hatte sie dabei eine so starke Aengstlichkeit empfunden. Eine grauenvolle Ahndung durchbebte sie jetzt. Der Ritter, der dieß merkte, suchte sie zu beruhigen. Aber vergebens, Rosaliens Herz weissagte ihr Unglück.

Kurz vor Mitternacht zog Conradin aus, um einen Feind, der, gegen alle Rittersitte, ihn heimlich überfallen wollte, zu bekriegen. Die Brücke wurde hinter ihm aufgezogen und Hanns von Hartingen ließ von seinen Leuten auf allen Seiten des Schloßes Wache halten.

Tallingen hatte, zu mehrerer Sicherheit, seinen treuen Martin, auf dessen Beherztheit und Ehrlichkeit er alles baute, in der Burg zurückgelassen, und ihm die Beschützung seiner Frau, und der kleinen Rosemunde anempfohlen. Rosalia traute dem Ritter Hartingen nichts Gutes zu; seine glatten Worte verfehlten bei ihr des Eindrucks, Martins gerades, derbes Wesen mochte sie mehr leiden; denn seine Bravheit und Treue war ihr bekannt; er hatte sie bei verschiedenen Gelegenheiten erprobt, und Rosalia verließ sich deßhalb mehr auf ihn als auf den zweideutigen, überhöflichen Ritter.

Nach zwei Stunden hörte man ziemlich deutlich Waffengeklirr und das Rufen der Streitenden. Es schien, als näherte sich der Kampf immer mehr dem Schlosse. Ein Knappe brachte dem Ritter Hartingen in wilder Eile die Nachricht, daß in dem nahen Erlenwalde ein großes Feuer gesehen werde. Der Ritter schien dadurch in Bestürzung gesetzt, und erklärte Ro-

salien, daß sie, ihrer Sicherheit wegen, in den dicken Thurm flüchten müßte.

Rosalia widersetzte sich. Auch Martin wollte dieß nicht zulassen. Aber Hanns von Hartingen betheuerte, daß er Gewalt brauchen müsse; das Leben und das Wohl Rosaliens sey ihm von ihrem Gatten anvertraut worden, beides sey jetzt in Gefahr, eine schnelle Flucht in eines der wohlverwahrten Zimmer des Thurms sey unumgänglich nöthig, dabei müsse es bleiben, und der geringste Widerstand würde ihn zur Ergreifung strenger Maaßregeln zwingen. Alles Sträuben der geängsteten Rosalia, die ihr Unglück ahndete, alle Widersprüche des wackern Martins fruchteten nichts. Rosalia mußte mit Rosamunden in den Thurm. Der Ritter begleitete sie selbst dahin, und schloß hinter ihr die Thüre zu. Deutlich vernahm sie, wie er hierauf zu einigen Knappen, die mit ihm waren, lachend sagte: „Nun der Vogel in den Käfig eingesperrt ist, können wir ungehindert unser Spiel treiben. —

Jetzt giengen Rosalien vollends die Augen auf. Sie zweifelte keinen Augenblick mehr, daß ein schändlicher Verrath Statt finde, und ihr Herz wurde noch unruhiger. Sie drückte Rosemunden an ihre pochende Brust, und sah zwischen Furcht und Hoffnung der Entwickelung entgegen.

Kaum war der Ritter aus dem Thurme auf den Burghof zurückgekehrt, als er Martin befahl, ihm den heimlichen Gang, der sich im Schloße befand, zu öffnen, weil er ihn mit seinen Leuten besetzen, und gegen einen etwanigen Einfall der Feinde verwahren müßte.

Mit fester Unerschrockenheit betheuerte Martin, daß er den Gang nicht aufschließen werde. Sein Herr habe ihm dieses befohlen, und lieber werde er sich in Stücken hauen lassen, als diesem Befehle entgegen handeln.

Diese entschlossene Sprache entrüstete den Ritter sehr. Er befahl, den unverschämten Knappen zu greifen, und in's Kerkerloch zu werfen. Martin zog sein Schwert und schwur, jeden, der ihm näher käme, zu durchbohren. Hartingen rief jetzt wüthend aus: „Haut das Gepack in Stücke!" Sogleich fielen mehrere Reisige über ihn her. Martin schwenkte sein Schwert meisterlich. Vier von des Ritters Leuten fielen. Hartingen schäumte vor Wuth, und rief noch mehrere seiner Knechte zu Hülfe. Martin durchbohrte unterdeß noch zwei andere; da er aber am linken Arme verwundet wurde, und der Uebermacht weichen mußte, so zog er sich in ein Zimmer zurück, schob den inwendigen Riegel vor, und beschloß, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Acht Reisige, die Conradin auf der Burg zurückgelassen hatte, aufgebracht durch dieses harte, eigenmächtige Benehmen des fremden Ritters, eilten herzu, und wollten ihren wackern Martin retten. Man fiel aber wüthend auf sie ein, ermordete die Hälfte von ihnen, und steckte die übrigen in den Kerker. Jetzt brach man die Thüre zu dem heimlichen Gange ein, ließ zum Zeichen, daß dieß geschehen sey, eine Art Raketen steigen, und bald war die Burg mit fremden Leuten umringt, der versteckte Gang durchbrochen, die Zugbrücke aufgezogen, und das Schloß von einer beträchtlichen Menge Feinden besetzt. Daß Hanns von Hartingen ein schändlicher Verräther sey, lag jetzt am Tage. Martin knirschte vor Zorn. Und wie ward ihm vollends, als er unter seinem Fenster den nichtswürdigen Ritter sagen hörte, man sollte, wenn Ritter Conradin zur Burg herritte, sich sogleich seiner bemächtigen, und ihn in den dicken Thurm sperren.

Der Morgen fieng an zu grauen, da kam ein verwundeter Knecht eiligst in die Burg gesprengt, und

brach=

brachte die Nachricht, daß Ritter Conradin gegen die Uebermacht des feindlichen Heeres nichts vermöge, daß der größte Theil seiner Leute gefallen sey, und der Ritter selbst in der Burg erscheinen werde. Nach einigen Minuten erschien Conradin wirklich, den schändlichen Betrug seines Verwandten nicht ahndend. Kaum war er über die Brücke, als diese aufgezogen, und er von Hartingens Reisigen umringt wurde.

„Verrätherei!“ rief Conradin zornig, und zog sein Schwert. Martin sah dieß. Hastig schob er den Riegel weg, stürzte aus dem Zimmer, rief seinem Herrn zu, daß er verrathen sey, und fiel mit kriegerischer Wuth unter seine Feinde. „Greift beide,“ schrie Hanns von Hartingen, und seine Leute wollten gehorchen. Allein Conradin und sein treuer, braver Knappe schlugen so tapfer um sich, daß die Verräther mehrmals weichen mußten. Mehrere von ihnen wurden schwer verwundet. Doch endlich siegte die größere Gewalt. Conradin ward entwaffnet. Martin, der einige Wunden erhalten hatte, und am ganzen Körper blutete, sah dieß, und wollte, obgleich entkräftet, seinen Herrn retten. Beinahe wäre ihm dieses gelungen; allein eine Lanze durchbohrte sein Herz, und er sank entseelt zu Boden. Conradin sah dieß mit innigster Betrübniß. Er hatte den wackern Knappen wie einen Sohn geliebt, und sein Tod schmerzte ihn wie der Tod eines Sohnes. „Ehrliche Seele!“ sagte er männlich bewegt, „der Himmel lohne deine Treue!“—

Hanns von Hartingen gab Befehl, den entwaffneten Ritter in den Thurm zu führen. Es geschah. Conradin verlangte, den Zusammenhang der Sache zu erfahren; der Verräther ließ ihm aber sagen, daß jetzt keine Zeit zu einer näheren Erklärung sey, und daß er sich in sein Schicksal fügen möchte.

Nach wenigen Stunden rückte Franz von Zolling in die Zackenburg ein, und gab einen Theil der-

selben der Plünderung seiner Söldner Preis. Noch an diesem Tage ward den Untergebenen des verrathenen Ritters Conradin kund gethan, daß sie des Gehorsams gegen ihn entbunden, und von nun an Unterthanen des Ritters Hanns von Hartingen wären. Conradin sey mancher ungebührlichen Thaten wegen, seiner Freiheit verlustig gegangen, und seine Besitzungen dem vorhin gedachten Ritter, als welcher darauf die gerechtesten Ansprüche habe, anheim gefallen. — Damit waren Conradins Untergebenen, die ihn wie ihren Vater liebten, nicht zufrieden, besonders da sie aus schaurigen Sagen ihren neuen Herrn als einen harten, grausamen Mann kannten. Allein, was konnten sie thun? Die Burg war wohl besetzt, und an eine Eroberung derselben war nicht zu denken. Zwar thaten einige den Vorschlag, ein Paar ehrenfeste Ritter, die Conradins Freunde waren, zu Hülfe herbei zu rufen; allein er mußte schon deßhalb verworfen werden, weil gerade zu dieser Zeit das südliche Deutschland von Fehden und Kriegen ganz zerrüttet wurde, und jene Ritter eben auch mit mächtigen Feinden zu kämpfen hatten.

Hanns von Hartingen, dieser gewissenlose, schändliche Verräther hatte sich mit Franz von Zolling zu Conradins Verderben verbunden, und der List des Heuchlers war das Bubenstück nach Wunsch gelungen. Er frohlockte darüber, und gab mehrere Tage nacheinander fürstliche Schmause. Mit Zolling traf er einen Vergleich. Zur Belohnung für seine ihm geleistete Dienste trat er ihm eines seiner Güter ab, und erhielt dafür von ihm die Versicherung, daß er ihn in dem Besitze der Zackenburg schützen wolle.

Nach einer Woche fand Hanns von Hartingen es für nöthig, den Ritter Conradin nebst seiner Frau und Tochter von der Zackenburg zu entfernen. Einige Vertraute von ihm erhielten den Auftrag, die-

ses Geschäft zu besorgen. Heimlich ward Conradin mit den Seinigen von ihnen nach einer entfernten, halb verfallenen Burg gebracht, wo sie, geschieden von einander in unterirdischen Kerkern ihre Tage verleben sollten. Umsonst flehte Rosalia, sie zu ihrem Manne zu bringen, und nur mit vieler Mühe konnte sie die Erlaubniß erlangen, Rosemunden bei sich zu behalten.

Hanns von Hartingen, fühllos gegen jede Regung des Gewissens, bestimmte die Zackenburg zu seinem Aufenthalte im Sommer; im Winter wollte er seine alte Burg beziehen. Seine neuen Unterthanen fühlten bald die Strenge seines Charakters. Argwöhnisch, wie er war, witterte er bald hier, bald dort Verrätherei, ließ viele Unschuldige einkerkern, stäupen und hinrichten. Schreckenvoll war sein Regiment, und daher durchgängig verhaßt.

Was den schändlichen Verräther am meisten beunruhigte, war der Umstand, daß Conradins Tochter, Rosemunde, einst Ansprüche auf die Zackenburg machen, und ihn von seinen neuen Besitzungen verdrängen könne. Dieß wurmte Tag und Nacht in seiner schwarzen Seele, und erzeugte in ihm den schrecklichen Gedanken, das unschuldige Mädchen dem Tode und seiner verruchten Habsucht zu opfern. Er schickte zwei Vertraute nach der Burg, in der Rosemunde und ihre Eltern schmachteten, und ließ der Mutter die Tochter abfordern. Rosalia erschrack, denn sie liebte das Mädchen mit innigster Zärtlichkeit, und fand in ihrem Unglücke ihren größten Trost in dem Anblicke des unschuldvollen, traulichen Geschöpfes. Auch diesen Trost, auch diese Freude will man meinem Mutterherzen entreissen? rief sie ängstlich und ein Strom mütterlicher Zähren stürzte ihr von den abgehärmten Wangen.

Die Abgeordneten versicherten, daß ihr Herr einzig und allein aus Vorsorge für des Mädchen Wohl selbes

abfordern ließe; er würde es sorgfältig erziehen lassen, und ihm zuweilen die Erlaubniß geben, die Mutter zu besuchen. Diese letzte Versicherung war für das Herz Rosalien's noch am meisten tröstend. Sie drückte Rosemunden noch einmal an ihre fromme Brust, herzte und küßte sie zärtlich, benetzte ihre Wangen mit den heißesten Zähren segnete sie, empfahl sie im inbrünstigen Gebethe dem Vater der Waisen und Beschützer der Unschuldigen, und übergab dann mit zitternden Händen das Kind den zwei Männern. Rosemunde weinte, streckte ihre Hände ängstlich nach der Mutter, und sträubte sich in den Armen des Fremden, der sie übernommen hatte, mit voller Kraft. Rosalia sprang auf, rieß das Kind noch einmal an ihr Herz, und übergab es dann wieder einem der Abgeordneten, und wendete sich schluchzend um, um durch den Anblick der geliebten Tochter nicht ganz erschüttert zu werden. — Rosemunde ward fortgetragen, und Rosalia sah sich nun einsam, des Kostbarsten auf Erden, der Freiheit, des Gatten und des Kindes, beraubt.

Der grausame Hartingen blieb bei seinem schwarzen Vorsatze. Rosemunde sollte umgebracht werden. Einer von den Hirten aus der Gegend um die Zackenburg ward zum Werkzeuge des Todes ersehen. Der blutdürstige Ritter ließ ihn vor sich kommen, und überreichte ihm einen großen Korb, worin das unschuldvolle Mädchen, das durch einen wirksamen Trank in einen tiefen Schlaf gefallen war, wohleingewickelt lag, mit dem Befehle, denselben in einen nahen Weiher zu versenken.

Der Hirt wanderte nach dem Teiche. Hartingen folgte ihm in einiger Entfernung, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß sein Auftrag vollzogen worden sey. Der Hirt bemerkte ihn. Er erreicht den Weiher; der Ritter bleibt in einem nahen Gebüsche lauschend stehen; er sieht, wie der Korb nach

einer kleinen Weile in den Teich gesenkt wird, und kehrt beruhigt nach der Burg zurück. Hier wird die Nachricht verbreitet, daß Rosemunde gestorben sey; ein Sarg, der mit altem Leinenzeug gefüllt ist, wird zum Schein in ein Grab gelassen, und dem Ritter Conradin und seiner Gattin der angebliche Tod ihrer Tochter gemeldet. Beide empfanden über ihren Verlust den tiefsten Schmerz; Rosalia ward untröstlich, und selbst Conradin, nicht zum Weinen geboren, vergoß um seine geliebte Tochter Thränen der väterlichsten Liebe.

Vergebens hoffte der gefangene Ritter von Tallingen, daß Hanns von Hartingen endlich in sich gehen, und ihm seine Freiheit wieder geben würde. Er wiederholte seine Aufforderungen, ihn der Gefangenschaft zu entlassen. Hartingen spottete seiner, und suchte sein Unglück durch höhnende Antworten, die er ihm sagen ließ, zu vergrößern. Conradin sah endlich wohl ein, daß nichts auf diesem Hartherzigen wirke, und daß er seine Befreiung der göttlichen Vorsehung überlassen müsse, die die Unschuld oft verfolgen und drücken, aber nie unterdrücken lasse; sondern wie Gold im Feuer reinige und endlich verherrliche. Bis dahin wünschte er nichts mehr, als die Gesellschaft seiner tugendhaften Gattin. Es ließ den Ritter dringend bitten, ihn mit ihr zusammen zu bringen. Aber auch dieser fromme Wunsch blieb unerfüllt.

Traurig verfloß für Conradin und Rosalia ein Jahr nach dem andern. Ein Jahrzehnd war bereits dahin, ohne daß seine Hoffnung, sich endlich einmal befreit zu sehen, in Erfüllung gegangen wäre. Aber jetzt verzog sich das Gewitter, das schon so lange über seinem Haupte geschwebt hatte, und ein freundlicher Sonnenstrahl brach durch die schwarzen Gewölke, und erhellte von neuem das Leben des edlen Mannes.

Franz von Zolling ward durch Hanns von Hartingen bei verschiedenen Gelegenheiten übervortheilt und von ihm nicht auf die ehrenvollste Weise behandelt. Dieß brachte ihn dahin, ihm seine Freundschaft aufzukündigen und die Fehde zu erklären. Auf seine Leute konnte Hanns von Hartingen nicht mit Sicherheit rechnen; denn oft hatten sie die Härte gefühlt und ihn im Herzen verwünscht. Er mußte immer befürchten, daß fast alle ihm abtrünnig werden würden, sobald sich nur eine bequeme Gelegenheit dazu ereignete. Und dem war wirklich also. Kaum erscholl das Gerücht, Zolling sey im Anzuge, als alle seine Untergebenen im Herzen den Entschluß faßten, diese Gelegenheit zu ergreifen, und das drückende Joch, das ihr Peiniger ihnen aufgelegt hatte, abzuschütteln.

Hartingen zog seinem Feinde entgegen. Mit Verdruß mußte er sehen, daß seine Leute haufenweise von ihm abfielen, und auf die Seite des Ritters von Zolling traten. Es kam zu einer Schlacht. Hartingen ward aufs Haupt geschlagen, und gerieth in Gefangenschaft. Kaum war dieß auf der Burg, wo Conradin eingekerkert war, ruchbar, als mehrer Reisige, die längst den Hartingen haßten und im Stillen Theil an dem Schicksale der Gefangenen nahmen, den Kerker sprengten, und den Ritter Tallingen nebst Rosalia glücklich aus der Burg brachten.

Zehn Jahre hatten sich Conradin und Rosalia nicht gesehen. Welche Wonne, welch' Entzücken, als sie sich erblickten, und umarmten. Unwillkührlich sanken sie auf ihre Kniee, und erhoben Herz und Hände mit Thränen dankbarer Rührung zu Dem, Dem kein Kerker zu fest ist, aus dem Er nicht endlich die schwergeprüfte Unschuld befreien könnte, wenn die Stunde der Erlösung schlägt. In diese seligen Augenblicke waren die Freuden eines Jahrzehends zusammengedrängt.

— O Wiedersehen im Jenseits, welchen Himmel von Seligkeit wirst du den Guten gewähren! —

Als die ersten mächtigen Aufwallungen der höchsten Freude sich etwas gelegt hatten, dachten beide an ihre jetzige Lage, und an die Gefahren denen sie noch immer ausgesetzt waren. Was zu thun sey; darüber blieben sie nicht lange unschlüssig. Laß uns, sagte der Ritter, diesen Ort des Grausens eilig verlassen, und nach unserer Burg gehen. Dort finden wir sicher noch treue Freunde, die sich unser annehmen und uns die entrissene Veste wieder erobern.

Um nicht bemerkt und angehalten zu werden, begaben sie sich tief in den Wald, vermieden gebahnte Wege, benutzten die Nacht zur Fortsetzung ihrer Flucht, nährten sich einzig von Waldbeeren, und erreichten nach vier Tagen glücklich die Gegend, in der die Zackenburg lag. Noch zwei Meilen waren bis dahin. Rosalia konnte nicht weiter. Ihre Füße waren wund gerieben, und ein schwaches Fieber benahm ihr vollends die Kräfte. In diesem Zustande erreichte sie, von Conradin geführt und fast in den Armen getragen, im Walde eine Quelle, an der sie ermattet hinsank. Nicht lange hatte sie an dieser Stelle auf weichem Rasen gelegen, als ein munteres Hirtenmädchen mit einer Heerde Schafe an den Brunnen kam, und die Ermüdeten freundlich grüßte. Auf ihrem Gesichte lag die reinste Unschuld, und eine holde Anmuth, die den Ritter und Rosalien zur stillen Bewunderung dieses lieblichen Geschöpfes hinriß. Noch bezaubernder war der Silberklang ihrer sanften Stimme, die Bescheidenheit in ihren Reden, die Sittsamkeit ihres Benehmens und die Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens. Liebreich nahm sie an der kränkelnden Rosalia Antheil und bath sie, mit ihr zu gehen, ihre Wohnung sey nicht weit, und Platz genug für die Kranke und ihren Begleiter vorhanden.

Der Ritter nahm dieß Anerbiethen mit Dank an, faßte Rosalien in seine Arme, und schwankte mit ihr nach dem Dörfchen, vor welchem ein kleines einzeln stehendes Haus lag, in welches das Hirtenmädchen sie einführte. Meine Mutter sagte sie, ist ein gutes Weib; schade nur, daß sie schon seit einigen Jahren nicht mehr sieht; mein Vater, der seit gestern abwesend ist, und nur nach einigen Tagen zurückkehrt, sucht an Rechtschaffenheit seines Gleichen. Er würde Euch freudig aufnehmen, wenn er hier wäre.

Bei diesen Worten trat man in die kleine Stube, wo ein altes Mütterchen in einem Winkel spann. Conradin und Rosalia bathen ihr einen freundlichen Abend, sie dankte herzlich; die Tochter erzählte ihr, was es mit den Gästen für eine Bewandtniß habe; die Alte äußerte viel Theilnahme, und hieß die Fremden herzlich willkommen. Ob sie gleich blind war, so gieng ihr doch die Arbeit nicht nur äußerst schnell von der Hand, sondern sie spann auch einen sehr feinen Faden. Ihr Gefühl in den Fingerspitzen ersetzte ihr zum Theil den Verlust des Gesichtes; es war so geübt und fein, daß sie, wenn man ihr zehn Arten von Garn vorlegte, durch das bloße Gefühl das, was sie gesponnen hatte, sogleich unterscheiden konnte.

Rosalia sehnte sich nach Ruhe. Das Mädchen, welches Clara hieß, merkte dieß kaum, als es sogleich ein gutes Lager bereitete, worauf die entkräftete Rosalia sich hinlegte.

Der Ritter lehnte sich in einen Winkel und schlief einige Stunden so sanft, als nur wenige Zärtlinge unserer Zeit auf ihren Eiderdunnen.

Am andern Morgen erwachten beide neugestärkt. Clara hatte bereits in dem Walde heilsame Kräuter gesucht, und für Rosalia eine wohlschmeckende Suppe daraus zum Frühstück gekocht, die sie mit Appetit

zu sich nahm, und bald darauf gute Wirkungen davon spürte.

Der Ritter erkundigte sich nun angelegentlich um die Lage der Dinge in der Zackenburg. Clara erzählte ihm, daß diese Burg noch von Hartingens Leuten besetzt sey, daß aber der größte Theil von ihnen mißvergnügt und geneigt wäre, auf die Seite des Ritters Zolling zu treten; daß alle wünschten, Conradin möchte noch am Leben seyn; diesen liebe jedermann; allein man glaube allgemein, daß er und seine Frau längst gestorben sey; Hartingens Untergebenen wüßten, daß ihr Herr von Zolling gefangen wäre; sie hätten sich daher in einem Dorfe, das drei Meilen von hier entfernt läge, versammelt, um zu beschließen, was unter diesen Umständen zu thun sey; ihr Vater sey auch dahin gegangen. — Conradin faßte Hoffnung.

Ein paar Stunden nach dieser Erzählung kam Clara in die Stube gesprungen und rief freudig, daß ihr Vater zurückkehre. Nach einigen Minuten trat er herein, — ein Mann von hohem Alter und ehrlichem Gesichte. Auch seine Augen waren etwas blöde, und er erblickte daher den Ritter und Rosalien nicht sogleich. Seine Tochter, die ihm um den Hals fiel und ihn herzlich bewillkommte, machte ihn auf die Gäste aufmerksam. Er freute sich, daß sie bei ihm eingekehrt wären. Mit sichtbarer Betrübniß erzählte er seinem Weibe, daß er in einem nahen Dorfe den ehrlichen Jakob, seinen alten Freund, besucht, und ihn auf dem Sterbebette gefunden habe. „Er sagte mir,“ sprach der Alte, „daß er mir vor seinem Tode noch etwas zu entdecken habe; eben wollte er dieses thun, als ihn ein starker Husten überfiel und am Reden hinderte. Mein Geschäft erlaubte mir nicht, länger bei ihm zu weilen: denn wisset, ich komme mit einer frohen Bothschaft zurück. Unser edler Ritter, von Tallingen und seine

Ehefrau, sind am Leben, und von einigen Leuten des Hartingen befreit worden. Alles ist darüber ausser sich vor Freude. Mich hat man hergeschickt, um diese frohe Nachricht in der hiesigen Gegend bekannt zu machen. Es sollen aus jedem Dorfe, das zur Zackenburg gehört, eiligst Leute ausgeschickt werden, um den Ritter, der vielleicht in den Wäldern herumirrt, aufzusuchen."

Das alte Mütterchen frohlockte; Clara war entzückt; denn sie hatte von dem Ritter Tallingen und Rosalien so viel Schönes und Gutes gehört, daß sie beide kindlich liebte.

Der Ritter und seine Gattin sahen mit freudiger Rührung die Theilnahme an ihnen, sie fühlten, wie süß in solchen Augenblicken der Lohn der Tugend sey, und ihre Herzen waren voll Dank und Hoffnung.

Conradin verlangte von dem Alten, daß er das Dorf zusammen rufen möchte, weil er über den Ritter von Tallingen Aufschluß geben könnte. Der Alte thats. Vor seinem Hause war bald das ganze Dorf versammelt. Conradin trat heraus. Einige Greise, die ihn sehr gut gekannt hatten, schlugen die Hände zusammen. „Es ist unser guter Herr Ritter von Tallingen," riefen sie, und ein allgemeiner Jubel verbreitete sich durch den Haufen. Alle drängten sich herbei, jeder wollte dem Ritter zuerst die Hand schütteln; sie erdrückten ihn beinahe.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch alle Dörfer die Nachricht, der Ritter sey am Leben und in dem Dorf Neuhausen. Groß und Klein strömte herbei; alles wollte ihn sehen, für ihn fechten, ihm die Zackenburg wieder erobern helfen. Des Nachmittags sah er sich von vierhundert streitbaren Männern umringt, die Blut und Leben für ihn zu lassen schworen. Er rückte mit ihnen noch an diesem Tage nach jenem Dorfe, wo die Einwohner der Gegend sich versammelt hatten, um

zu berathschlagen, was in diesen Umständen vorzunehmen sey. Der Zug, an dem sich immer neue Freunde anschlossen, gieng auch durch den Ort, wo der ehrliche Jakob wohnte. Die Kunde von dem Ritter war ihm zu Ohren gekommen, und hatte ihn gleichsam neu belebt. Er schickte einen seiner Söhne zu dem Ritter, und ließ ihn bitten, nur auf einige Augenblicke zu ihm zu kommen, weil er ihm Sachen von Wichtigkeit zu entdecken habe. Allein Conradin konnte diese Bitte nicht erfüllen. Er mußte eilen, wenn er noch diesen Tag sein Ziel erreichen wollte. Lauter, allgemeiner Jubel gieng ihm voran, und als er an Ort und Stelle ankam, wurde er beinahe auf den Händen getragen.

Ob es gleich schon spät am Abend war, so ward doch einmüthig beschlossen, noch in dieser Nacht die Zackenburg zu stürmen. Kurz nach Mitternacht geschah der erste Angriff auf die Veste. Ein zweiter war nicht nöthig. Die Besatzung leistete wenig Widerstand; müde der Bedrückungen ihres Zwingherrn, beschloß sie, die Burg dem rechtmäßigen Besitzer zu übergeben. — Nach zwei Uhr wurde die Zugbrücke niedergelassen, und Conradin von Tallingen zog mit seinem zahlreichen Anhange im Triumphe in's Schloß. Es floß kein Tropfen Blut. Am darauf folgenden Morgen schwor man dem Ritter neue Treue.

Rosalia war in der Hütte des Alten geblieben. Die Nachricht von dem siegreichen Einzuge des Gatten in seiner Burg gab ihr neues Leben. Clara nahm an ihrem Glücke innigen Antheil. Conradin schickte den besten Wagen, der sich in der Burg vorfand, nach dem Dorfe, und ließ die schwergeprüfte Gattin holen. Mit dankbaren und frohen Gefühle empfieng er sie auf seinem alten Wohnsitze. Beide sahen sich am Ende ihrer mannigfaltigen Leiden, inbrünstig dankten sie dem Himmel für ihre Rettung, und nichts fehlte ihnen noch zu

ihrem vollkommenen Glücke, als — Rosemunde, an die sie durch verschiedene Gegenstände erinnert wurden.

Nachmittags erschien ein langer Zug von Mädchen auf der Burg. Clara mit ihrem Vater befand sich an der Spitze. Conradin und Rosalia wurden mit Blumenkränzen geschmückt, und durch rührende Gesänge der schuldlosen Mädchen nicht wenig bewegt. — Rosalia umarmte die freundliche Clara, bei der sie so viel Theilnahme und Hülfe gefunden hatte. „Clara,“ sagte sie hierauf, „ich will deinen Vater bitten, daß er dich bei mir läßt; ich habe eine Gesellschafterin nöthig, sey du mir diese; wenn ich dich ansehe, will ich mich an meine Rosemunde erinnern; ach, sie wäre nun auch so groß, und auch so freundlich, liebreich und gut, wie du Clara, wenn sie noch lebte.“

Clara küßte Rosalien die Hand, und sah fragend ihren alten Vater an. „Ich habe nichts dagegen,“ sagte dieser; „wenn du's zufrieden bist, Clara, so bleibe bei der gnädigen Frau.“

„Aber meine gute, alte Mutter“ — sprach Clara, „soll ich diese,“ — — in diesem Augenblicke trat ein Greis in das Zimmer, und meldet, daß der alte kranke Jakob in der Burg sey, und den Ritter zu sprechen wünsche. „Laßt ihn nur kommen,“ sagte Conradin. Auf einem Bette wurde der Kranke hierauf hereingetragen. „Edler Ritter,“ sagte er mit schwacher Stimme; „Gott segne Euch und die Eurigen! Ich ließ Euch zu mir bitten; Ihr konntet nicht kommen, jetzt komme ich zu Euch. Gute Freunde haben meine Bitte erfüllt, und mich hieher getragen. Ich fühl' es, daß ich meinem Tode nahe bin. Auf meinem Herzen habe ich ein Geheimniß, das ich nicht mit in's Grab nehmen kann. Eure Tochter, Rosemunde, ist nicht des natürlichen Todes gestorben. — — Der hartherzige Ritter Hartingen hatte mich zu ihrem Mörder ausersehen. Er gab

mir das Mädchen eingewickelt in einem Korbe, und befahl mir, diesen in den Weiher zu versenken. Der Bösewicht folgte mir nach, um zu sehen, ob ich auch thäte, was er mir befohlen hatte. — — Das merkte ich wohl. — Ich kam an den Weiher; da erhob das Kind, das bisher im tiefen Schlaf gelegen hatte, ein klägliches Geschrei; ich nahm's so heimlich als möglich schnell aus dem Korbe, und setzte es in einen Busch, dann versenkte ich den leeren Korb in's Wasser. Der Ritter dachte wohl, daß das Mädchen mit versenkt sey, und kehrte heim. Rosemunde blieb auf diese Weise am Leben."

„Am Leben?" rief Rosalia, und zitterte am ganzen Leibe vor Freude. Auch Conradin war von frohen Empfindungen durchdrungen, und eine Heiterkeit, die alle Umstehende ergriff, überzog sein Angesicht.

„Was sollte ich nun aber mit dem Mädchen machen?" fuhr der ehrliche Jakob fort, „bei mir behalten konnte ich es nicht; der Ritter hätte sonst leicht dahinter kommen können. Ich trug Rosemunden daher zu meinem Freunde Paul, der hier steht, (indem er auf Claras Vater deutete) sagte ihm nicht, wer das Mädchen sey, sondern bath ihn nur, es an Kindesstatt anzunehmen, und es im Stillen aufzuziehen. Das Geheimniß seiner Abkunft verbarg ich tief in meinem Herzen, um das Kind und mich nicht unglücklich zu machen. Jetzt, da der Himmel Euch hold ist, edler Ritter, jetzt kann ich es vor der ganzen Welt sagen: Clara ist eure Tochter Rosemunde."

Ein lauter Jubel erscholl im Kreise der Anwesenden. Wonne, wie sie nur gefühlvolle Herzen empfinden können, erfüllte die Brust des Ritters und Rosaliens. Clara und ihr vermeinter Vater standen freudig betroffen und sprachlos da. „Ich zweifle nicht an Eurer Rede, ehrlicher Jakob," rief Rosalia; „sie soll sich gleich als wahr bewähren." Rosemunde hatte am rechten

Arme ein Muttermahl. „Komm her, Clara, laß deine Rechte sehen! — Ja! ja! rief Rosalia entzückt, das Muttermahl ist da! Clara ist meine Tochter! ist unsere Rosemunde! O geliebtes Kind! geliebte Tochter! Komm, komm, an mein Mutterherz, das viele Jahre um dich geweint hat!

Rosalia drückte mit heftiger Freude die Tochter an die Brust; auch der Ritter that's und das ganze Schloß rief: „Es lebe Fräulein Rosemunde!"

Mehrere festliche Tage waren der Freude über Rosemundens Wiederfinden geweiht. Die umliegende Gegend sprach lange von nichts anderem, als von der neuaufgelebten, stillgeretteten Rosemunde; Jung und Alt kam auf die Burg, um sie zu sehen, um ihr zu huldigen; Jakobs Ehrlichkeit und Pauls Menschenfreundlichkeit ward hoch erhoben. Leider! starb Jakob noch an demselben Tage auf der Burg. Der Ritter ließ seine Leiche mit vieler Feierlichkeit begraben, und seinem Andenken ein schönes Denkmahl errichten.

Der Ritter Franz von Zolling vernahm kaum die Geschichte, als er es rathsam hielt, mit seinen Eroberungen inne zu halten, und seinen Vorsatz, die Zackenburg zu belagern, aufzugeben.

Conradin von Tallingen lebte zu neuen Freuden auf. Geliebt von Rosalia und Rosemunden, und verehrt von allen seinen Unterthanen, verflossen seine Jahre wie freundliche Herbsttage.

Mit Hanns von Hartingen nahm es ein trauriges Ende. Er wollte sich aus seiner Gefangenschaft befreien, und erschlug zwei Reisige, die ihn bewachten. Ein Knappe, der ihnen zu Hülfe eilte, und von ihm auch angegriffen wurde, durchbohrte ihn.

Auf Conradins und Rosaliens Grabeshügel flossen viel dankbare Zähren. Auch Rosemundens Andenken wurde von den spätesten Enkeln gesegnet.

11.

Die Gesellschaft im Gasthofe.

Es treffen sich bisweilen Menschen auf der Wanderung durch das Leben, welche sich bei dem ersten flüchtigen Zusammenseyn auf dem Postwagen, oder in der Herberge einander mittheilen und befreunden, weil gerade ein Umstand eintritt, oder ein Gegenstand da ist, der ihre Herzen so an einander treibt, daß sie wechselseitig sich Licht und Wärme geben. Ein solcher Gegenstand für ein Häuflein guter Menschen in der Gaststube des alten ehrlichen Dorfwirths Jonas Schmidt, war eine unglückliche Frau, die aus einem im Kriege abgebrannten Städtchen die Flucht genommen hatte.

Vorwärts gebeugt und wie in sich zusammengesunken, saß die Arme da, ihr dürftiges Gewand erweckte das Mitleiden um so mehr, je sichtbarer es noch Spuren von einem gewissen Streben nach Anstand und Reinlichkeit an sich trug, welches Menschen, die der Ordnung im Wohlstande gewohnt waren, selbst im tiefsten Elende nicht zu verlassen pflegt. Ihre dürren Hände waren in einander gefaltet, Gram waltete auf ihrem bleichen hagern Gesichte, und ihre Lippen so schmachtend geöffnet, als hätte sie lange um Hülfe gerufen, ohne daß einer hörte, und der trübe Blick ihrer blau umringelten Augen schien zu sagen, daß sie zu sterben wünsche, und nur um ihrer Kinder willen lebe. Ein freundlicher siebenjähriger Junge stand schlecht be-

deckt neben ihr und lehnte seine Linke auf ihre rechte Schulter, und in ihren Armen schlief ein blasses Kind von wenigen Wochen.

Noch voll von der Rede der leidenden Mutter saß der Wirth und sein gutmüthiges Weib in ernsten Gedanken, eine ländliche Frau, die neben einem Korbe zu ihrer weitern Wanderung ausruhte, hielt die Schürze noch erhoben, mit welcher sie ihre Zähren getrocknet hatte, und ein wohlgekleideter Reisender, bei dessen Eintritte die Unglückliche verstummt war, las sehr zerstreut, oder schien nur zu lesen. Denn seit dem er sie betrachtet hatte, blickte er immer über das Buch hinweg, und kämpfte mit dem Zweifel, ob er ihr etwas zur Unterstützung anbiethen solle, oder ob sie seine Wohlthat zurückweisen werde.

„Gute Frau," begann der Wirth, „ihr Mann bleibt lange auf dem Amte. Das ist, denke ich, ein gutes Zeichen. Wenn er nur seine Sache recht beweglich vorstellt, vielleicht hülft's, der Amtmann hat sonst ein weiches Herz. Es ist mir gar lieb, daß mir das einfiel. Einen solchen Handwerker brauchen sie wirklich auf dem Amte, wenn ihr Mann da ankäm. — —

Die Frau. Ach wenn ihm Gott Arbeit geben wollte, was uns nun auf einem Wege von mehr als dreißig Meilen nicht gelungen ist, nähren würde er uns wohl. Freilich ist er jetzt schwach vor Kummer und Krankheit, aber er versteht sein Handwerk. Wenn uns Gott Arbeit gäb! — Lieber himmlischer Vater, was ist aus uns geworden! Ach, es wird keinem bei der Wiege gesungen, was er leiden soll!

Wir waren in so glücklichen Umständen, wir hatten keinen Reichthum, aber ein eigenes Häuschen und Gesundheit, und mein Mann hatte Kraft und Lust und Holz und Werkzeug zum Arbeiten, und erwarb uns Zu-

frie-

friedenheit und Brod. Wenn uns einer gesagt hätte, als wir so fröhlich zur Trauung giengen, daß wir zusammen betteln müßten. Wenn uns das einer nur noch vor einem Jahre gesagt hätte! — Ach der Krieg! — Es ist mir noch wie ein Traum, wie unser Städtchen auf einmal in Flammen stand. Wir rafften zusammen, was wir tragen konnten, und alles übrige und unser Haus — — (sie stockte vor Schluchzen eine Weile und seufzte) liegt nun in Asche und Schutt. — In der Nachbarschaft wimmelte alles von Flüchtlingen, da war keine Arbeit und kein Unterkommen zu finden, und was wir mitgenommen hatten, gieng allmählig darauf. So sind wir immer weiter und weiter geschlichen, und sind nun hier Bettler, — nichts als Bettler, und wir haben es schon Manchem, den wir um eine Gabe ansprachen, angesehen, daß er bei sich dachte, wir möchten wohl Gesindel seyn. Vor sechs Wochen bin ich fünf Meilen von hier, Mutter dieses armen Kindes geworden; das kostete denn die Paar Stückchen altes Geld, die wir für die höchste Noth aufgespart hatten. Und nun, o Gott, kein Brod, und keine Kleidung, und kein leinernes Tüchlein, das Kindlein hinein zu wickeln, und kein Obdach, kein Haus! —

Der Knabe. Und wir waren doch alle unschuldig daran, daß unser Haus verbrannte.

Ueber dem lauten Seufzer, mit welchem der Knabe dieß ausstieß, erwachte das neugeborne Kind mit einem schwachen kläglichen Winseln. Augenblicklich gieng in dem Antlitz der Mutter die Gebährde des Weinens in ein herzzerschneidendes Lächeln über; sie wiegte ihr Kind beruhigend hin und her, und zischelte und flisterte leise: „Still, mein Würmchen! still mein armes Würmchen! ich kann dir noch nichts geben, ich

habe ja selbst den ganzen Vormittag gehungert.“ Gehungert? rief der Reisende, und stand plötzlich, ohne zu wissen, wie er dahin kam, mitten in der Stube, gehungert, Frau? geben Sie ihr zur Erquickung, was sie bedarf und verlangt, Herr Wirth, auf meine Kosten.

Die Frau. Tausendfachen Dank, mein gütiger Herr. Der rechtschaffene Wirth hat uns schon vor einer Viertelstunde gespeist, ohne zu fragen, ob wir ihm einen Pfenning geben könnten. Aber wenn Sie ein paar arme unschuldige Kinder bedenken wollten, so verdienten Sie einen Gotteslohn.

Der Knabe streckte sein Händchen aus. Dazu haben wir dich auch nicht angewiesen, sagte die Frau, das hat die Noth gethan, und sie wollte noch etwas hinzu setzen, als ein Abgehärmter mit edelm Gesichte herein eilte und ausrief: „Freue dich, Christine! wir bleiben hier. Der gute Amtmann will mit meiner Schwäche Geduld haben, und giebt uns ein räumliches Stübchen und eine Streue.“

Die Frau. (Mit aufwärtsblickenden Augen und sich erhebenden Händen) Versorger im Himmel! — Kinderchen, wir haben wieder ein Lager und ein Haus.

Der Knabe. Kommen wir denn wieder in unser abgebranntes Haus?

Der Vater sah unaussprechlich innig auf den Sohn, trocknete eine Thräne und schwieg.

Der Reisende wandte sich abwärts und weinte, und alle waren bewegt.

Indem erschallte das dröhnende Schmettern eines Horns.

Der Wirth. Mutter, da kommt ein Gast.

Die Wirthin. Nein Vater, es kommt nicht näher, es ist dort auf dem freien Platze. Es ist auch

nicht, wie von einer Post — und siehe nur, was ist denn das? da laufen ja die Leute so?

Ehe der Wirth an das Fenster kam, erschütterten dasselbe schon ein paar hastige Schläge, und als er es öffnete, jauchzten auf einmal mehrere Stimmen: Es ist Friede! Vater Schmidt, ein reitender Bothe verkündigt: es ist Friede! — Wie unter einer Schaar zagender Menschen der unerwartete ausgesprochene Trost wirken könnte: Es ist eine Vorsehung! es ist ein ewiger Erbarmer! so erheiterte hier der Ruf: Es ist Friede! Wie jene Schaar erwiedern würde: Getrost! wir wollen uns fassen, — so riefen hier alle, wie aus einem Munde: Gott sey gedankt, der Herr sey gepriesen!

Die alte Frau an dem Korbe. Gottlob, so bekomm ich meinen Sohn wieder.

Der Abgebrannte. So sieht Niemand mehr sein Haus und seine Habe in den Flammen aufgehen.

Seine Gattin. So muß keine Mutter mehr mit ihren Kindern von der Heimath fliehen.

Der Wirth. So sieht man keine Menschen, die gern arbeiten möchten, mehr als Bettler herumirren. Mutter, wir haben zwar keinen Schaden vom Kriege gehabt; aber — (er entblößt sein Haupt) der gute Gott sey gelobt für seine Gnade! Rufe doch gleich die Magd vom Hofe, und Christianen von der Tenne, damit sie sich auch freuen.

Als er so sprach, taumelte von der Magd begleitet Christian herein, und stammelte: „Herr, wißt ihr's schon? es ist ja Friede! nun kommt mein Vater wieder, nun nähren die Väter wieder ihre Kinder.

Der Wirth. Nun werden die zertretenen Aecker wieder gepflügt und besäet, die verwüsteten Gärten und Weinberge wieder bepflanzt.

Der Abgebrannte. Nun werden auf Schutt und Trümmern Häuser aufgeführt, nun lebt und webt alles in den Werkstätten.

Sein Knabe. Nun können die Kinder wieder in die Schule gehen, und brauchen nicht mehr zu betteln.

Der Reisende. Nun werden Kerker geöffnet und Fesseln gelöst. — Nun verliert sich der Argwohn, nun schwindet das unselige Mißtrauen, das hin und wieder zu herrschen anfieng. Es können wohl hin und wieder Thoren oder Bösewichter seyn, die zu ihrem Vortheil gern alles verwirren möchten; aber deren sind doch nur wenige. Die meisten wünschen Ordnung und Ruhe. Ich bin jetzt weit herum gekommen, und habe fast überall hundert Menschen gefunden, welche ihre Fürsten und Beherrscher warm und herzlich lieben, gegen einen Uebelgesinnten. Und wer wollte, wenn er den Kopf und das Herz auf der rechten Stelle hat, nicht für sein Vaterland, mag es von Mehreren oder von Einem gut regiert werden, wer wollte nicht für seine rechte Obrigkeit Gut und Blut hingeben?

Der Wirth. Da hat der Herr ganz Recht: Gut und Blut.

Der Reisende. Nun kehrt das allgemeine Zutrauen zurück, und die Fürsten und die Unterthanen sind wie Väter und Kinder.

Alle. Gott sey gelobt! der Herr sey gepriesen!

Der Reisende. Gott sey gelobt! — Und wenn nun doch auch allenthalben geschähe, was Gott will! Wenn doch auch ein Mann, auf welchen Viele hören, zu Vielen spräche: Möchte jeder nach Vermögen den nothleidenden Brüdern, möchte jeder Deutsche, wie er es kann, den nothleidenden deutschen Brüdern helfen!

Die Frau an dem Korbe. Ich will die armen Kindlein da kleiden. Ich habe es mir in meinem Leben am Spinnrade sauer werden lassen, so viel Leinen muß übrig seyn. Was würde ich wünschen, wenn mein Sohn mit einem Weibe und Kindern so hätte flüchten müssen.

Der Wirth. Ich kleide den Vater.

Die Wirthin. Und die Mutter dazu. Jonas der liebe Gott hat uns gesegnet.

Der Reisende. Ich habe große Achtung für euch, ihr braven Leute. Wenn es noch einige solche menschliche Menschen hier im Dorfe giebt, so wird es leicht seyn, den Abgebrannten die nöthigen Werkzeuge, und was sie sonst bedürfen, anzuschaffen. Hier lege ich den ersten Beitrag dazu nieder.

Der Abgebrannte und seine Frau. (Weinend und die Hände emporhebend). Edle Menschenfreunde, — tausend Dank und Gottes Segen.

Der Knabe. Gottes Segen.

Keiner war ohne Thränen, und der Wirth schluchzte. Mir ist, begann dieser nach einer Weile, als ob ich in der Kirche wäre, und wenn Sie es nicht übel nehmen, Herr, so soll Christian, er kann es so gut, ein Dankgebeth aus meinem Gebethbuche lesen.

Der Reisende. O ich bethe gerne mit. Mein Herz ist voll. Aber wie wäre es, wenn ich euch jetzt, gleich aus dem Herzen Dank und Bitte spräche?

Ach wenn der Herr das wollte, sagte der Wirth, und verneigte sich ehrerbiethig, und alle neigten sich und knieten dann mit gefalteten Händen ernst und aufmerksam da.

Es ist Friede, es ist Friede! rief in dem Augenblicke noch ein Greis, der herein zitterte, sahe dann die andächtigen Leute, verstand die Winke des Wirths, und kniete sich mit über die Brust geschlagenen Armen neben die Uebrigen, indem der Reisende also zu reden anfieng:

„Es ist Friede! dafür, du Gott des Friedens, der du aus Stürmen Gesundheit und Reinigung, aus Ungewittern Schönheit und Fülle, aus Verwirrung Eintracht und Ordnung hervorgehen lassest! dafür du Gott des Friedens danken dir Lippen und Herzen, Gesänge, Gebethe und Thränen. Dafür danken dir Völker, Städte und Dörfer, Bewohner von Pallästen und von Hütten; dafür dankt dir auch hier eine kleine innig gerührte Schaar. Du hörst alle, du hörst auch uns. Erhöre alle deine Kinder, wenn sie bitten, was gut ist; erhöre auch uns. Erhalte und segne uns nun deine theuere köstliche Gabe, den schönen goldenen Frieden. Segne alle, die Theil daran hatten, laß sie dafür große Freude geniessen, in ihren Häusern und an den Ihrigen, und stärke sie, ferner zu thun, was sie können, damit es hieniede so gut wird, als möglich. Laß Saaten wachsen, wo Blut strömte, laß die Liebe verbinden und bauen, wo der Haß verletzte und zerstörte; laß alle Wunden heilen, laß alle Waisen, die nach ihren Vätern schreien, alle Wittwen, die um ihren Gatten trauern, Versorger! alle die keine Häuser haben, ein Obdach, die aus ihrem Vaterlande flohen, eine Heimath, laß die Hungerigen Brod, und die Nackenden Bekleidung finden! Lieber Gott, Viele haben ja mehr als sie brauchen. Gieb diesen in die Augen Thränen des Mitleids und in die Herzen das Gefühl, welche heilige Pflicht und wie süß es ist, von der Fülle der Speisen die Verschmachteten zu stärken und

mit einem überflüssigen Gewande die Entblößten und Frierenden zu decken. Gieb überall Verstand und Ordnung, Einsicht und Wahrheit und reife Ueberlegung vor der That. Gieb allen, welche Staaten verbessern wollen, ohne etwas davon zu verstehen, Weisheit, damit sie lieber erst in ihren Häusern untersuchen, ob nicht da etwas zu verbessern seyn möchte. Gieb allen, welche Staaten verbessern wollen, und es verstehen, wirksamen Beifall und ihren Unternehmen Gedeihen. Gieb allen Bürgern Kindersinn, und allen Fürsten den Sinn eines Vaters, der alle seine Unterthanen in Frömmigkeit und Gerechtigkeit regiert. Gieb allen Menschen Tugend und Frieden mit jedermann und mit sich selbst. Gieb auch uns Tugend und Frieden mit jedermann und mit uns selbst; bis wir endlich Frieden finden im Grabe, und den ewigen Frieden bei Dir, den uns Jesus erworben hat!“

Amen! rief der Greis, der zuletzt in die Stube getreten war; und mit noch immer gefalteten Händen und von Herzen sprachen alle: Amen!

Inhalts-Anzeige.

1. Die Macht der Versuchung . . . . . S. 5—30
2. Eusebio. Die fünfte Bitte . . . . . S. 31—47
3. Der Werkführer Philipp . . . . . . S. 48—61
4. Der Findling . . . . S. 62—131
5. Der Barnabit . . . . S. 132—169
6. Die Büßende . . . . S. 170—197
7. Der Augenarzt . . . . S. 198—204
8. Alfred der Große . . . . S. 205—216
9. Maria. Werth einer religiösen Erziehung . S. 217—250
10. Rosemunde . . . . S. 251—270
11. Die Gesellschaft im Gasthof . . . . . S. 271—279

Förster

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauber, Johann Michael, 1778-1843 / Hauber, Johann Michael / Irmischer, Johann Konrad

Lesefrüchte Geschichten und Erzählungen für Freunde des Guten und Schönen

München 1831

Paed.pr. 1693-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760062-4